image
not
available

Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Zehnter Band:

Der Stockfischfang.



Leipzig,
Ernst Keil.
1856.

Der Stockfischfang.

Von

Ludwig Storch.



Leipzig,
Ernst Keil.
1856.

1.

Ein Diplomat als Liebhaber.

Eine elegante Berline fuhr an die Veranda eines ziemlich großen, im modernen Style erbauten Gartenhauses vor dem Thore einer norddeutschen Residenz. Im Garten und am Gebäude deutete Alles auf Reichthum und Prachtliebe. Auf dem gußeisernen, vergoldeten Balkone grünte und blühete üppiges Pflanzenleben einer heißern Zone in stolzen Exemplaren; purpurne schwere Vorhänge mit goldübersponnenen Franzen leuchteten durch die hohen Spiegelfenster. Vor und zu Seiten des Hauses gut gepflegte Bowling-greens und geschmackvoll gruppirte Boskets; überall die Enthüllung eines Genius voll Kunstsinn, Geschmack und Takt. Nirgend zu viel, nirgend zu wenig; stets das rechte Maß.

Der Diener sprang von der Berline und ging mit dem eigenthümlich eiligen Schritt geschäftiger Müßiggänger in das Gartenhaus. Nach einigen Minuten kehrte er zurück und meldete im schnarrenden Bedientenleierton: „Excellenz sind angenommen", öffnete dazu den Schlag und half einem stattlichen wohlbeleibten Herrn heraus, auf dessen feinem schwarzen Leibrock mehre Ordenszeichen glänzten. Das Gesicht, von jenem Roth — obwohl erst sparsam — belegt,

welches aus einem geistvollern Gefäß, als das Schminktöpfchen, stammt, trug mehr Gutmüthigkeit in den regelmäßigen, schier schönen Zügen, als man in aristokratischen Gesichtern zu finden gewohnt ist, und hatte keine Spur von der traurigen, in jenen Regionen gleichsam stereotyp gewordenen Blasirtheit. Die Excellenz war, wenn auch kein junger Mann mehr, doch aber noch ein schöner und besonders ein einnehmender Mann. Mit natürlichem Anstand, ohne vornehme Affektation, stieg er aus und ging in das Haus. Ein Diener öffnete ehrerbietig eine Flügelthür des Gartensalons und der wohlgebildete Herr stand vor einer reizenden Frau, die anmuthig auf einem kostbaren Polsterbette lag, nur leicht mit einer purpurseidenen Decke überworfen, in einen blüthenweißen Morgenanzug gekleidet und das wohlgeformte Köpfchen auf die zarte Hand gestützt, über welche einzelne braune Locken, die sich aus dem Häubchen herausstahlen, herabfielen. Das liebliche Gesicht war etwas bleich und angegriffen, aber dadurch gewiß nur noch interessanter. Ein paar große braune Augen blickten mit gedämpftem Feuer unter schönen dunkeln Bogen und mit einem Ausdruck von Wohlwollen auf den Eintretenden. Aus dem ganzen, wenn auch nicht streng regelmäßig schönen, aber recht hübschen Ovale, vorzüglich aber aus dem niedlichen Näschen, sprach jene naive Kühnheit, jene rasche Entschlossenheit, welche die meisten Männer so sehr am Weibe lieben, weil sie etwas Männliches zu sein scheint, aber doch eigentlich, und ihrem innersten Wesen nach, durch und durch weiblich ist. Die junge Dame war jedenfalls eine sehr interessante Erscheinung.

Vor ihr auf einem Nachttischchen waren Modezeitungen und Bilder, politische und belletristische Tage-

blätter aufgehäuft; eins derselben, in welchem sie eben gelesen zu haben schien, hatte sich, ihrer Hand entfallen, auf die Decke gebreitet. Ueber die Lehne eines Stuhls, ihr zugewendet, hing ein neues, grünseidenes Kleid von schwerem Stoff, ein herrlicher Shawl, ebenfalls erst aus dem Magazin gekommen, wie der Augenschein lehrte, daneben; ein neuer Rosaflorhut und andere Putzgegenstände hatten den nahen Tisch eingenommen, vor welchem eine etwas affektirt geputzte Frau in den mittleren Jahren und mit einem verschmitzten Gesichte saß, beschäftigt mit der Nadel einiges an dem Putz zu vervollständigen.

„Noch immer nicht besser, meine Gnädige?“ fragte die Excellenz, nach höflicher Begrüßung, mit herzlichster Theilnahme und setzte sich an das Bett, die Hand der Dame mit angeborener Galanterie küssend. „Ich glaubte Sie wieder wie eine Sylphide Ihren Garten durchschwärmend zu finden, und muß Sie zu meiner Bestürzung noch das Lager hütend sehen.“

„Aber morgen fahr' ich wieder aus, bester Baron“, sprach die schöne Frau munter und lächelnd und mit einer unbeschreiblichen natürlichen Grazie, die man eine wilde zu nennen hätte versucht sein können. „Sie sehen, Madame Holzmann hat mir aus ihrem Magazin einen neuen Anzug mit Zubehör gebracht. Ich kann doch meine Genesung nicht in einem alten Kleide feiern!“

„Sie entfalten in jedem neuen Kleide neue Anmuth“, sagte der Baron; „deshalb können Sie für Ihre Verehrer gar nicht genug neue Kleider besitzen. Ich bitte höflichst um Erlaubniß, Sie morgen in meinem Wagen abholen und an Ihrer Seite Platz nehmen zu dürfen.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

„Vielleicht erfahre ich dann auch aus Ihren gütigen Mittheilungen, welch' ein Unfall Ihnen eigentlich begegnet ist, dessen Folgen so unheilbringend für Sie geworden sind, und aus dem Sie mir und allen Ihren Freunden bis jetzt ein Geheimniß gemacht haben."

„Ich kann Ihnen unmöglich mehr sagen, als ich bereits gethan. Dringende Umstände halten mich ab. Genug, ich hatte einen furchtbaren Schrecken und schwebte einige Minuten, die aber wahrhaft peinigend für mich waren, in einer sehr großen Gefahr, aus der mich ein mir unbekannter junger Mann großmüthig rettete und sich dann schnell meinem Dank entzog. Verlangen Sie keine Details. Ich würde dadurch eine Person compromittiren, die zu schonen ich alle Ursache habe."

„Sie haben also ein vollständiges Abenteuer erlebt, das leicht die schlimmsten Folgen für Sie hätte haben können."

„Gewiß, so ist's, und meinem Retter verdank' ich es, daß Alles so gut abging. Von Ihrer Ehrenhaftigkeit, Baron, setz' ich voraus, daß Sie in diesem Abenteuer nichts von meiner Seite vermuthen, was mir zum Vorwurf gereichen könnte."

„Es kömmt mir kein solcher Gedanke in die Seele, und ich würde Sie gegen Jeden vertheidigen, der es wagte, so etwas zu äußern. Vielleicht gelingt es mir noch, Ihr volles Vertrauen zu gewinnen."

„Es ist nicht verredet, und Sie sind dessen so würdig."

Entzückt über diese Aeußerung rief der Baron: „Ah, wie Sie noch immer leidend aussehen! es zerschneidet mir das Herz."

„Wohl weniger Folge des Schreckens als des Verdrusses, meinen Retter nicht ausfindig machen zu

können. Sehen Sie nur, in den Tageblättern hab' ich ihn verblümter Weise gesucht und dringend gebeten, seine Adresse in der Modehandlung des Herrn Holzmann abzugeben. Vergebens! Mit kaltem Stolze verschmäht er meinen Dank und das ärgert mich ungemein."

„Aber, mein Gott! was kann Ihnen daran liegen, einen unhöflichen Menschen, den der Himmel zufällig zu Ihrem Retter machte, näher kennen zu lernen?"

„Ich will ihn ja nicht näher kennen lernen!" rief die kleine Frau mit neuem Verdruß, der dem Baron deutlich genug hätte verrathen können, daß sie nicht die Wahrheit sprach, wenn er anders geistig befähigt gewesen wäre, solche psychologische Räthsel zu lösen. „Ich will ihm nur keinen Dank schuldig bleiben; das ist ein drückendes Gefühl für mich."

„Geben Sie dem Armen, was Sie ihm zugedacht haben, und bringen Sie das durch einen Erlaß in der Zeitung zur Kenntniß des Plebejers", sagte der Baron, „dann haben Sie Gott und sich genügt."

Aber die schöne kranke und eigensinnige Frau konnte nicht so leicht von dem Gegenstande abkommen, mit welchem sie nun seit acht Tagen unausgesetzt beschäftigt gewesen war.

„Wissen Sie wohl, Herr Baron", fuhr sie fort, „welch' ein sonderbarer Gedanke mir vorhin durch den Kopf gefahren ist? Ich möchte ihn fast eine Ahnung nennen."

„Sie wissen, wie gerne ich Ihre Gedanken vernehme. Lassen Sie hören!"

„Haben Sie in den Zeitungsblättern der jüngsten Tage von dem Demagogen gelesen, der unter dem Namen, ‚der schlanke Stock', auch ‚der Stockfisch' genannt, polizeilich verfolgt wird?" Dabei hob sie das

Blatt von der Bettdecke und hielt es ihm hin. Er nahm es aber nicht, sondern versetzte kalt: „Mir ist so, als hätt' ich es gelesen. Aber was kann Sie ein solch abgeschmackter Mensch interessiren, dem man noch zu viel Ehre anthut, wenn man ihn toll nennt?"

Das Gesicht der schönen Frau verfinsterte sich. „Ich glaube die Tollheit der jungen Leute, die man mit dem Namen Demagogen zu brandmarken glaubt, hat mehr Vernunft, als die Klugheit mancher hochgelahrten Herren", sagte sie pikirt. Eine peinliche Pause trat ein. Der Baron sprach mit einem Blick zu der Putzmacherin, die sich sofort entfernte.

„Aber Sie sind mir ja Ihre Ahnung noch schuldig, gnädige Frau", begann die Excellenz wieder kleinlaut.

„Sie sollen sie zur Strafe nicht erfahren."

„Wie konnte ich wissen, daß Sie sich für die Demagogen interessiren?"

„Ich interessire mich für alles Große, Schöne und Edle. Diese jungen Männer schwärmen und glühen für Freiheit. Sie können sich noch für eine Idee begeistern. Deshalb interessire ich mich für sie. Und weil sie die Märtyrer dieser hochherzigen Begeisterung werden, deshalb interessire ich mich doppelt für sie."

„Wie schön Ihnen dieser Eifer läßt!" lachte der Baron. „Sie können Ihr französisches Blut doch keinen Augenblick verläugnen. Daran hatte ich nicht gedacht."

„Es ist mehr werth, als Ihr deutsches Phlegma, mein Herr."

„Ich bin nicht so ungalant, diese Behauptung bestreiten zu wollen. Aber haben Sie denn schon deutsche Demagogen persönlich kennen gelernt?"

„Nein; ich bin nicht so glücklich gewesen,“ versetzte sie erröthend und unsicher.

„Ich dachte mir's wohl; denn sonst würde Ihr gesunder Verstand und Ihr weibliches Gefühl anders von ihnen urtheilen. Ich könnte mit einem Exemplar aufwarten, und das ist noch von der besten Sorte.“

„Wie so? Sie, Baron? Wie kommen Sie, der Gesandte, der Minister, mit einem Demagogen zusammen?“

„Weil ich ihn im Hause habe, den tollen Burschen. Er hat sich als Verwandter aus meiner Heimath hierher zu mir geflüchtet, weil er zu Hause nicht mehr sicher war. Ich muß nun bei meiner Regierung all' meinen Einfluß anwenden, um den thörichten Jungen aus der Patsche zu ziehen, in die er ganz eifrig gerennt ist. Doch lassen wir das! Der Bursche ist zu unbedeutend, als daß wir viel Redens von ihm machen sollten. — Wird es Ihnen nun gefällig sein, mir Ihre Ahnung mitzutheilen?“

„Ich sollte nicht. Aber Sie wissen, ich kann nicht lange zürnen. Wie gesagt, ich las zeither öfter von dem ‚schlanken Stock‘ und heute wieder. Da sagt mir denn Madame Holzmann: man spreche hier allgemein, der Student, der sich unter diesem Namen versteckt habe, halte sich in hiesiger Stadt auf und fast täglich sei von ihm in ihrem Laden die Rede.“

Der Baron lachte wieder herzlich. „Ich glaube,“ sagte er, „dies wird man in jeder großen Stadt behaupten. Dieser schlanke Stock ist eine zu mysteriöse und deshalb interessante Person, als daß nicht jede Stadt sich die Ehre anmaßen sollte, ihn als Gast angeblich zu beherbergen.“

„Nein, nein!“ rief die Schöne wieder unwillig.

„Er ist hier gesehen worden und soll ein sehr schöner junger Mann sein.“

„Aber wer kennt ihn denn? Wer kann denn behaupten, daß dieses oder jenes Subject der berühmte Stock ist? Und wenn er wirklich hier wäre, so würde er selbst, gleichsam steckbrieflich von der Polizei verfolgt, doch wohl der Letzte sein, der sich zu diesem Namen bekennte, der doch jedenfalls nur ein studentischer Spitzname ist, da ihn Niemand verdenken kann und wird, seinen wahren Namen zu führen.“

„Dem sei nun wie ihm wolle,“ rief die kranke Dame ärgerlich. „Ich habe in meiner Seele die Ueberzeugung, daß er wirklich hier lebt, und die Ahnung, daß niemand anders mein Retter war, als eben dieser Herr Stock.“

Der Baron schüttelte leise und mißbilligend den Kopf, und seine Züge nahmen etwas von diplomatischer Strenge an. Er ließ einige Augenblicke verstreichen und fragte dann höflich: „Wann befehlen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie morgen abhole?“

„Ich werde morgen noch nicht ausfahren, weil ich wieder kränker sein werde.“

„Aber, gnädige Frau, Sie sind ja gesund.“

„Das muß ich doch besser wissen. Ich fühle mich von Minute zu Minute kränker. Ich werde unter einer Woche nicht ausfahren können. Ich danke Ihnen für Ihre Güte; aber ich kann keinen Gebrauch davon machen. Leben Sie wohl, Herr Baron.“

Schmollend drehte sie das Köpfchen nach der Wand und nahm keine Notiz mehr von dem etwas verlegenen Diplomaten. Dieser war unschlüssig, ob er ihr gute Worte geben, oder gehen sollte. Endlich ermannte er sich und verließ rasch Zimmer und Haus.

2.

Die Amme und die Iris.

Kaum hörte die scheinbare Kranke seinen Wagen davon fahren, als sie sich erhob und schellte. Ein flinkes Zöfchen trat herein.

„Lisette, ist Madame Holzmann noch da?"

„Ja, auf meiner Stube."

„Ist die Amme zu Hause?"

„Sie hilft Madame Holzmann die Chemisette nach Ihrer Vorschrift umändern."

„Sie sollen Beide sogleich kommen." Lisette ging und nach wenigen Minuten trat die Putzmacherin wieder herein, von einer ältlichen Frau gefolgt, deren bescheidener mütterlichen Gestalt man es sogleich ansah, daß sie die älteste Spielpuppe der kleinen eigensinnigen Herrin war. Wer kennt sie nicht, diese stets gehätschelten und unaufhörlich geplagten Mignons vornehmer Frauen, diese armen Geschöpfe, deren Lage unerträglich wäre, wenn ihre Geduld jemals eine Grenze fände; die ewig heitern, immer dienstfertigen Sündenböcke aller Launen und Wunderlichkeiten ihrer Gebieterinnen; diese unentbehrlichen, geschickten weiblichen Wesen, die in der Menschennatur die bescheidne Stelle bekleiden, welche der dressirte Pudel in der Hundenatur einnimmt; diese ehrwürdigen, lächelnden Gestalten, die, in einem Athem geliebkost, mit Leckerbissen gefüttert, herausgeputzt, beschenkt und ausgescholten, moralisch mit Füßen getreten, wirklich geohrfeigt (sie haben das Eine so wenig verdient, wie das Andre), dennoch apportiren, über den Stock springen, das

Schnupftuch nachtragen und zu jedem anderweitigen Dienste freudig bereit sind; wer kennt diese Menschenart nicht, die man mit dem Namen „Amme" bezeichnet!

Frau Anna Silbers war ein prächtiges und ausgezeichnetes Exemplar dieser Gattung. Sie war als Amme des einzigen Kindes der Frau von Villiers in das reiche Haus des alten Mannes gekommen, dessen Gemahlin die schöne Frau damals gewesen war, und als die schwächliche Frucht einer kalten Geldehe dem Vater nach in die Gruft gesunken war und die Mutter zur Erbin eines ungeheuern Vermögens gemacht hatte, war die Amme dieser schon unentbehrlich geworden.

Was dieser guten Frau an raffinirter Klugheit abging, das besaß das andre weibliche Individuum, welches jetzt mit ihr zusammen in das Zimmer trat, in Ueberfluß. Die Putzmacherin und Modistin Madame Holzmann stand zwar in keinem Dienstverhältniß zu Frau von Villiers, ließ sich aber nichtsdestoweniger zu allen den Dienstverrichtungen gebrauchen, zu welchen Frau Silbers untauglich war. Es waren dies die feinen der Intrigue, der Referate pikanter Ereignisse aus den höhern Kreisen der Gesellschaft, deren Lieferantin Madame Holzmann ausschießlich war, und der Befriedigung jener außerordentlichen Gelüste und Launen, die man eben nur in jenen Regionen kennt.

Ein solches Gelüste hatte sich nun gerade jetzt der schönen Witwe bemächtigt, und sie konnte demselben so wenig widerstehen, wie irgend einem andern; im Gegentheil war sie fest entschlossen, alle Mittel und Wege einzuschlagen, um es zu befriedigen.

„Liebe Holzmann," sagte sie mit schmeichelndem Tone — und die Angeredete wußte stets, was dieser

zu bedeuten hatte — „der Baron von Geisheim hat mir soeben etwas unbedacht und gewiß gegen seinen Willen ein köstliches Geheimniß verrathen, nämlich daß er einen Demagogen im Hause hat, einen Verwandten, wie er sagt. Ich muß durchaus diesen jungen Mann kennen lernen, koste es was es wolle; nur darf der Baron um's Himmels willen nichts von meinen Operationen erfahren. Ich brenne vor Verlangen, endlich die nähere Bekanntschaft eines jener hochherzigen Jünglinge zu machen, deren kühne Ideen, die sie als Thaten in das Leben zu rufen bemüht sind, mich schon lange begeistert haben. Ich freue mich ungemein, den jungen interessanten Mann bei mir zu sehen. Und denken Sie sich, wenn er mein Retter wäre — ich habe so eine stille Ahnung — ja wenn er vielleicht gar der berühmte schlanke Stock wäre! Ich kann mich vor Entzücken kaum fassen bei diesem Gedanken."

„Aber, gnädige Frau," nahm in dieser kleinen Pause, die der poetische Traum der Frau von Villiers machte, die Amme schnell und ängstlich das Wort. „Die Demagogen, oder wie sie heißen, sollen ganz erschreckliche Leute sein, Räuber, Mörder und Mordbrenner, die das Kind im Mutterleibe nicht schonen."

„Schweig, Anna, mit Deinen Albernheiten!" rief die Gebieterin erzürnt.

„Ich möchte Ihnen doch Vorsicht anrathen, gnädige Frau," warnte, des Zornes ungeachtet, jetzt die Putzmacherin. „In meinem Laden wurde erzählt, der schlanke Stock könne sich unsichtbar machen, sei hieb- und kugelfest und ein schrecklicher Bösewicht, der sich dem Teufel für solchen Schutz mit Leib und Seele verschrieben habe."

„Mein Gott, Holzmann, Sie sind so eine gescheidte Frau und können solche Ungereimtheiten glauben! —

Lassen Sie mich nur gewähren. Ich bedarf Ihrer Hülfe. Ich muß Sie aber dringend bitten, pünktlich und gewissenhaft das zu thun, was ich Ihnen aufgebe, und durchaus nicht weniger und nicht mehr."

„Verlassen Sie sich auf mein Wort, gnädige Frau, daß ich Ihre Befehle buchstäblich ausführe."

„Vor der Hand bestehen sie in nichts weiter, als daß Sie ein Billet, welches ich Ihnen jetzt gleich schreiben werde, an Herrn Sillig, den Secretair des Barons, heimlich abgeben, d. h. so, daß im Gesandtschaftshotel Niemand weiter etwas davon erfährt. Sie begreifen, daß ich keinen meiner dienstbaren Geister an den Secretair schicken kann.

„Er soll es heute noch haben; denn er geht täglich an meinem Laden vorüber. Ich brauche ihn also nur herein zu rufen, um es ihm zu übergeben."

Die schöne Witwe eilte mit großer Munterkeit zu ihrem eleganten Schreibtische und warf flüchtig einige Zeilen auf Papier, und versiegelte und übergab es der Putzmacherin, die sich sogleich damit empfahl.

3.

Ein Demagog und sein Schutzgeist.

In einem einfachen, auf den Hof hinausgehenden Zimmer im dritten Stockwerk des . . . ischen Gesandtschaftshotels sitzt am frühen Morgen ein junger Mann, dessen kräftige und angenehme Gestalt lebendigen Eindruck auf jedes unbewachte junge Frauenherz zu machen geeignet ist, in einem kurzen linnenen

Reiserock und liest aufmerksam in einem Buche, während er aus einer langen Pfeife die blauen Wölckchen eines köstlichen Knasters zieht und dazu aus einer Tasse duftenden Kaffee schlürft. Da huscht eine allerliebste Mädchengestalt durch die Thür herein. Welch' ein kleiner niedlicher Kopf, von dem hellblonde Locken sich herabringeln und das zarte sanftgefärbte Bild mit den blauen treuherzigen und doch so schelmisch lachenden Augen gleichsam in einen goldnen Arabeskenrahmen fassen! Das niedliche Näschen, etwas keck emporstehend, deutet auf Muthwillen und geistige Ueberlegenheit und ein paar Züge um den frischen üppigen Mund verrathen etwas wie ein Trotzköpfchen. Sie umarmt und küßt den Studenten ohne alle Umstände und er läßt es sich mit einer Gleichgültigkeit gefallen, die einen verdrießen könnte.

„Ich will Dir nur schnell etwas Neues entdecken," flüstert sie ihm zu. „Der Baron hat mir so eben verrathen, daß er Deinetwegen nach Hause geschrieben hat an die Regierung. Er war vorhin beim Frühstück in seiner besten Laune, und da kann er mir nichts verschweigen, was das Haus betrifft. Er hat gebeten, sie möchten Dir doch Deine politischen oder vielmehr unpolitischen Sünden vergeben und Dich wieder zu Gnaden annehmen. Aber er hat keine günstige Antwort erhalten. Sie sind sehr übel auf Dich zu sprechen, Bernhard. Du mußt es aber auch recht schlimm gemacht haben."

„Ach, davon verstehst Du nichts, Lilli," versetzte der Student mit abwehrendem Trotz. „Ich versichere Dich auf meine Ehre, daß ich gar nichts Unrechtes gethan habe. Aber wer die Macht hat, versucht ungestraft die edelste Handlung zur Missethat zu stempeln. Wer Kläger und Richter in einer Person ist,

wird natürlich der Gegenpartei nicht Recht geben. Es verschlägt mir auch ganz und gar nichts, wenn sie mich nicht zu Gnaden annehmen wollen; ja ich will gar nicht zu Gnaden angenommen sein und mir schon selbst eine anständige Existenz schaffen."

„Geh' doch, Du trotziger Junge und schäme Dich!" schmollte Karoline, strich ihm aber dabei zärtlich die Locken aus der hohen Stirn. „Der Baron hat nun aber doch noch einmal und noch nachdrücklicher geschrieben und erwartet nun eine günstigere Antwort in diesen Tagen. Er läßt Dich aber bitten, ja recht vorsichtig zu sein und Dich ganz häuslich zu halten, da die Befehle gegen die Demagogen hier geschärft und alle Polizeioffizianten auf sie zu fahnden streng angewiesen sind. Auch sind neuerdings wieder mehre Demagogen aufgegriffen worden. Ich beschwöre Dich, Bernhard, befolge seinen väterlichen Rath, die Angst für Deine Sicherheit bringt mich sonst um."

„Ich weiß es ja, gute Lilli, wie sehr Du mich liebst und um mein Wohl besorgt bist," versetzte er und drückte ihr die Hand. „Mache Dir nur keinen Kummer, ich will des gütigen Barons Rath befolgen und, so lang ich noch hier bin, mein Zimmer nicht mehr verlassen."

4.

Der Secretär Sittig.

Das liebe Mädchen wollte ihn eben für dieses Versprechen mit einem Kusse belohnen, als leise an

die Thür geklopft wurde und sogleich ein junger, hagerer, geschmeidiger Mann hereinglitt. Er war in einen feinen schwarzen Anzug gekleidet, der absichtlich die neueste Mode zu vermeiden schien. Das glänzend schwarze Haar war glatt über die gedrückte Stirn gekämmt, und ein paar dunkle Augen von sehr gemischtem Ausdruck senkten sich wie in demüthiger Bescheidenheit, verkündeten aber eine listige Geistesüberlegenheit, wenn er sie erhob. Ein eigenthümlicher, nichts weniger als gutmüthiger Zug zuckte über sein Gesicht, als er das junge Mädchen hier erblickte, aber im Nu war er wieder der ruhige besonnene Mann. „Ich störe doch nicht?“ lispelte er mit einem sauern Lächeln.

„Ich wüßte nicht, was Sie stören sollten, Herr Secretär,“ entgegnete das Mädchen mit schlecht verhehlter Befangenheit, „ich habe Herrn Müller nur eine ihn betreffende Nachricht überbracht.“

„Und ich bin aus derselben Absicht gekommen,“ sagte der Secretär.

„Noch hab' ich Ihnen meinen Dank nicht abgestattet, mein Fräulein,“ wandte sich der Student zu der Schönen. „Meine Dankbarkeit wird gewiß auf Mittel sinnen, mich Ihnen erkenntlich zu zeigen.“

„Es bedarf keines Dankes, Herr Müller.“

„Ich wollte Ihnen nur sagen, werther Freund,“ nahm der lauernde Secretär das Wort, „daß ich Sie um sieben Uhr diesen Abend abholen will.“

„Wie? Sie wollen doch das Haus wieder verlassen, Herr Müller?“ fragte Lilli ängstlich.

„Diesen Abend zum letzten Male, mein Fräulein. Ich habe es meinem Freunde Sillig versprochen.“

„In meiner Gesellschaft ist er so sicher, wie in Abrahams Schoße,“ grinste der Secretär wieder. „Der Himmel hält seine Hand über die Gerechten. Denn

2*

er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen, daß sie Dich auf den Händen tragen und Du Deinen Fuß nicht an einen Stein stößest. — Es bleibt doch dabei, daß ich Sie um sieben Uhr abhole?"

„Ich werde Sie erwarten, lieber Sillig."

„So will ich mich wieder empfehlen."

„Wohin so eilig?"

„Ich will meine Morgenandacht in einem Tempel des Herrn verrichten. Der Anblick des Heiligthums während des Gebets stimmt die Seele höher."

„Sie sind gar zu fromm, Herr Secretär," sagte das Mädchen mit einem Anfluge von Spott. „Ich bitte, beten Sie auch für mich."

„Ich bete stets für Ihr zeitliches und ewiges Wohl."

„So wünsch' ich, daß alle Ihre Gebete von Gott erhört werden möchten!" Mit diesen Worten war sie schnell zur Thüre hinaus.

„Mamsell Sternau scheint nicht zu wünschen, daß Sie diesen Abend das Haus verlassen," nahm Sillig das Wort und warf unbemerkt einen heimtückischen Blick auf den Studenten.

„Ah was! Sie hat mir eben gesagt, daß die Polizei den Demagogen eifriger als je nachspürt."

„Und sie scheint sehr großen Antheil an Ihrem Schicksale zu nehmen?"

„Je nun, sie ist ein gutes Kind, und ich bin ihr eine neue Erscheinung im Hause."

„Wär' es weiter nichts? Sollte das Herz nicht dabei in's Spiel gekommen sein?"

„Ah, lassen Sie sich nichts Thörichtes einfallen, lieber Freund!"

„Ja, ja, Sie haben vollkommen recht, werthester Freund, es wäre etwas sehr Thörichtes von Ihnen

und von ihr, denn Karoline Sternau ist eine blutarme Waise, die Ihr Vetter, der Herr Baron, aus purem Mitleid in's Haus genommen hat. Frau von Villiers aber ist eine steinreiche und dabei schöne und geistvolle Frau. Sie können Ihr Glück bei ihr machen und ich gönn' es Ihnen von Herzen."

„Bah! davon kann doch wahrlich nicht die Rede sein. Ich verspreche mir nichts als einen angenehmen Abend, und das ist Alles."

„Das Uebrige will ich dem lieben Gott im brünstigen Gebete anbefehlen. Meine Gebete bleiben selten ohne Wirkung. Leben Sie wohl, mein Bester!"

Der fromme Mann empfahl sich und der Student schritt, sich in Tabakswolken hüllend, im Zimmer auf und ab, still vor sich hinlächelnd.

5.

Eine böse Ahnung.

Noch war keine halbe Stunde verstrichen, als Karoline heftig in's Zimmer trat.

„Bernhard," sagte sie mit ängstlicher Stimme, „meine Ahnung sagt mir, daß Dir Gefahr von Sillig droht."

„Von Sillig?" fragte der Student verwundert und aus seinen Träumen fallend.

„Ich möchte darauf schwören, er ist fort, um Dich zu verrathen. Ich habe Dir deshalb schnell in einer Bodenkammer ein sicheres Versteck bereitet. Dorthin mußt Du Dich ohne Aufschub begeben, ehe er zurück-

kommt, und wir müssen ihm und dem Baron, der zum Glück schon ausgefahren ist, weiß machen, Du seist plötzlich abgereis't, von einem Freunde entführt worden."

„Aber, Lilli, welch' ein abenteuerlicher Plan! Ich bitte Dich!"

„Bernhard, ich beschwöre Dich, mir zu folgen! Meine Unruhe steigt mit jeder Minute. Meine böse Ahnung wird zur Ueberzeugung. Du schwebst in der äußersten Gefahr und mußt Dich augenblicklich in die Bodenkammer verstecken. Packe schnell Deine sieben Sachen zusammen und schreib' an Sillig einige Abschiedszeilen."

„Ich kann und mag es nicht glauben, daß Sillig so schlecht sein könnte. Nein, nein, man muß den schönen Glauben an die Menschheit nicht so leicht aufgeben."

„An die Menschheit nicht, lieber Bernhard, aber an solche fromme Menschenfratzen. Mein Gefühl täuscht mich nicht; er geht damit um, Dich zu verderben. Setz' Dich und schreib' ihm, sonst bist Du verloren. Ich will derweil Deine Habseligkeiten zusammen lesen."

„Du siehst überall Gespenster, Lilli," sagte Bernhard verdrießlich, denn er dachte wieder an den zugesagten Besuch für diesen Abend, der auf diese Weise zu Wasser zu werden drohete.

„Diese frommen Geister sind die Gespenster unserer Zeit. Und der Heuchler hat es verstanden, den Baron für sich einzunehmen, denn die Frömmigkeit ist jetzt unter den vornehmen Leuten Mode. — Schreib', schreib', um Deines Heils willen!"

„Sillig hat mir alle Liebe und Freundschaft erwiesen," widerstrebte Bernhard; „ich habe ihn mit

nichts beleidigt, weshalb sollte er mich nun verrathen wollen?"

„Alles mit Absicht und zu seinen Zwecken, ist Silligs geheimer Grundsatz," eiferte Karoline, und ihre Züge wurden dabei lebendiger und färbten sich röther. „Lehre Du mich das Gesicht dieses Menschen kennen. Er führt Böses im Schilde. Jede seiner Mienen verrieth ihn mir, in so fromme Falten er sie auch zu legen sich bemühte. Nie spricht er mehr von Religion und Tugend, als wenn er, vollgepfropft von Falschheit, eine Bosheit ausbrütet. Als er mich vorhin hier auf Deinem Zimmer fand, sah ich nicht nur am unheimlichen Funkeln seiner Augen, ich hörte auch an seinen salbungsvollen Reden, was in ihm vorging, und als er uns versicherte, ein religiöses Bedürfniß führe ihn aus dem Hause, flüsterte mir mein Genius zu: er gehe Dich zn verrathen, und ich schickte ihm Jakob nach, um seine Wege auszuspähen."

„Und Jakob wird Dich bald genug von der Grundlosigkeit Deines Verdachtes überzeugen."

„Desto besser. Dann hab' ich nur die Dachkammer vergeblich eingerichtet, und Du nur ein paar Zeilen vergeblich geschrieben. Setz' Dich; ich will Dir den Brief dictiren; denn Du machst von selbst doch keine Anstalt dazu."

„Aber, beste Karoline!" —

„So schreib' doch!" rief das Mädchen jetzt ärgerlich und stampfte mit dem kleinen Fuß auf den Boden. „Muß ich Dich doch zu Deiner Rettung zwingen!" Aber schnell fügte sie sanfter und im schmeichelnden Bitttone hinzu: „Thu' mir's zu Liebe, guter Bernhard, und folge mir nur diesmal noch!"

Da war der Widerstand des jungen Mannes be-

siegt. Er setzte sich an den Tisch und nahm Papier und Feder.

Karoline diktirte und Bernhard schrieb: „Mein edelster, theuerster Freund! Die Seele blutet mir, nicht persönlich von Ihnen Abschied nehmen und Ihnen Aug' in Auge, Herz an Herz, für alle mir erwiesene Freundschaftsdienste danken zu können.“ —

„Mädchen, wie falsch bist Du!“ rief der Schreiber empört.

„Schlau, Lieber, nichts weiter,“ versetzte sie ruhig. „Nur Kinder und Narren spielen offen mit heuchlerischen Schurken.“

„Das heißt: ich bin ein Kinds- oder Dummkopf,“ lachte der Student.

„Ein herzensguter Junge bist Du,“ küßte ihn Lilli auf die Stirn, „der aber das Herz viel zu viel auf der Zunge trägt und aller Welt Vertrauen entgegen bringt. Und deshalb mißbraucht Dich jeder Schelm.“

„Wie Recht hat sie!“ dachte Bernhard und griff wieder zur Feder.

„Schnell zu Ende!“ rief das entschlossene Mädchen, nahm das Blatt, las das Geschriebene durch, gab es zurück und fuhr fort: „Ein Freund holt mich eiligst ab; der Wagen wartet vor dem Thore. Leben Sie wohl, edelster, trefflichster aller Menschen! Meine Dankbarkeit erlischt nur mit meinem Leben. Doch auch darüber hinaus hoff' ich noch sein zu können, Ihr ergebenster Bernhard Müller.“

„Es ist ein abscheuliches Dokument!“ rief der Student aufspringend. „Und es geht nichts über Frauenverstellung und Falschheit.“

„Ja in dem Falle, wenn wir sie zu Euerm Heile anwenden, Ihr stolzen Herren der Schöpfung, die Ihr

Euch selbst oft nicht zu helfen wißt," antwortete Karoline, während sie das Blatt zusammen schlug und mit einer Oblate verschloß.

6.

Die Bestätigung der Ahnung.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und ein kurzer, wohlgenährter Mann mit einer großen Glatze und einem rothen Vollmondsgesicht trat schwitzend und mit Bedientenbücklingen herein. In der That war es Jakob, der Kammerdiener des Barons. Karoline rief ihm sogleich hastig entgegen: „Nun, Jakob, wie war's?"

„Uff! uff!" stöhnte der Glatzköpfige, „ich bin ganz außer Athem." Und trocknete sich den Schweiß mit dem batistnen Taschentuche von Gesicht und Stirne.

„Sprechen Sie schnell, Jakob, wie war's?" rief nun auch Bernhard.

„Sag' nur kurz, wohin er ging?" fügte das Mädchen hinzu.

„Ging er in die Kirche?" drängte der Student.

„Lassen Sie mich doch nur verschnaufen!" jammerte der Kammerdiener. „Ich bin ja wie toll gelaufen und im Zustande eines gekochten Fisches."

„Mein Gott, für diese sehr unwichtige Nachricht hättest Du uns die verlangte wichtige machen können!" rief Karoline ärgerlich.

„So sagen Sie doch nur: ging er in die Kirche?" wiederholte Bernhard.

„Auf das Polizeibureau!" versetzte Jakob grinsend.

Der Student erschrak und sagte leise und schmerzlich: „Also doch!"

„Wer hat nun recht?" triumphirte das schlaue Mädchen.

„Ich sah ihn hineingehen und wieder herauskommen," fuhr der Kammerdiener fort, da die Schleußen seiner Geschwätzigkeit nun gesprengt waren. „Der Polizeicommissär Klinkhardt gab ihm das Geleite, und sie drückten sich, als sie noch ein Langes und ein Breites miteinander geschwatzt, beim Abschied zärtlich die Hand. Der Herr Secretär wird wahrscheinlich gleich hier sein. Deshalb rannte ich so, um ihm den Vorsprung abzugewinnen."

„Sobald er in's Haus ist, gieb ihm diesen Brief, Jakob," sagte Karoline mit Ruhe und Ueberlegung. „Vermelde ihm dabei eine höfliche Empfehlung von Herrn Müller, der plötzlich durch einen unerwarteten Besuch Gelegenheit gefunden, glücklich aus der Stadt zu entkommen."

„Ein Freund, ein andrer Student habe mich in größter Eile abgeholt," fügte Bernhard hinzu.

„Du habest Beide zu einem Wagen am Oberthore gebracht," fuhr Karoline fort, „der sogleich abgefahren. Mach' es recht natürlich, guter Jakob."

„Sorgen Sie nicht, Mamsellchen," schmunzelte der Kammerdiener. „Ich werde es schon auf's Beste ausrichten. Derweil wird Herr Müller etwas bei Seite geschafft. Nicht wahr?" Dazu zwickerte er schlaulächelnd mit den Augen und machte eine bezeichnende Handbewegung.

„In die letzte Dachkammer. Du bist unser Vertrauter, Jakob," schmeichelte das schöne Kind. — „Aber jetzt fort! fort, Bernhard! Jeder Augenblick

längern Zauderns vergrößert die Gefahr." Damit schob sie den Studenten zur Thüre hinaus und folgte ihm nach.

7.

Frommer Betrug.

Jakob hatte sich im Salon in Positur gestellt, als der Secretär in demüthig schleichender Haltung hereintrat. Es waren die leisen Schritte und vorsichtigen Bewegungen einer Katze, die der fromme Mann unwillkürlich und unbewußt nachzuahmen schien. Auch grüßte er mit jenem Tone, den man den der Bonhomie zu nennen pflegt, den alten Kammerdiener: „Guten Morgen, lieber Jakob!"

„Schönsten Dank, Herr Secretär!" versetzte der Glatzköpfige so freundlich als möglich. „Sie haben heute eine lange Morgenpromenade gemacht."

„Promenade?! Nein, bester Jakob! Zum Promeniren hab' ich keine Zeit. Ich habe meine Morgenandacht verrichtet und mein Herz zum allgütigen Schöpfer aller Welten erhoben."

„In welcher Kirche waren Sie denn, Herr Secretär, wenn man fragen darf?"

„In der Dreifaltigkeitskirche hab' ich die Frühpredigt gehört."

„Und wer predigte denn?"

„Der Pfarrer Meiße."

„Ein trefflicher Priester und guter Prediger."

„Ein großes, liebevolles Herz! Jakob, Sie besuchen die Kirche wenig. Sie sollten wirklich Gott fleißiger dienen."

„Meinen Sie, Herr Secretär? Ich denke, ich bete für meine Umstände genug.“

„Aber ich fürchte, Ihr Herz hängt allzusehr an irdischen Dingen.“

„Es sind hübsche Dinge, diese irdischen.“

„Aber vergänglich, Staub und Asche, stets dem Wechsel und der Zerstörung unterworfen, ohne wahren inneren Werth. Wie schwinden sie doch in nichts gegen die ewigen unwandelbaren Güter, die uns die heilige Religion bietet!“

„Aber der Mensch kann doch das Irdische weniger entbehren als das Himmlische. Das müssen Sie mir gewiß zugeben, Herr Secretär. Ich denke mir, wenn wir einmal himmlische Engel geworden sind, wird's gerade umgekehrt der Fall sein. Irdische Menschen, irdische Güter und etwas weniges Himmel; himmlische Engel: himmliche Güter und etwas weniges, vielleicht gar nichts Erde. Finden Sie den Schluß nicht richtig?“

„Sie sind im Irrthum, Jakob!“

„Als Mensch will man essen, trinken, wohnen, sich kleiden und wohl auch noch etwas mehr.“

„Sehet die Lilien auf dem Felde und die Sperlinge auf dem Dache,“ sprach Sillig salbungsvoll. „Sie säen nicht, sie spinnen nicht und der himmlische Vater ernährt sie doch. Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach solchem Allen fragen die Heiden. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen. — Jakob mir ist bange vor Ihr Seelenheil. Sie scheinen mir mehr ein Heide als ein Christ zu sein.“

„Je nun, so will ich mich von Ihnen bekehren lassen, Herr Secretär."

„Ist das Ihr Ernst, Jakob? das würde mich sehr glücklich machen. Sie werden es mir im Himmel danken.

„Jetzt wollen wir vor der Hand noch auf der lieben Erde bleiben und Irdisches verhandeln. Zur Bekehrung finden wir eine passendere Gelegenheit. — Ich habe einen Brief an Sie."

„Einen Brief? Von wem?"

„Von Herrn Bernhard Müller. Freuen Sie sich mit mir, Herr Secretär! Er ist glücklich entwischt und in Sicherheit."

„Wie? — Müller — entwischt?!" fragte der fromme Mann bestürzt und nahm den Brief, den er flüchtig überlas, dann grimmig in der erhobenen Hand zusammenballte und rief: „Gelobt sei Gott für Müller's Rettung! Der Herr sei ihm ein Schirm und Stab auf allen seinen Wegen."

„Ja, Gott hat Ihr Morgengebet, in welches Sie gewiß Ihren Freund eingeschlossen, sogleich erhört und ihm unverzüglich den Retter gesandt," sagte der Kammerdiener hämisch lächelnd. „Sie waren kaum eine halbe Stunde fort, als ein junger Mann eintrat, und nach Herrn Müller fragte. Ich führte ihn auf das Zimmer desselben. Sie fielen einander an die Brust, herzten und küßten sich, daß es eine Lust mit anzusehen war. Dann nahm der fremde Student unseren Hausgenossen ohne Weiteres mit fort. Dieser schrieb erst in der Eile diese Zeilen für Sie. Das Ränzel war hurtig genug gepackt. Nun ging's fort. Ich trug das Ränzel nach. Vor dem Oberthore hielt ein Wagen. Beide hinein und auf und davon! Vorher trug mir aber Herr Müller noch die herzlichsten Grüße

an Sie auf, und er werde Ihre aufopfernde Freundschaft nie vergessen."

„Sagte er das?" fragte Sillig geschmeichelt. „Ich that nur, was mein Herz mir vorschrieb. Müller war zwar ein arger Sünder an der von Gott eingesetzten Obrigkeit; aber ein frommes gotterfülltes Herz vergiebt dem Irrenden und hilft ihm auf bessere Wege. Müller wird ferner nicht mehr an Gott und den Gesetzen freveln; er wird den Weg der Tugend wandeln und — ich bin sein Retter. Sehen Sie, Jakob, das thut wohl. Dieses Selbstbewußtsein gäb' ich nicht für alle Schätze der Erde hin. Das sind die Früchte der Gottesfurcht, die Werke eines religiösen Gemüths."

„Ja, Herrn Müller's Mund strömte auch über von Ihrem Lobe. Aus seiner Mittheilung hab' ich zuerst klar erfahren, welch' eine kostbare Perle wir an Ihnen im Hause haben."

„Ich danke Ihnen für diese Erkenntniß!" rief der Secretär in der Aufregung seiner Eitelkeit, drückte dem Kammerdiener die Hand und verfügte sich auf das Bureau.

8.

Fromme Betrachtungen und Vorsätze.

Hier saß er allein und hing seinen Gedanken nach, denen er zuweilen leis geflüsterte, ja zornig gemurmelte Worte lieh. Der Gang dieser Gedanken war ohngefähr folgender:

„Als ob der naseweise Bursche den Braten gero-

chen hätte! — Nun, mir kann es am Ende gleich sein, ob er im Polizeigefängnisse sitzt oder in einem Wagen, der ihn funfzig Meilen weit fortträgt, wenn ich ihn nur vom Halse los bin. Das Letztere kann mir eigentlich nur noch lieber sein. Denn über kurz oder lang hätte ja meine kühne Stockfisch-Erdichtung sich doch als solche erweisen müssen, und dann wär' er wohl gar wieder auf freien Fuß und mir abermals in's Gehege gekommen, der unausstehliche Pavian, der alberne Stockfisch. — Das Milchgesicht war mir verhaßt wie kein Mensch sonst auf der Welt, und ich hasse doch wahrlich die Meisten. Denn sie verdienen meinen Haß, das Gezücht! — Jedenfalls hatte der täppische Schlingel Absichten auf Linchen, und das schnippische Ding sah ihn auch nicht ungern. Das wäre mir ja ein wahrer teuflischer Streich durch alle meine wohlausgesonnenen Berechnungen gewesen! Nein von solch einem Tölpel laß ich mir meine schönen Pläne nicht verderben. — Gar nicht übel speculirt von dem Dummkopf! Sucht den reichen adligen Verwandten auf, weiß den gutmüthigen Schwachmatikus für sich zu gewinnen und einzunehmen; gesteht, daß er wegen demagogischer Dummheiten im Vaterlande von der Polizei verfolgt wird, daß sein Name geächtet ist und erhält nichtsdestoweniger den vetterlichen Schutz. Wer sucht auch wohl den proscribirten Demagogen im Hause Sr. Excellenz des Herrn Baron von Geisheim? Schlau! Und nun ein Liebschäftchen, mit der hübschen, wenn auch natürlichen Tochter des Beschützers, die einen großen Theil des ungeheuern väterlichen Vermögens, ja vielleicht gar das ganze erben wird. Eine Heirath, die der gute Herr Papa segnet. Und der lüderliche Demagog hätte sein Kärnchen im Trocknen. Noch schlauer! Positiv, Compa=

rativ! — Aber, halt, Bursche! — Jetzt kommt der Superlativ. Herr Joseph Sillig, Secretär Sr. Excellenz, des Herrn Baron von Geisheim ist der Schlaueste. Fort ist der demagogische Student, und Linchen Sternau wird Frau Secretär Sillig und bald Frau Räthin Sillig und weiter Frau Hofräthin Sillig und so weiter, so weiter. Für die fernere Progression laß ich Sr. Excellenz sorgen. Dazu ein paar mal hunderttausend. Thaler; vielleicht das ganze Vermögen. Und warum nicht das ganze? Ich will das Ganze! Man muß nie etwas halb wollen. Ich bin ein entschiedener Feind aller Halbheiten. Schiller sagt mit Recht: „Immer strebe zum Ganzen!" — Aus der Verheirathung des Barons darf durchaus nichts werden. Wozu hätt' ich mein Genie, wenn ich diese abgeschmackte Verbindung des alten Narren mit der koketten Witwe nicht hintertreiben könnte! Wäre Bernhard nicht in Linchen verschossen gewesen, so hätte er ein gutes Werkzeug für mich abgegeben; denn dann hätt' ich die Villiers in ihn verliebt gemacht, und der Baron hätte einen Korb von ihr bekommen. So aber mußt' ich den Burschen beseitigen, der mir in die Quere kam mit seiner abgeschmackten Liebschaft. Der Zweig, der sich nicht in mein Geflecht fügen will, wird abgeschnitten und in's Feuer geworfen. Jetzt muß ich meine Augen auf Leisnitz richten. Wenn er nur bald kommt! Er wird doch hoffentlich eine erträgliche Figur spielen! Dann rasch an die Ausführung meines gut angelegten Planes!"

9.

Eine fromme Liebeserklärung.

In diesen spekulativen Gedanken und Reden, die ihm endlich ein vergnügtes Händereiben entlockten und zu einem stolzen Selbstbewundern seines Genies führten, wurde er durch Karolinens Eintritt unterbrochen.

„Wissen Sie schon, Herr Secretär" — begann sie unbefangen und fröhlich.

„Der Herr segne Sie, mein verehrtes Fräulein!" fiel er ihr mit Salbung in die Rede.

„Daß unser Freund glücklich entkommen ist!" fuhr sie, unbekümmert um seinen Segensspruch, fort.

„Ich weiß es und danke Gott dafür. Der liebe Freund hat mir eine rührende Dankadresse votirt. Gott schütz' und schirm' ihn auf seiner Flucht und auf allen seinen Wegen!"

„Wie sehr verdiente er Ihren frommen Wunsch!" rief Lilli etwas lebhaft, und Sillig maß sie mit einem argwöhnischen Blicke.

„Meinen Sie?" fragte er gedehnt. „Worin bestehen denn seine Verdienste?"

Mit einiger Verlegenheit antwortete das Mädchen: „I nun, er hegte stets die dankbarsten und ergebensten Gesinnungen für Sie, Herr Secretär, und verehrte Sie als seinen besten Freund."

„Das war ich auch!" versetzte Sillig mit Selbstkitzel, „und er hatte alle Ursache mir dankbar zu sein. Allein dies ist noch kein Verdienst von ihm. Das ist im Gegentheil ein Verdienst von mir. Sr. Excellenz hätte ihn schwerlich geduldet, wenn ich nicht sein Für-

sprecher geworden wäre. Seine Unbesonnenheit würde längst die Augen der Polizei auf ihn gezogen haben, wenn ich sie nicht stets von ihm abgelenkt hätte. Mein moralisches Gefühl mußte seine Handlungsweise verdammen, während ich in jeder Beziehung sein Wohlthäter war."

„Sie edler, großmüthiger Mann!" rief Karoline mit erheuchelter Begeisterung. „Ich bewundere Ihr Herz, das solcher Handlungen fähig ist."

„Ihr Beifall entzückt mich, mein verehrtes Fräulein!" schmunzelte der eitle Frömmling. „Er macht mir die Erfüllung der heiligen Gebote der Liebe und Religion leicht."

„Mein Beifall sollte Ihnen ganz gleichgültig sein. Die Tugend trägt in sich selbst den höchsten Lohn, unbekümmert um Beifall oder Tadel der Welt."

„O die sündige Welt und ihr Urtheil sind mir auch ganz gleichgültig! Nicht Sie, Linchen — nicht Sie! Der edelste und größte Mensch hat seine Schwächen. Die meinige ist: auf Ihr Urtheil viel, Alles zu geben. In meinem Herzen wohnen nur Gott und — Sie."

„Ich bin dieser Mitbewohnerschaft gänzlich unwürdig," sagte Karoline lachend.

„Sie sind ein Engel, und Engel wohnen stets mit Gott zusammen," schmeichelte der plumpe Selbstvergötterer weiter. Karoline ärgerte sich, aber sie hielt ihre Rolle fest, den ihr verächtlichen Menschen mit schlau erkünstelter Leichtfertigkeit zu behandeln. „Ei, Herr Secretair!" rief sie, ihm mit den Finger drohend. „Ein so frommer Mann und so sündhafte Reden! Ein schwaches Mädchen für einen Engel auszugeben!"

„Ihre sterbliche Schwäche ist meiner sterblichen Schwäche verwandt," perorirte er mit süßlichen Mie-

nen; „unser unsterbliches Theil unserm himmlischen Vater. So sind wir schwach und stark zugleich. Wenn wir nun unsre Schwäche vereinigten, so würde unsre Stärke bedeutend wachsen. Wir würden den höchsten Grad menschlicher Vollkommenheit erreichen. Welch' ein frommes gottgefälliges Leben wollten wir führen! die Thränen der Witwen und Waisen trocknen, die Blöße der Armuth bedecken, Kirchen und Schulen bedenken." —

„Aber zu dem Allen gehört ja viel, sehr viel Geld, bester Herr Secretär! Woher wollen Sie denn das nehmen? Sie haben mir selbst gesagt, daß Sie kein Vermögen besitzen und daß ich eine arme Waise bin, wissen Sie auch."

Sillig trat ihr jetzt ein paar Schritte näher, und indem sein Auge lauernd das ihrige beobachtete, flüsterte er vertraulich: „Linchen, sollten Sie denn gar keine Ahnung haben — — von glänzenden Aussichten? — —"

„Glänzende Aussichten?!" rief sie lebhaft und ungestüm. „Ich weiß nichts, ich ahne nichts. Sagen Sie schnell: wissen Sie etwas davon?"

„Hat Ihre verstorbene Tante Ihnen nie eine Entdeckung, oder auch nur eine Andeutung in Bezug auf Ihren Vater gemacht?"

„Nichts weiter, als daß er als Hauptmann vor meiner Geburt in Rußland geblieben ist. Ist etwa ein reicher Onkel von ihm gestorben, dessen Universalerbin ich bin?"

„Universalerbin können Sie schon werden," schmunzelte Sillig, „aber nicht eines Onkels, sondern Ihres — Vaters selbst."

„Wie ist das möglich? Ich hörte stets von der Tante, der Vater sei arm gewesen."

„Ich versichere Sie: Ihr Vater ist reich, sehr reich."

„Sie sprechen in Räthseln."

„Lebt in Ihrem Herzchen keine Stimme, die sie deutet?"

„Sie spannen mich auf die Folter!" rief Karoline jetzt allen Ernstes ungeduldig, und mit einem Anfluge von übler Laune fuhr sie mehr befehlend als bittend fort: „Erklären Sie sich deutlicher!"

„Wie schön Ihnen dieser Eifer läßt!" schmeichelte Sillig. — „Linchen, haben Sie nie daran gedacht, in welchem Verhältnisse Sie zum Herrn Baron stehen könnten?"

„In welchem andern als in dem einer armen dankbaren Waise zu ihrem großmüthigen Wohlthäter? Als meine Tante starb, sorgte er als Freund meines seligen Vaters für die Vollendung meiner Erziehung und nahm mich dann in sein Haus auf, damit ich seiner Wirthschaft vorstehe."

„Und schließen daraus nicht, daß zwischen ihm und Ihnen ein engeres und Sie heiligeres Band bestehe, als das des bloßen Wohlthuns?"

„Ha! jetzt versteh' ich Sie," rief Karoline seltsam überrascht und bewegt. „Und Sie glauben also, ich werde einst die Erbin des Herrn Barons sein?"

„Ich weiß es," versetzte Sillig mit wichtig thuender Bestimmtheit.

Ein angenehmes Lächeln verbreitete sich über Karolinens Züge, und mit leisem Spotte fragte sie weiter: „Und Sie, großmüthiger Mann, wollen mir helfen, mein Erbe gut anzuwenden?"

„Zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschheit," entgegnete der Secretär, den Spott nicht herausfühlend, mit einem tiefen Bückling.

„In der That," fuhr das schelmische Mädchen fort, „das könnte mich schon bestimmen, Ihren frommen Wünschen mein Ohr zu leihen."

Dadurch angefeuert sagte der Heuchler dringend und täppisch: „Linchen, geben Sie mir Ihre Hand am Altare! Wir sind für einander geschaffen. Der Baron liebt Sie, er liebt mich nicht minder. Sie lieben ihn kindlich; ich liebe ihn nicht minder. Wir wollen ihm seinen Lebensabend versüßen."

„Aber Sie sagten mir ja erst vor einigen Tagen, er hege die Absicht, Frau von Villiers zu heirathen."

„Bah! Das darf eben nicht geschehen!" Der Frömmling hatte unvorsichtig die Maske gelüftet.

„Wie? Wir können es ihm doch nicht wehren?"

Sillig nahm sich wieder zusammen. „Begreifen Sie doch, liebes Linchen, daß es die heiligste Pflicht unsrer dankbaren, liebenden Herzen ist, dem guten Vater eine Reue zu ersparen und ihn vor jedem Kummer zu schützen und zu bewahren. Frau von Villiers ist schön, kokett, intriguant, leichtsinnig, mit einem Worte: eine Französin, die keine Ahnung hat von den stillen Tugenden einer deutschen Hausfrau. Sie würde dem guten Vater untreu werden und ihm den Lebensrest verbittern. Das können und dürfen wir nicht zugeben. In seinem Alter führt eine Heirath stets zu Unbequemlichkeiten, mit einer leichtfertigen Frau aber zu offenbarem Unglück. Nur in der Jugend finden und verbinden sich die Herzen mit Glück, versteht sich, wenn Gottes Segen dabei ist, wie bei uns. Thun Sie also das Ihrige, um Sr. Excellenz diesen unüberlegten Plan auszureden. Sie vermögen etwas über ihn. Ich will das Meinige thun."

„Und Sie vermögen auch etwas über ihn", sagte Karoline zweideutig.

„Also unser Bund ist geschlossen!" rief der Secretär schon triumphirend.

„Gegen Frau von Villiers?"

„Unsern Herzensbund mein' ich."

„Ja so! das geht aber doch nicht so rasch, mein werther Herr Secretär. Dabei gibt's erst noch viel zu bedenken."

„Ich will nicht fürchten, daß —"

„Was?"

„Daß Müller —"

„Was ist's mit ihm?"

„Linchen, Linchen, sollten Sie den Sausewind durch Gläser gesehen haben, die Ihr Herzchen rosenroth gefärbt! Fast vermuthe ich, Sie sind in den Leichtfuß verliebt."

„Wohin denken Sie, Herr Secretär!" rief das Mädchen herzlich lachend. „Ich mich in Bernhard verlieben? Es ist zum Todtlachen!"

„Wirklich nicht?" fragte Sillig und schöpfte Glauben.

„Ich habe stets gehört, verliebte Mädchen seufzten und weinten und wüßten doch nicht weshalb; träumten bei offenen Augen, antworteten verkehrt, versalzten die Suppe und sähen nicht selten einen Laternenpfahl für einen zärtlichen Ritter an. Haben Sie dergleichen an mir bemerkt? Hab' ich nicht meine fünf Sinne beisammen gehabt, seit Müller im Hause war? Nein, nein, Herr Secretär; ich schwöre Ihnen zu: Sie sind auf falscher Fährte."

„Es wäre auch sehr unrecht und unbesonnen von Ihnen gewesen", predigte Sillig im wohlmeinenden Beichtvatertone, „wenn Sie sich mit diesem gefährlichen Menschen irgend wie eingelassen hätten. Er

würde Ihnen Leib und Seele auf ewig verderbt haben."

„Sie erschrecken mich! Wie sollte das möglich gewesen sein?"

„Müller war ein Demagog und zwar einer der schlimmsten. Und alle Demagogen sind Bösewichte, die nur auf Mord und Verderben der hohen, von Gott eingesetzten Obrigkeit sinnen. Nichts ist diesen entsetzlichen Menschen heilig, nichts ehrwürdig. Tugend und Religion verlachen sie, Sitte und Anstand treten sie mit Füßen."

„I du mein Himmel, das ist ja ganz entsetzlich!" rief Linchen.

„Und weil ein Demagog allen heilsamen und heiligen Institutionen den Krieg erklärt hat, weil er alles Bestehende umstürzen, alle Ordnung und Gesetz in Staat und Kirche vernichten und das Unterste zu oberst kehren und rauben, morden, sengen und brennen will, so erklärt ihn der Staat mit Recht in die Acht, steckt ihn zeitlebens in's Zuchthaus, köpft und henkt ihn —"

„Doch wohl nur Eins von beiden", warf Karoline lachend dazwischen, die durch Silligs Uebertreibungen ihren fröhlichen Muth wieder gewonnen hatte. „Man henkt keinen, Herr Secretär, den man geköpft hat."

„Einerlei!" eiferte der loyale Mann im unaufhaltsamen Redefluß, in den er sich gearbeitet, fort, „ob gehenkt oder geköpft: die Rotte muß vertilgt werden und eines infamen Todes sterben. Welch' ein beklagenswerthes Loos aber für ein armes weibliches Herz, daß sich solch einem Ungeheuer zu eigen gegeben!"

„Sollte Müller wirklich ein so gräßlicher Mensch gewesen sein?" fragte Karoline bedenklich. „Er sah so sanft und gut aus."

„Linchen", sprach der Secretär jetzt langsam und legte den getragenen Ton erhöhter Feierlichkeit in seine Stimme, „hören Sie mich an! Ich muß Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, das mir keine Macht der Erde entrissen haben würde, so lange Müller noch im Hause war. Jetzt aber kann und will ich's Ihnen entdecken; denn die Entdeckung kann ihm nun nichts mehr schaden."

„Sie machen mich äußerst neugierig."

„Sie erinnern sich doch von dem berüchtigten Demagogen gehört zu haben, der unter dem Namen ‚der schlanke Stock' oder ‚der Stockfisch' polizeilich verfolgt wird?"

„Ei freilich! Es stand ja genug in den Zeitungen von ihm, und das Gerücht ging, er halte sich in der hiesigen Stadt verborgen."

„Das Gerücht hat wahr gesprochen. Der schlanke Stock ist Niemand anders als — Bernhard Müller."

„Ist's möglich?" Ich bin zum Tode erschrocken!"

„Es ist wirklich so; ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Aber er heißt doch Bernhard Müller und nicht Stock oder Stockfisch."

„Der ‚schlanke Stock' und ‚der Stockfisch' war sein Studenten- oder vielmehr Demagogenname. Wie alle Räuber und Spitzbuben, geben sich nämlich die Demagogen besondere Spitznamen, wonach nur sie sich unter einander kennen. Nicht wahr, jetzt ist Ihr edles Herz voll Abneigung gegen diesen Stock?"

„O voll Abscheu! Und wie ich vor ihm schaudere, so fühle ich mich von Hochachtung für Sie durchdrungen, daß Sie das Alles wußten und dennoch sein Wohlthäter wurden."

„Mein frommes mitleidiges Herz!“ lispelte der bescheidene Mann verschämt.

„Aber es wäre doch eigentlich Ihre Pflicht gewesen, den gefährlichen Stock in die Hände der Polizei zu liefern.“

„Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

„Die Obrigkeit ist an Gottes Statt!“ perorirte das Schelmenmädchen den Heuchler.

„Man muß dem Verbrecher nicht jeden Weg zur Besserung abschneiden. Ich habe täglich für Bernhard gebetet und seine Bekehrung Gott befohlen.“

„Ihr frommes Herz ist ein unergründlicher Liebesborn.“

„Ein wahres Wort! Und für wen quillt er am stärksten? Für wen quillt er Flammen? Linchen, schlagen Sie ein!“ Und zum zweitenmal hielt er ihr die Hand hin und zweifelte keinen Augenblick, daß sie ihm an den unergründlichen Liebesborn fallen würde, um sich daran zu berauschen. Aber neckisch rief die hübsche Blondine: „Ich muß es mir beschlafen! Verlangen Sie doch nicht, daß ich mir heute gleich an dem Flammenborne die Engelsflügel versengen soll.“

„So soll ich morgen —“

„Bestimmte Antwort haben.“

„Der Herr erleuchte Sie und nehme Sie in seinen besonderen Schutz!“

Karoline kicherte draußen in ihr Taschentuch.

10.

Vertrauliches Geständniß.

Eben fuhr der Wagen des Barons vor. Karoline empfing den würdigen Herrn auf seinem Zimmer und küßte ihm die Hand. Er klopfte ihr dafür zärtlich die blühende Wange und betrachtete sie mit sichtlichem Wohlgefallen.

„Bon jour, ma vie!“ sagte er mit etwas fetter Stimme. „Aber Kind, Du siehst ja ganz echauffirt aus. Es ist Dir doch nichts Unangenehmes begegnet, mein Püppchen?“

„Nichts, daß ich wüßte, Excellenz. — Doch muß ich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen. Bernhard ist von einem andern Studenten, der seinetwegen hierher gereist war, diesen Morgen schnell entführt worden und hat mich beauftragt, Ihnen seinen herzlichsten Dank zu sagen, und er werde Ihnen in den nächsten Tagen ausführlich schreiben.“

„Ist er fort? Desto besser. Du weißt wie gut ich ihm bin! Von euch beiden ist mir eins so lieb, wie das Andere. Aber gesteh' ich Dir's jetzt offen: er hat mich genirt. Es wollte sich doch nicht recht schicken, daß ein der Demagogie verdächtiger junger Mensch in meinem Hause lebte. Wie leicht hätt' ich durch ihn compromittirt werden können. Daß er für meinen Verwandten galt, machte die Sache nicht besser. Nur Deinetwegen, Lilli, ließ ich's geschehen.“

„Sie sind stets so gütig gegen uns“, stammelte Karoline mit einer Thräne im Auge; denn das Gefühl des Unrechts kam zentnerschwer über sie, daß sie den edlen Wohlthäter hinterging. „Meine unbegrenzte Dankbarkeit — —“ Und sie beugte sich nieder, um

ihm die Hand abermals zu küssen. Aber er entzog sie ihr und sagte sanft: „Laß das, Lilli! Du bist kein Kind mehr. Du bist ein großes hübsches Mädchen geworden und erinnerst mich lebhaft an Deine Mutter. Ach, sie war so hübsch und hold wie Du! Eine liebliche, ach! leider zu früh verwelkte Blume im Garten meiner Jugend —.“ Und der starke Diplomat war von Erinnerungen so ergriffen, daß er sich abwandte und sein Batisttuch an die Augen hielt. Die Rührung dauerte nicht lange; er wandte sich wieder zu Karolinen mit der Frage: „Apropos, Kind, hast Du der Frau von Villiers den neuen Stockfisch geschickt?“

„Vor einer Stunde schon.“

„Sie wird sich freuen. Ein köstliches Wesen. Une bonne delicatesse!“

„Frau von Villiers?“ fragte Karoline zerstreut.

Der Baron lachte über diese Frage, daß ihm der Bauch schütterte. „O, auch sie, auch sie!“ rief er vergnügt. „Doch meinte ich den Stock, den Kabeljau, den delikaten Fisch. Darüber muß man Goldast hören. Er hält einen so geistreichen Vortrag über den edlen Stock, daß man den lebhaftesten Appetit bekommt. — Doch sage mir, liebes Kind, wie gefällt Dir Frau von Villiers?“

„Sie ist eine sehr liebenswürdige Dame“, sagte Karoline mit Ernst.

„Parfaite in ihrer Art, wie der Stockfisch in der seinigen!“ Die Excellenz schwieg einige Augenblicke und betrachtete, auf dem Sopha sitzend, gesenkten Kopfes verstohlen Karolinen, die am Fenster saß. Dann fuhr er mit einer gewissen ängstlichen Vertraulichkeit, die recht eigentlich diplomatisch war, weil sie mehr Mißtrauen als Vertrauen verrieth, leiser fort: „Was meinst Du, Lilli, wenn ich —“. Aber er blieb

stecken und räusperte sich verlegen. Der Mensch in ihm siegte über den Diplomaten.

„Was meinen Sie, Excellenz?“ fragte Karoline schelmisch.

Nun faßte er sich ein Herz, nahm sich zusammen und sagte ungewöhnlich schnell: „Wenn ich Frau von Villiers als Baronin von Geisheim in's Haus führte?“

„Diese Frage kann doch wohl nur Ihr eignes Herz beantworten. Und ich denke, es hat es schon gethan. Mir kommt keine Stimme dabei zu.“

„Doch, doch, mein Kind!“ rief er hastig, tief aufathmend und sie zärtlich anlächelnd. „Würdest Du auch dann noch bei mir bleiben wollen? Ich habe mich an Dich gewöhnt, Lilli. Ich kann Dich nicht missen.“

„Ich werde so lange bei Ihnen bleiben, als Ihre Güte es wünschen wird.“

„Frau von Villiers wird Deine Freundin sein, mein Täubchen“, schmunzelte er immer heiterer und vergnügter.

„Und ich — ihre Dienerin“, sagte Karoline bescheiden und demüthig.

„Unser Kreis wird nicht vergrößert“, fuhr der Gesandte nun geschwätzig fort. „Der Koch bleibt unter Deinem Befehl; Goldast Dein Berather in allen Küchen- und Tafelangelegenheiten. — Ist Goldast heute schon hier gewesen?“

„Ich sah ihn noch nicht.“

„Ich habe nothwendig mit ihm zu sprechen. Für Niemand weiter bin ich zu Hause. Adieu, liebe Puppe! Schicke mir Goldast gleich herauf, wenn er noch kommen sollte. Es wird Alles gut und schön werden.

Nicht wahr?" Und er küßte sie auf die reine Stirn, ehe er sie entließ.

11.

Der Neffe als Nebenbuhler.

Karoline war in den Parterreräumen des Hotels mit Anordnung des Diners beschäftigt, als sie den Portier mit einem Fremden sprechen hörte, dessen Stimme ihr so wohltönend klang, daß sie heraustrat. Sie war auf's Angenehmste überrascht, einen feinen jungen Mann von vortheilhaftestem Aeußern vor sich zu sehen, der sie mit dem leichtesten und gewähltesten Anstande begrüßte.

„Ich suche Herrn Secretär Sillig", sagte er, „höre aber so eben vom Portier, daß er nicht hier im Hotel wohnt."

„Er ist aber zugegen", versetzte Karoline. „Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich Sie zu ihm führen."

„Sie verbinden mich auf's Lebhafteste, mein Fräulein", sagte der Fremde. „Doch möchte ich nun fast wünschen, daß Sie nicht so sehr eilten. Es ist ein so wohlthuendes Gefühl, beim Eintritt in ein Haus zuerst dem guten Genius desselben zu begegnen; und gewiß ist Jeder zu entschuldigen, der die Minuten solchen Zusammentreffens zu Stunden ausdehnen möchte."

„Ich hätte nie geglaubt, daß unser wohlgenährter Portier jemals für einen Genius passiren würde", lachte Karoline.

„Ah, Sie sind eben so schelmisch, als schön, und

dies verdoppelt Ihre Liebenswürdigkeit und gibt Ihrem Geniuscharakter die reizende Färbung einer Amorine."

„Und woraus wollen Sie denn schließen, daß ich der gute Genius dieses Hauses bin?"

„Jeder anderen jungen Dame gegenüber würde ich mit schmeichelnder Prahlerei sagen: ich besitze eine Prophetengabe, ein Divinationsvermögen, einen ungewöhnlichen Scharfsinn. Ihnen kann ich das nicht sagen. Und so erwiedere ich bloß: Ich schließe es aus Ihren seelenvollen Augen, aus Ihren schönen, milden Zügen, aus Ihrer ganzen edlen wohlthuenden Gestalt, und ich hege die heiligste Ueberzeugung, daß ich keinen Fehlschuß mache."

„Für so viel feines Lob muß sich der Genius des Hauses schon dankbar erzeigen", sagte Karoline lächelnd. „Da er aber weder Prophetengabe, noch die Kunst so wichtige Schlüsse zu machen, sein eigen nennen kann, so möchte er wohl aus Ihrem Munde erfahren, auf welche Weise er seine Dankbarkeit an den Tag legen könnte."

Dieses wohlwollende Anerbieten ist ganz eines Genius würdig. Nähere Beziehungen dürften sich später finden und ein freundlicher Wink über dies und das mich dankbar verbinden."

„Ich fühle das Bedürfniß Ihnen gleich jetzt einen solchen zu geben. Weshalb? Ich weiß es nicht. Aber er deutet auf den Mann, nach dem Sie fragten, und er heißt: Trau, schau, wem? Machen Sie daraus, was Sie wollen. Treten Sie in dieses Zimmer. Sie werden Herrn Sillig darin finden." Und husch, war sie wieder die Treppe hinab.

Der Fremde sah ihr sinnend nach. Er stand lange, wie in stille Träumereien versunken und schüttelte mehrmals den Kopf, als sei ihm hier vieles räthsel-

haft. Endlich klopfte er an und trat, nach vernommener Einladung ein.

Sillig erhob sich vom Schreibtische und ging dem Fremden mit grinsend kriechender Geberde entgegen.

„Mein Name ist Philipp von Leisnitz", sagte der Eingetretene.

„Ah tausendmal willkommen, verehrtester Herr Baron!" rief der Secretär geschmeidig und verklärt. Aber alsobald kam die Frömmelei über ihn, und er fuhr fort: „Der Herr segne Ihren Eingang! Sie kommen sehr à propos. Heute den ganzen Vormittag sind meine Gedanken bei Ihnen gewesen. Sie haben doch meinen letzten Brief vom vorigen Montag erhalten?"

„Worin Sie die mir drohende Gefahr so lebhaft schildern."

„Leise! leise! wenn ich bitten darf. Sie sind hier in einem diplomatischen Hause, und Vorsicht ist in solchen das erste Gesetz. — Ich sage Ihnen, es ist die äußerste Gefahr für Sie im Verzuge."

„Hat mein Onkel bereits Schritte gethan, die mir schaden könnten?"

„Noch nicht. Bis jetzt hab' ich mit Gottes Hülfe Alles Ihrem Interesse Nachtheilige glücklich abzuwenden gewußt. Länger hätt' ich's aber schwerlich zu verhindern vermocht, und Sie sind noch zur rechten Zeit angelangt, um selbst handelnd einzutreten."

„Ich bitte Sie, Herr Secretär, mich mit der Sachlage bekannt zu machen."

„Wer hätte geglaubt, daß der Herr Baron in seinen Jahren noch so ein reizbares, empfängliches Herz hätte? Leider ist dem aber so! Er ist, wie ich Ihnen schrieb, sterblich in Frau von Villiers verliebt.

Und in der That besitzt diese junge Witwe sehr anziehende Reize. Sie ist jung —"

„Ein Pfundgewicht in der Wagschale der Neigung."

„Sie ist schön."

„Ein Viertelcentnerstein."

„Sie ist geistreich."

„Ein halber Centner!"

„Sie hat keine Familie."

„Ein Zentner!"

„Sie bezieht zehntausend Thaler Renten."

„Ha! Zehntausend Pfund! Volle hundert Zentner! Solche Lasten schnellen jede Bedenklichkeit auf der andern Wagschale hoch empor. Wissen Sie, Freund, wozu ich entschlossen bin?" fragte der junge Edelmann begeistert.

„Lassen Sie hören! Ich ehre schnelle Entschlüsse, die uns der Geist Gottes unmittelbar eingibt."

„Ich werde Frau von Villiers selbst heirathen."

„Das hat Ihnen Gott wirklich eingegeben!" rief der Secretär vergnügt, und seine Augen funkelten von einem unheimlichen tückischen Glanze. „Zwei Fliegen mit einem Schlage! Sie erhalten sich das reiche Erbe des Onkels — denn eine Andere heirathet er nicht — und gewinnen mit der jungen schönen geistreichen Frau ein herrliches Einkommen. Wie wollen Sie aber dieses schöne Ziel erreichen, Herr Baron?"

„Das ist eine verdammt kitzliche Frage. Geben Sie mir einen guten Rath, Herr Secretär! Sie sind ein erfahrener und gewandter Mann."

„Sr. Excellenz wird um so mehr eilen, seinen Schatz in Sicherheit zu bringen, wenn er in Ihnen einen Nebenbuhler wittert."

„Ich muß ihm zuvorkommen. Machen Sie mich schnell mit Frau von Villiers bekannt."

„Das geht unmöglich, bester Herr Baron. Excellenz sind mein Chef; ich muß also aus dem öffentlichen Spiele bleiben. Mein Platz in diesem Drama ist hinter der Coulisse auf Ihrer Seite.“

„Ich begreife das. Ja, ja, Sie haben vollkommen Recht. So geben Sie andern Rath!“

„Ich fürchte der Herr Oheim wird heute noch um die schöne Witwe werben und — das Jawort erhalten.“

„So lauf' ich heute noch Sturm auf das Herz der reichen Frau. Sagen Sie mir nur, wie ich am schicklichsten und schnellsten zu ihr komme?“

„Es geht mir da plötzlich ein Gedanke auf, ein guter Einfall, eine unmittelbare Erleuchtung von oben“, sagte Sillig mit frömmelnder Emphase. „Es liegt ein günstiger Zufall oder vielmehr eine Schickung Gottes für Sie vor, und es ist Pflicht, sie zu benutzen. Ein Student, weitläuftiger Verwandter des Herrn Baron von Geisheim, seines Zeichens ein Demagog, hat sich einige Wochen lang hier im Hause aufgehalten. Heute ist er in aller Stille abgesegelt. Man hat triftige Gründe, ihn für den berüchtigten Demagogen zu halten, der jetzt polizeilich unter dem Namen ‚der schlanke Stock‘ verfolgt wird. Nun schwärmt Frau von Villiers für keine Männer weiter, als für Demagogen und doch hat sie, wie sie behauptet, noch keinen gesehen. In ihrem kleinen reizenden Kopfe haben sich eine Menge der tollsten Freiheitsideen aufgespeichert und rumoren ihr darin herum. Kaum hat ihr der Herr Baron zufällig verrathen, daß er einen Demagogen im Hause hat, als sie mich auch bestürmt, sie heimlich mit demselben bekannt zu machen. Die geheime Vorstellung Seiner demagogischen Herrlichkeit war auf diesen Abend festgesetzt; ich sollte ihr Herrn Müller in ihr Garten-

haus zuführen, wo ein gutes Souper für uns bereit sein sollte."

„Ich verstehe!" rief Leisnitz. „Nun führen Sie mich hin und geben mich für den Demagogen Müller aus. Vortrefflich!"

„Nicht ganz so! Ich sagte Ihnen schon, daß ich in diesem Lustspiele nicht auf die Bühne auftreten darf. Ich melde jetzt gleich der Frau von Villiers brieflich, daß der Demagog von der Polizei bedroht, sich plötzlich unsichtbar gemacht hat. Diesen Abend nun flüchten Sie als verfolgter Student Müller oder vielmehr als ‚schlanker Stock' zu ihr, flehen sie um Asyl und Schutz an und berufen sich auf die beabsichtigte Vorstellung. Das Uebrige gebe ich Ihnen anheim. Ich denke, es wird sich von selbst machen."

„Ja, das wird sich von selbst machen", lachte der junge Spekulant. „Lassen Sie sich umarmen! Dieser Plan ist ein Meisterstück. — Onkelchen wird aber doch nicht vorher freiwerben?"

„Heute halte ich ihn noch ab. Daß er morgen zu spät komme, ist Ihre Sache."

„Und wenn heut Abend, er käme zu spät. Ich bin unwiderstehlich!" rief Leisnitz, sich seiner geistigen und körperlichen Vorzüge wohl bewußt und ordnete sein Haar mit wohlgefälligem Lächeln vor dem Spiegel.

„Jetzt fort, Herr Baron! Sr. Excellenz darf Sie nicht hier finden. Sie dürfen ihm erst einen Besuch machen, wenn Alles in Richtigkeit ist. Kennt er Sie von Person?"

„Schwerlich. Seit meinem zehnten Jahre hat er mich nicht gesehen."

„Das ist gut für vorkommende Fälle. Wo sind Sie abgestiegen?"

„Im rheinischen Hof.“

„Ich werde Sie Nachmittags abholen, um Ihnen das Gartenhaus der Frau von Villiers zu zeigen. Der Herr sei mit Ihnen!“

„Noch Eins, lieber Sillig! Wer ist denn die hübsche freundliche Blondine, die ich unten im Hause fand, und die mir so gefällig Ihr Zimmer zeigte?“

„Eine blutarme Waise, die Ihr Onkel aus Mitleid in's Haus genommen hat, weil sie die Tochter seines in Rußland gebliebenen Waffenbruders ist, und die ihm nun die Wirthschaft führt. Sie heißt Karoline Sternau und ist — wenn's Gott gefällt — die künftige Frau Ihres ergebenen Dieners.“

„Ihre künftige Frau, Sillig!“ rief der junge Edelmann erstaunt. „Nun ich gratulire! Sie haben Geschmack. Adieu, cher ami!“

Als Leisnitz durch die Hausflur schritt, stand die Thür des Küchenzimmers — vielleicht nicht ohne Absicht — offen, aus welchem Karoline vorhin gekommen war. Im Zimmer beschäftigt, erröthete sie leicht bei seinem Anblick, indem sie seinen Gruß anmuthig erwiederte. Die Rosen ihrer Wangen färbten sich aber höher, als er ihr lächelnd mit dem Finger drohete und ihr zuflüsterte: „Und Sie sind die Braut dieses Mannes? — Trau, schau, wem?“

„Er hat mich für seine Braut ausgegeben?!“ fragte Karoline entrüstet. „Der Unverschämte! Er ist mein Verlobter, wie der Koch hier nebenan in der Küche mein intimster Freund. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie das dem Herrn Secretär Sillig wieder sagen wollen.“ Damit verbeugte sie sich und ging schmollend in die Küche. Leisnitz verließ das Haus, konnte aber das Bild des schönen, edelgebildeten Mädchens nicht los werden, dem der Zorn nur noch höhere

Reize verliehen hatte. Er nahm sich vor, dieses seltsame Verhältniß bald näher zu erforschen.

12.

Ein moderner Apicius.

Sillig saß wieder am Schreibtisch und giftete in sich hinein: „Denkt der junge Narr da, ich reiße mich aus purem Eifer für ihn im Leibe auf, damit er eine halbe Million erbe und noch zehntausend Thaler jährlicher Rente dazu erwerbe, und ich — mir den Mund wische und mit einem kühlen Danke mich abfertigen lasse. Daß doch der Adel stets von dem merkwürdigen Wahne befangen ist, wir Bürgerlichen lebten, arbeiteten und stürben nur für ihn, damit er sich weich bette und die Früchte unserer Anstrengung verschwelge! Und das Alles von Gott und Rechts wegen. Nicht doch, junger adliger Herr! Sie sind im Irrthum! Die zehntausend für Sie; die halbe Million für mich! So ist's ehrliche, der Mühe und Arbeit angemessene Theilung.“

Der ehrliche Menschenfreund wurde durch ein neues Klopfen von seinen Betrachtungen abgezogen. Auf seinen Hereinruf erschien ein Mann im Zimmer, dessen Aeußeres an einen fetten Puter, oder einen gesottenen Hummer erinnerte. Es war in der That ein allerliebster kleiner, wohlgenährter Herr mit kurzen, fleischigen, etwas geschweiften Beinen, rothen, strotzenden Backen und kleinen, glänzenden Augen, über welche sich von der niedrigen Stirn herab ein paar Fleischwülste zu

senken droheten. Haare hatten nur wenige auf dem stattlichen Haupte Platz gefunden; sie waren fein, wie Seide, und spielten in's Blondgraue, dafür glänzte seine Haut wie ein mit Butter übergossener, fetter Kalbsbraten, so daß man bei seinem Anblick unwillkürlich auf den Gedanken kommen mußte, er habe statt Blut Provencer-Oel in den Adern.

„Guten Tag, guten Tag, Liebster, Bester! Wie geht's? wie steht's?" plapperte der kleine feiste Herr mit einem weichen feinen Stimmchen und großer Zungenfertigkeit, zum Beweis, daß sein Mund alle ihm zukommenden Funktionen mit größter Vollkommenheit zu erfüllen verstehe. Ohne eine Antwort des Secretärs, der sich nicht viel aus ihm zu machen schien, abzuwarten, fuhr er mit derselben pipenden Geläufigkeit fort: „Ist der Baron bei Tafel? Hat er Tischgesellschaft?"

„Excellenz speisen heute allein," versetzte Sillig gleichgültig. „Sie wissen, Herr von Goldast, dann hat unser Koch wenig zu thun."

„Ich weiß, ich weiß, dann ist der Baron geradezu unausstehlich. Ein allein speisender Mensch sinkt unter das Niveau der menschlichen Würde. Ein in Gesellschaft speisender Mensch, von einem culinarischen Genie unterstützt, kommt dem Ideale der Menschheit am nächsten."

„Der Mensch ist eben ein geselliges Thier," bemerkte Sillig, in seiner Arbeit fortfahrend. „Spricht doch Gott der Herr schon bei der Weltschöpfung: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Also soll er auch nicht allein essen."

„Sehr wahr bemerkt, liebster Freund!" fistulirte Herr von Goldast. „Alle die trüben und traurigen Dinge, die sich als abscheuliche Anhängsel an das Loos

der Sterblichkeit anklammern, wie Harpyien, und uns das Bischen Leben verbittern, weichen von uns wie die Furien von Orest im Heiligthume der Göttin, wenn wir in einer Gesellschaft, die mit rechtem Sinne die Kunst aller Künste — ich meine natürlich die noble Kochkunst — zu würdigen versteht, bei Tafel sitzen. Da spüren wir etwas Göttliches in uns; ja, wir fühlen uns den Göttern gleich. Haben Sie jemals im Homer oder irgendwo in einen Klassiker gelesen, daß Jupiter oder Juno allein speis'ten, selbst wenn sie kleine pikante, eheliche Zwistigkeiten miteinander hatten? Immer der ganze Olymp war beisammen bei Tafel."

„Und speis'te Ambrosia," erinnerte Sillig. „Freilich so etwas wird uns nicht gereicht."

„Ich bitte Sie, Freund!" krähete Herr von Goldast und wurde noch einmal so roth; denn jetzt galt es einen Ehrenpunkt, und das hatte der schlaue Secretär beabsichtigt. Es war ihm mit den wenigen Worten nur zu gut gelungen, den kleinen, ölglänzenden Mann in Harnisch zu bringen. „Ich bitte Sie, was war Ambrosia, die tägliche Ambrosia, die ewige Ambrosia? Vielleicht etwas Aroma, aber wenig positiver Gehalt. Wahrlich toujours perdrix wäre mir noch lieber, als dies ewige duftende Einerlei, höchstens zuweilen vom Duft unterbrochen, der von einer auf Erden geopferten Rinderheerde emporstieg. Ich für meinen Theil habe die Götter nie beneidet. Bedenken Sie doch die glänzenden Resultate unserer Kochkunst! Die Auswahl, welche sie bietet! Wir haben jetzt an zehntausend Gerichte, lauter Kunstprodukte der höheren Kochkunst, lauter Triumphe des menschlichen Genies. Und die armen Götter hatten nur Ambrosia."

„Aber woher mag das gekommen sein?“ sagte Sillig, sich erstaunt stellend.

„Der ganze Olymp war noch weit in der Kultur zurück,“ predigte Goldast mit stets überschnappender Stimme, und der Schweiß rann ihm dabei stromweis von der rothen, kahlen Stirne. „Zwar trieben diese olympischen Herren und Damen diverse Beschäftigungen. Neptun befleißigte sich der Schifffahrt und des Fischfangs; Ceres liebte den Ackerbau, Bacchus den Weinbau; Apoll war Arzt, Merkur Kaufmann; Vulkan trieb sogar das ignoble Schmiedehandwerk; aber Keiner, kein Einziger hatte die edle Kochkunst erlernt, die ihnen als Göttern doch nöthiger gewesen wäre, als alles Andere. Arme traurige Götter! Sie haben mich stets gedauert. Kann man sich etwas Kläglicheres vorstellen, als Gott sein zu müssen, ohne die hohen und herrlichen Genüsse, die das Gefühl der Göttlichkeit erst in uns wachrufen? Da bin ich einem Gotte weit ähnlicher, als weiland Jupiter.“

„Wird Euch nicht bei Euerer Gottähnlichkeit bange?“ fragte Sillig grinsend.

„Bange? Nein, Freund, und wenn die Tafel bräche von der Last der köstlichsten Speisen, bange würde mir nicht. Ich schlüge mich ritterlich mit Messer und Gabel durch alle Gänge durch, und sollte ich vierundzwanzig Stunden bei Tafel sitzen.“

„Gott erhalte Sie stets bei Ihrem ritterlichen Appetit und einem unverwüstlichen Gebiß, Herr von Goldast! Sie sind fürwahr ein ächter Ritter der Tafelrunde.“

„Hahaha!“ lachte der feine Feiste geschmeichelt. „Das ist ein köstlicher Einfall, ein sehr passender Ehrenname für mich. Gottlob, mein Appetit hat mich noch niemals in Stich gelassen, und meine Zähne

zermalmen das zäheste Roastbeef mit Leichtigkeit. Aber Sie haben das dritte Blatt in Ihrem christlichen Wunsche vergessen. Ich brauche auch vornehme und reiche Gönner und Freunde, um meine Füße unter ihre Tafel zu strecken."

„So wünsche ich Ihnen von Herzen, daß Sie zum Hofvorkoster am königlichen Hof zu Windsor befördert werden möchten, wo man den baron of beef verspeist."

„O woran erinnern Sie mich, Freund!" sprach der Kleine und wischte sich zu beiden Seiten den Mund mit seinem seidnen Taschentuche. „Wir sind alle gebrechliche sterbliche Menschen, und ich muß so gut den Weg alles Fleisches gehen, wie alles Lebende, d. h. von Andern verzehrt werden. Doch halte mir Gott meine Verzehrer noch lange vom Leibe! Eh' sich aber mein Schicksal erfüllt, möchte ich einen Wunsch mir gewährt sehen."

„Und der wäre?"

„Ein tüchtiges Stück dieses weltberühmten Barons zu verspeisen, des kräftigsten und genießbarsten aller Barone. Kennen Sie die Geschichte seiner Nobilitirung?"

„Ich habe nicht die Ehre, die Lebensläufe aller geadelten Herren zu kennen!"

„Die muß ich Ihnen erzählen." Der Sprecher schob dabei sein rundes Bäuchlein in eine Sophaecke und streckte die fetten Beinchen strampelnd von sich. Dann begann er behaglich: „Einer der größesten und weisesten Könige von England, ein Heinrich oder Edward, gleichviel welcher, mit einem Worte: ein Weiser, und wahrscheinlich der Weiseste, der je über das Inselreich geherrscht, hielt unter allen seinen Dienern, Rittern und Vasallen seinen Koch am höchsten.

Wenn dieser einzige Umstand die Unübertrefflichkeit seiner Weisheit nicht sonnenklar darthut, so weiß ich nichts weiter zu sagen. Doch die Sache ist zu klar, als daß man sich lange dabei aufzuhalten brauchte. Genug, Sr. Majestät liebte Höchstdero Koch mit rührender Zärtlichkeit, verehrte ihn als Freund und Wohlthäter und bewunderte täglich, nicht etwa sprechend mit schön klingenden Phrasen, wie andere gemeine Leute zu thun pflegen, sondern kauend und schlingend und mit den unverkennbarsten Zügen des höchsten Wohlwollens im Angesicht, das unergründliche Genie desselben. In der That hielt die englische Majestät auf wahrhaft königlich großmüthige Weise Künste und Wissenschaften hoch und gab Künstlern, Dichtern und Gelehrten manchen Beweis von Gnade. Aber mit vollstem Rechte stellte der König die Kochkunst über alle anderen Künste und Wissenschaften und räumte ihr dadurch nur den ihr gebührenden Platz ein, der ihr leider von der geistigen Beschränktheit der meisten Menschen noch immer auf eine ganz unbegreifliche Weise versagt wird. Nun war Sr. Majestät ein ganz absonderlicher Freund von Rindfleisch, und, wie allen Engländern, war ihr alles, was vom Ochsen kam, vorzüglich werth und angenehm."

„Auch andere große und vornehme Herren," warf Sillig ein, „sind oft schon so weise gewesen, allem, was vom Ochsen kam, den Vorzug zu geben."

„Eines Tages nun," fuhr der Erzähler fort, ohne den Worten des Secretärs eine Beachtung zu schenken, „setzte sich der König ungewöhnlich hungrig zur Tafel. Da traf sich's denn, daß der königliche Mundkoch noch niemals ein herrlicheres und saftigeres Ochsenlendenstück seinem gnädigsten Gebieter vorgesetzt hatte, als gerade heute. Es war ein königlicher Lendenbra=

ten, der, ich weiß nicht wie viel Centner wog. Der König hatte kaum die ersten paar Bissen von diesem unvergleichlichen Fleische gekostet, als er gleichsam in eine schnalzende Extase, in eine Verzückung der Zunge gerieth (ich kann mir einen solchen, von den Geschmacksnerven ausgehenden erhöhten, exaltirten Seelenzustand sehr deutlich denken, andere Menschen, deren Zunge aber nicht auf der höchsten Kulturstufe steht, oder die vielmehr nicht geborne Geschmackgenies sind, werden sich schwerlich einen rechten Begriff davon machen können), und sich plötzlich mit einer des wichtigen Gegenstandes angemessenen Feierlichkeit erhob. Ein heiliger, aber freundlicher Ernst, der einer Verklärung gleich kam, war über seine königlichen Züge ausgegossen; sein majestätisch gebietendes Auge leuchtete von einer würdigen und erhabenen Begeisterung entzündet. Staunend sahen die Hofdamen und Herren, die Ritter und die Diener zu dem hohen Herrn empor, und die Königin schwur bei sich, noch niemals habe sie ihren Gemahl so schön und liebenswürdig gesehen. — „Ritter und Vasallen,“ sprach die glückselige Majestät mit Emphase, „es ziemt den Königen vor allem dankbar zu sein und diejenigen mit Ehren und Würden zu bekleiden, die ihnen Genuß und Freude bereiten. Nun bin ich, schon oft und viel in eurer Mitte von einem sehr ehrenwerthen und nützlichen Subjecte höchlichst erfreut und ergötzt worden, und obgleich der Freudenbringer nur ein schlichter Ochse war, so schwör' ich doch bei meiner Krone: weder der tapferste und adligste, noch der gelehrteste und weiseste Mann Altenglands hat mir jemals so viel Vergnügen gemacht, als solch' ein respektabler Ochse, oder vielmehr das Stück von einem Ochsen, das ich meine. Lange hab' ich in meinem königlichen Sinne erwogen, wie ich

ihn dafür würdig ehren und dankbar erheben könnte. Denn Könige sollen nichts Gewöhnliches thun und nicht auf halbem Wege stehen bleiben. All' ihr Handeln sei groß und königlich. Heute also, als besagtes Subject in preiswürdiger Gestalt mit den lieblichsten und schmackhaftesten Eigenschaften ausgestattet, vor mich tritt, kann ich mich unmöglich dem Genusse seiner hochgepriesenen Reize hingeben, bevor ich nicht meine langgefühlte Pflicht gegen dasselbe erfüllt habe. Es ist mir ein großer königlicher Gedanke gekommen, und ich eile, denselben in's Werk zu setzen. Ich werde nämlich dieses ruhmwürdige Stück Ochsenfleisch unter die Zahl meiner Barone und Ritter aufnehmen. — Mit diesen Worten zog der weise Monarch sein königliches Schwert und redete den gewaltigen Rinderbraten also an: Preiswürdiges und hochgeehrtes Stück des größten und schmackhaftesten Ochsen Altenglands, empfange als angemessenen Zoll meiner königlichen Dankbarkeit alle Ehren und Würden eines Barons und Ritters meiner Krone! Heiße von nun an Baron of beef und führe den geachteten Titel Sir Loin of beef, so lange es Könige, Adel und Ochsen in England gibt!" — Unter diesen wichtigen Worten ließ der König die flache Klinge seines Schwertes auf den herrlichen Rinderbraten niederfallen und sämmtliche Barone und Ritter an der Tafel begrüßten ihren neuen Standesgenossen mit Jubelgeschrei. Der König steckte mit hoher Selbstzufriedenheit (niemals war sie mehr an ihrem Platze) sein Schwert ein und nahm dafür das Messer wieder zur Hand. Verklärten Antlitzes sank er in seinen Sessel zurück, schnitt sich mit höchsteigenen Händen ein großes Stück von Sr. Herrlichkeit saftigsten Theilen und ließ sich's ganz vortrefflich schmecken. Und Damen und

Herren folgten höchst vergnügt seinem Beispiele. Der neue Baron ward bis auf die Knochen aufgezehrt. Und seit jenem großen Augenblick führt der schmackhafteste aller Braten in ganz Großbritannien den ehrwürdigen Namen, den ihm der König verliehen. Englands vorzüglichste Ochsen haben bis auf diese Stunde den Baronstitel würdig zu behaupten gewußt."

„Interessant und originell!" sagte Sillig, sobald Goldast schwieg. „Doch ist nicht zu läugnen, daß auch zu andern Zeiten und bei andern fürstlichen Ritterschlägen und Standeserhöhungen das Rindfleisch ebenfalls eine nicht unwichtige Rolle, ja oft sogar die Hauptrolle gespielt hat, nur mit dem merklichen Unterschiede, daß es weniger genießbar war, als das des ehrenwerthen Barons, dessen schöne Geschichte mir zu erzählen Sie so eben die Güte hatten."

„Bah, liebster Freund, und doch versteht man in England nicht immer wahres Verdienst großartig zu würdigen. Der Stockfisch ist ohnstreitig einer der größten Leckerbissen im Reiche der organischen Schöpfung. Dies scheint man aber in England durchaus nicht zu wissen. Wie ich denn überhaupt mit englischem Geschmack und englischer Kochkunst mich nicht befreunden kann. So sehr ich mich auch mit der Baronisirung des Ochsen einverstanden erklären muß, so verletzend ist für mich die Behandlung, welche der Stockfisch in England erfahren hat. Wissen Sie, wie man diesen köstlichen Bewohner der nördlichen Meere dort nennt? Es ist schauderhaft und empörend. Stupid fellow ist sein englischer Name; das heißt zu deutsch: „dummer Kerl." Was die Engländer mit dem Ochsen bei mir gut gemacht, haben sie mit dem Stockfisch wieder verdorben. Das macht, es hat sich seiner kein König angenommen. Es ist mir unbe-

greiflich, daß kein Beherrscher der Insel sich des Stockfisches dankbar erinnerte; denn ich kann mir unmöglich denken, daß keine königliche Zunge ihn zu würdigen verstanden hätte."

„Es ist ihm aber in Deutschland nicht besser ergangen," bemerkte Sillig. „Stock ist auch kein schmeichelhafter Name. Er ist ganz gleichbedeutend mit dummer Kerl."

„Sie haben allerdings recht, verehrter Freund. Den dummen Namen hat der köstliche Fisch einmal; den hat ihm die Dummheit unserer Vorfahren gegeben. Wäre ich ein Fürst geworden, ich hätte nichts Eiligeres und gewiß auch nichts Besseres zu thun gehabt, als den herrlichen Fisch zum ‚Herrn von Stock' zu erheben, gerade wie der Ochse, dessen Namen doch auch kein Genie andeutet, in England zum Herrn Baron von Ochs erhoben worden ist. Ein adliges Prädikat nimmt von seinem Besitzer jeden Schein von Dummheit hinweg. Wer von Adel ist, ist eo ipso ein Genie, er mag so dumm scheinen, heißen, oder sein, wie er will."

„Aber wer wehrt Ihnen, Herr von Goldast, den gerühmten Fisch mit dem Namen ihres Standes zu belegen?" fragte Sillig ernsthaft. „Nennt man doch in Oesterreich jeden Menschen, der einen ganzen Rock anhat Herr von, ohne erst nach seinem Adelsbriefe oder nach seinem Genie zu fragen. Machen Sie es doch mit dem Stockfisch eben so."

„Sie haben wiederum Recht. Aber um nicht gegen meine adligen Gönner und Freunde zu verstoßen — denn ich habe Rücksichten zu nehmen — werde ich meinen Liebling ferner wenigstens ‚Herr Stock' nennen. Ich bezeige ihm dadurch mehr Ehre und Dankbarkeit als irgend ein anderer Deutscher. Des

Namens Kabeljau für Stockfisch bedien' ich mich nicht. Er ist nicht deutsch; ein schwedisches oder dänisches Wort, was weiß ich. Wir müssen auf reines Deutschthum halten."

„Herr Stock wird das zu erkennen wissen," meinte der Secretär.

„Doch sagen Sie mir: hat der Baron — ich meine jetzt nicht den besprochenen englischen — heute Tischgesellschaft zum Souper?"

„Daß ich nicht wüßte. Es ist Niemand eingeladen worden."

„Aber mein Gott, will er denn auch den Stock, ich wollte sagen Herrn Stock (ich muß mich erst an die neue Titulatur gewöhnen) allein verspeisen? Das wäre doch hartherzig und grausam. Und bis morgen verliert Herr Stock viel von seinem Gehalt. Frischer Stockfisch muß so schnell als möglich verspeist werden. Das weiß doch der Koch, und Linchen weiß es auch, und ich dächte, der Baron könnte es auch wissen."

„Aber von welchem Herrn Stock sprechen Sie denn?"

„Von dem, welcher heute in des Barons Küche gewandert ist."

„Sind Sie denn so genau von den Einwanderungen in Sr. Excellenz Küche unterrichtet?"

„Sillig, Sie sind mein Freund und haben sich mein Vertrauen erworben," wisperte der kleine Fette mit seinem weichen Stimmchen und machte eine zärtliche Bewegung nach dem Secretär hin, der, wie er wohl wußte, sehr viel beim Gesandten galt, der aber nichts destoweniger in seiner melancholisch frommen Laune beharrte. Das kurzbeinige Männchen ließ sich aber dadurch nicht abschrecken und fuhr schmunzelnd

fort: „Ich gebe Ihnen einen Beweis dieses Vertrauens, indem ich Ihnen mein kleines Küchengeheimniß verrathe."

„Sie spannen meine Neugierde," brummte der Secretär, „obgleich ich sonst solche irdische Dinge wenig beachte. Mein Streben geht auf höhere Angelegenheiten, die nichts mit der Pflege des Leibes gemein haben."

13.

Abstammung und Lebensaufgabe des Herrn von Holdast.

Der Kleine überhörte die Aeußerung der Frömmigkeit, die er für eine Marotte des Secretärs hielt, und fiel sogleich wieder in seinen fistulirenden Erzählerton: „Mein seliger Vater war ein Zungengenie, wie ich. Auch meine Mutter — Gott schenke ihr Frieden! — hatte sehr bedeutende Anlagen in dieser Beziehung. Daher die Sympathie ihrer Seelen. Es gelang meinem Vater über Erwarten diese Anlagen in ihr auszubilden. Erklären Sie sich nun, wie ein solches Meisterstück von Zunge aus ihrer Liebe hervorgehen konnte. Es schmeckte meinen Erzeugern so vortrefflich, daß sie nicht nur Alles verzehrten, was sie hatten, sondern auch sehr vieles, was sie nicht hatten; und als sie todt waren, mußte ich über die gescheidten Leute lachen, die mit großen Schuldverschreibungen kamen und da etwas finden wollten, wo ich selbst nichts gefunden hatte. Eine einzige Casserolle war mein Erbe, das mir die Gläubiger nicht

streitig machten, das letzte Mittel der letzten Genüsse meiner hochseligen Eltern und das prophetische Symbol meiner eignen Zukunft. Wenn das deutsche Reich noch bestanden hätte, so würde ich den Kaiser gebeten haben, es in mein Wappen aufnehmen zu dürfen. — Ich zürnte meinen Erzeugern nicht; dies wäre ja das dümmste Verdammungsurtheil meiner eignen Lebensprinzipien gewesen. Auch hatten Sie mir ein göttliches Erbtheil hinterlassen, meinen unvergleichlich feinen Geschmack. Nicht in Musik, Poesie, Malerei, in der Kunst sich zu kleiden, zu tanzen, zu reden und dergleichen. Das sind lauter plebeje Dinge, in denen jeder Bauer Geschmack haben kann. Nein, im eigentlichsten und erhabensten Sinne des Wortes. Wovon kommt es her? Von schmecken. Womit schmeckt man? Mit der Zunge. Ein ausgebildeter und guter Geschmack der Zunge ist also der erste, oberste und vorzüglichste aller Geschmäcke; der Geschmack an sich. Unter tausend Menschen besitzt ihn selten Einer, was sag' ich? unter zehntausend, unter hunderttausend, unter einer Million Keiner. So selten und schwierig ist die Kunst des eigentlichen wahren Geschmacks. Der wahre Feinschmecker muß geboren werden, wie der wahre Dichter. Reimschmiede wachsen wie Pilze aus der Erde. Esser und Fresser laufen tausendweis auf allen Straßen und Gassen. Aber wie Deutschland jedes Jahrhundert nur ein paar wahre Dichter hervorbringt, so auch nur ein paar wahre Eßgenies oder Geschmackgenies, und ich habe das Glück einer der Wenigen zu sein, welchen die schaffende Natur diese erhabene und glorreiche Mission für dies vielbewegte Jahrhundert aufgetragen hat."

„Und die Anerkennung müßten Ihnen Ihre Feinde, wenn Sie welche hätten, zollen, daß sie ihrem großen

Berufe treu leben. — Es muß ein schönes Selbstbewußtsein gewähren, wenn man sich in irgend einer bedeutenden Geistesrichtung so ausgezeichnet, ja schier als einzig dastehend weiß. Ein stolzes Selbstgefühl für Sie, Herr von Goldast!"

„Ein Selbstgefühl, das mich über manche Unbill erhebt, die mir gemeine Menschen zuzufügen gedenken."

„Aber Sie sind ganz von der Hauptsache abgekommen. Sie wollten mir ein Geheimniß entdecken."

„Die Begeisterung hat mich vom Wege abgeführt und in die Lüfte geflügelt. Sie ergreift mich jedesmal, wenn ich von meinem erhabenen Berufe vor würdigen Ohren spreche."

„Sie überschätzen meine kleinen Verdienste. Doch fahren Sie fort."

„Sollte ich nun diesen meinen Beruf nicht erfüllen, dies mein köstliches Talent nicht ausbilden, weil mein Vater der großen Sache schon Alles geopfert? Keineswegs. Was man selbst aus eigenen Kräften nicht ausführen kann, vermag man schon mit Hülfe von Freunden und Gönnern in's Werk zu setzen. Wir leben im Zeitalter der Association. Riesenpläne werden auf gemeinschaftliche Kosten großer Gesellschaften zum Wohl der Menschheit in's Leben gerufen. Warum sollte ich mit meinem seltenen Talente nicht zu gleichem Zwecke auf gemeinschaftliche Kosten reicher Leute wirken? Ja, auch ich lebe zum Besten und vom Besten der Menschheit, und wer wohl auf eine freundlichere und wohlschmeckendere Weise? Seit ich wirke, hab' ich schon an dreißig neue ausgezeichnet herrliche Gerichte erfunden; alle Köche und Gourmands der Hauptstadt erkennen mein Genie — wenn auch manchmal unwillig — an. Mein öfterer Tafelbesuch in einem vornehmen Hause gilt für den Koch desselben so viel,

wie ein Ehrendiplom. Und mit welchen kühnen Plänen geht mein Geist schwanger! Ich strebe nicht nur nach dem großen Ziele, meinen Namen in den Küchen und an den Tafeln der Aristokratie unsterblich zu machen, und es ist mir schon zum Theil gelungen, meine Pläne gehen höher, und ich habe nichts Geringeres im Sinne, als der Gesellschaft den Frieden zu verschaffen, dessen sie zu ihrer Entwicklung bedarf. Ich werde ein Wohlthäter der Menschheit werden im höchsten und reinsten Styl. Könnte ich das, wenn ich nicht Freunde und Gönner gesucht und gefunden hätte? Sie haben meine Lebensaufgabe gefördert, und ich habe sie dafür in der Kunst des Essens unterrichtet. In allen adligen und vornehmen Häusern unsrer Residenz zähl' ich dankbare Zöglinge und Schüler."

„Ein Glück, das wenig Lehrern zu Theil wird. Aber noch immer weiß ich nichts von Ihrem Geheimnisse."

„Ich bin daran, es Ihnen zu enthüllen. Die Vorrede konnte ich Ihnen des Verständnisses halber nicht erlassen. Als ich meine Actien sammelte, d. h. als ich mir die nöthigen Freunde und Gönner zu erwerben suchte, mußte ich täglich Besuche in vornehmen Häusern machen. In der Regel bat man mich zu Tische zu bleiben; man liebte meine Unterhaltung; ich war ein gern gesehener Tischgast. In der That besaß ich alle geselligen Tugenden und Vorzüge: Munterkeit, Witz, Humor, Volubilität der Zunge in ihren beiden Functionen; ich wußte eine Geschichte gut zu erzählen und den Tagsneuigkeiten jene pikante Würze zu geben, die sie erst genießbar macht; ich war kein Stümper in der Kunst den Leuten zu sagen, was sie gern hören, und den Frauen jene kleinen Dienste zu thun, die sie einem so hoch anrechnen, und die uns

in ihrer Gunst so sehr befestigen. In kurzer Zeit hatte ich viele Tischfreunde, deren reichliche Mittel es mir möglich machten, meine Studien mit Muße fortzusetzen. Zuweilen aber, und wenn die launische Göttin des Zufalls mir übel wollte, wohl auch mehre Tage hintereinander, geschah es, daß mein lernbegieriger Magen gefoppt und in seinen Erwartungen getäuscht wurde. Selbst die Mahlzeiten meiner geschätztesten Freunde waren nicht zu allen Zeiten gleich kostbar und wohlbestellt."

„Ha, ich verstehe! Man macht in den meisten Häusern zuweilen Menage."

„Ein fatales Wort das! Eine schändliche Einrichtung, die es bezeichnet! In mehr als einem Hause, wo ich zu Mittag oder Abends zu bleiben eingeladen wurde, spielte mir die Glücksgöttin einen schlechten Streich. Selbst, wenn ich meine Erwartungen herabstimmte und mich, in Ermanglung bessrer Dinge, mit Weißfisch und Geflügel begnügen wollte, wurden sie grausam getäuscht. Was kam auf die Tafel? Die Erinnerung ist mir schon peinigend. Die Ueberbleibsel des gestrigen Mahls, aufgewärmtes Essen, trauriges Ragout und — kalte Küche. Unter allen Wörtern der deutschen Sprache ist mir keins so verhaßt, wie „kalte Küche."

„Das waren harte Geduldsproben für Sie, Herr von Goldast," kicherte Sillig mit boshafter Schadenfreude.

„Was sagen Sie, Freund, Geduldsproben!" krähete das Zungengenie. „Hier war's bei mir mit aller Geduld zu Ende. Und ich habe doch viel Geduld, sehr viel; ein weites großes Feld von Geduld. Aber wie für jeden Sterblichen, so gibt es endlich auch für mich eine Grenze der Geduld; sie heißt: kalte Küche.

So ungeheuer die Kraft meines Duldens ist, hier verläßt sie mich. Kalte Küche ist der letzte Strohhalm, womit das beladene Kameel überladen wird. Ohne diesen Strohhalm würde es freudig seine Wanderung antreten; mit diesem Strohhalm ist es nicht von der Stelle zu bringen."

„Sie sind sehr spashaft, Herr von Goldast, sich selbst mit einem Kameele zu vergleichen. Die Sprünge Ihrer lebendigen Phantasie sind wahrhaft großartig. Erst stellen Sie sich über die Götter und nun suchen Sie unter den Kameelen Ihren Platz."

„Ja, kalte Küche wäre vermögend, solch' eine Metamorphose mit mir zu bewirken. Sie ist das einzige Uebel meines Lebens, das ich nicht ertragen kann, ohne vor Verdruß mit den Füßen zu strampeln und ein Gefühl zu empfinden, als müßt' ich, wie in meinen Knabenjahren, einen Strom bittrer Thränen vergießen und schluchzen, daß mich der Bock stieße."

„Auch Ihre dritte Metamorphose ist nicht übel. Gott, Kameel und Bock. Wieviel werden Sie noch durchlaufen, beklagenswerther Mann?"

„Beruhigen Sie sich, Freund! Mein Genie hat auch dieses Uebel glücklich überwunden. Nach langem und reiflichem Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand ist es mir geglückt, ein ganz vorzügliches Mittel zu entdecken, das mich in Stand setzt, mit einem ziemlichen Grade von Gewißheit meine Speisekarte für den Tag festzustellen. Nach dieser köstlichen Entdeckung komme ich nicht mehr in Verlegenheit, übereilter Weise eine Einladung anzunehmen, die, wenn es zu spät sein würde, mich zurückzuziehen, mit kaltem Abhub und unverdaulichem Pöckelfleische endigt." Da dem fein organisirten Zungengenie schon bei der Erinnerung an solche gemeine Eßwaaren etwas

unwohl wurde, so spuckte es mit der Miene des Abscheus aus.

„Und welches ist das gerühmte Mittel?"

„Jeden Vormittag mache ich bei den verschiedenen Fleischern, Fischhändlern, Geflügelhändlern, Zuckerbäckern, Delikatessen-, Obst- und Gemüßehändlern, welche die Lieferanten meiner Actionärs sind, reihum Besuche und erfahre von ihnen, was ihre Kunden bestellt haben. Höre ich nun an drei, vier Orten denselben Namen, so weiß ich zuverlässig, daß mir heute eine Ernte reift und daß ich Gelegenheit haben werde, meine Kunst auszuüben und weiter zu bilden. Dies, mein Freund, ist mein Geheimniß."

„Und auf diese Weise haben Sie erfahren, daß der Baron für diesen Abend Bestellungen gemacht hat?" fragte der Secretär plötzlich mit großer Aufmerksamkeit. Denn da er noch gar nichts von einem zu veranstaltenden Souper erfahren hatte, so drängte sich ihm der Gedanke auf, der Gesandte möge mit Frau von Villiers bereits weiter sein, als er, Sillig, wisse und vermuthet habe, und das heimlich betriebene Souper möge wohl gar zum Verlobungsfeste bestimmt sein. Stand nun auch die von Frau von Villiers empfangene Einladung für diesen Abend damit im unvereinbaren Widerspruch, so konnte ja gerade diese Einladung und die ganze Demagogenliebhaberei der jungen Witwe Maske sein, um ihn sicher zu machen und jedes mögliche Hinderniß ihrer Verbindung mit dem Baron abzuhalten. Konnte vor Abend nicht eine Absagung kommen? Ein intriguanter Charakter setzt von Leuten, deren Dummheit, Gutmüthigkeit, oder streng rechtlichen Sinn er nicht genau kennt, stets intriguantes, falsches Spiel voraus. Sillig fürchtete plötzlich von der Schlauheit eines Weibes überlistet zu

sein und fragte den Eßkünstler noch einmal bestürzt: „Wissen Sie gewiß, daß aus des Barons Küche Bestellungen für diesen Abend gemacht worden sind?“

„Nur einen frischen Stockfisch, einen Herrn Stock fand ich für ihn. Aber wie ich Ihnen bereits bemerkt habe, Herr Stock ist, eh' man ihn eintrocknet, für mich das non plus ultra aller Leckerbissen aus dem nassen Element. Noch hatt' ich unbegreiflicher Weise nichts davon vernommen, daß die ersten neuen Stockfische angekommen seien. Ich erfuhr nur zu meinem Schrecken, der heurige Stockfischfang verspreche nicht sehr ergiebig auszufallen. Denken Sie sich also meine Ueberraschung! Ich trete in das kühle Gewölbe des Hoffischers. Auf der blanken Marmorplatte liegen, wie immer, die zu expedirenden Gegenstände der heutigen Bestellungen, jeder Fisch mit einem Zettel im Munde, worauf der Name des Bestellers und der Preis des Fisches verzeichnet sind. Ich lasse die abgeschlachteten Bursche die Revue passiren und prüfe ihre Etiketten. Da gab's Meersohlen, geschickt, einem Eßkünstler reizende Aussichten zu bereiten; Schellfische, die einen Juden hätten in Versuchung führen können, Christ zu werden, um sie an einer christlichen Tafel mit zu verzehren; Lachs — die ganze Akademie der Wissenschaften hätte ihre gelehrteste Sitzung eiligst verlassen, um einige Bissen davon zu erschnappen. Aber über alle ragte ein frischer Stockfisch, ein Herr Stock hervor, ein Herr von Stock, ein Freiherr von Stock, wie der Mond unter den Sternen, wie ein wahrer Freiherr unter Bauern, wie ein majestätischer Fürst unter gemeinem Volk. Ach, Freund, welch ein Herr Stock! So herrlich und vollkommen in seinen Proportionen! So delikat in seiner Farbe! So fest in seiner Zusammensetzung! Wie er da lag in seiner

ungekochten Lieblichkeit, ein fast drei Fuß langer schlanker Bursche mit Fleisch so weiß, wie frisch gefallener Schnee, nicht aufgelockert von Feuer, nicht geschwächt von heißem Wasser, nicht verfälscht durch Sauçe!“

„Aber wie stimmt diese Rohheit mit Ihrer vielgerühmten Kochkunst überein?“ fragte Sillig boshaft. Goldast war jedoch nicht in Verlegenheit zu bringen. Er fuhr in seiner singenden Redeweise fort: „Auch der rohe Stoff hat unwiderstehliche Reize für mich. Sie können das nicht beurtheilen, Sillig. Das ist Sache der Eingeweihten, der Mystagogen, der Oberpriester. Wie den Bildhauer ein schöner Marmorblock aus den carrarischen Brüchen entzückt, so mich ein wohlgemästeter Ochse, ein fleischiges Kalb, ein stattlicher Hammel, ein fettes Schwein, ein edler Truthahn. Ich fühle sogleich auf der Zunge eine süße Ahnung des Geschmacks. Das Auge steht mit der Zunge in engerm Zusammenhange, als man gewöhnlich glaubt. Es verschlingt erst langsam und mit großem Genuß die stolze ungekochte Schönheit eines würdigen Tafelobjects und bereitet die Zunge angemessen auf die Feste vor, die ihrer warten. So genießt ein Eßgenie die Speisen zweimal mit vollkommenster Befriedigung.“

„Und das ausgezeichnete Exemplar des Herrn Stock war für Se. Excellenz Küche bestimmt?“

„Mein Auge thränte und auch mein Mund füllte sich mit Feuchtigkeit, vielleicht derselben Art, wie die Thränen; denn Auge und Mund sind, wie schon bemerkt, auf's Innigste verbunden. Ein Blick auf den Zettel im Schnäuzchen des Fisches und die süße Ahnung, daß ich mich bei der diesem Herrn Stock gebührenden Ehrenbezeugung betheiligen werde, wird zur süßen Gewißheit. Ich lese den verehrten Namen mei-

nes Gönners und Freundes, des Barons von Geisheim —"

„Der jetzt kommt und jedenfalls Ihre Stockwünsche mit delikater Erfüllung krönen wird."

14.

Herr von Goldast, Beauftragter des Gesandten.

Wirklich trat in diesem Augenblick der Baron herein und wandte sich sogleich mit den Worten zu dem kleinen Fetten: „Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen, lieber Goldast. Ich dachte den ganzen Tag schon an Sie."

„Sehr schmeichelhaft für mich, so in Ihrem Andenken zu leben, Excellenz", versetzte das Zungengenie geschmeichelt.

„Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu reden. Sie bleiben doch zum Souper?"

„Sehr verbunden! Sie wissen wie gern ich Ihnen gefällig bin. Wollen Sie vielleicht endlich die Gnade haben, der Darlegung meiner Riesenpläne zum Wohl des Staats und der Gesellschaft geneigtes Gehör zu schenken?"

„Nichts davon heute! Ich rechne auf Ihre Gefälligkeit", sagte der Gesandte. „Doch kommen Sie mit mir auf mein Zimmer!"

Damit zog er den Eßkünstler fort, so schnell diesem die kurzen Beine zu gehen erlaubten.

Sillig combinirte schnell die Wichtigkeit der gehei-

men Mittheilung, welche der Baron dem Zungengenie unter vier Augen zu machen habe, und weshalb derselbe schon den ganzen Tag an den Kleinen gedacht, mit dem geheim gehaltenen Souper, zu welchem der neue Stockfisch bestimmt war und schloß daraus: dies Alles müsse irgendwie mit der beabsichtigten Werbung des Barons um die Hand der Frau von Villiers zusammenhängen, die um jeden Preis zu hintertreiben war, sollten nicht alle schönen spekulativen Pläne des schlauen Frömmlers zu Wasser werden. Der vorsichtige Secretär war für Fälle, wo sein Prinzipal mit Jemand ein Geheimniß auf dessen Zimmer zu besprechen Lust hatte, schon so eingerichtet, daß es seinen scharfen und feinen Ohren nicht entgehen konnte. An Thüren und Wänden dieses Zimmers waren unmerkliche akustische Vorkehrungen getroffen zu Nutzen und Frommen des schleichenden Horchers; und leise, wie eine Katze, begab er sich also auch jetzt an seinen geheimen Posten. Es entging ihm an der Thüre kein Wort von dem Zwiegespräch des Barons und Goldasts.

„Lieber Goldast," begann der Erstere ungemein gnädig, „ich bedarf Ihrer Hülfe, Ihres thätigen Beistandes in einer für mich höchst wichtigen Angelegenheit."

„Lassen Sie hören, verehrtester Gönner," schmunzelte das ölige Gesicht ungemein erfreut über diese vielversprechende Anrede. „Wollen Sie ein Festin geben, einen großen bal dinatoire?"

„Nichts dergleichen; wenigstens vor der Hand nicht, so lang ich noch nicht zum Ziele bin. Hernach ein Festin von acht Tagen, in dessen Arrangement Sie Ihr ganzes Genie erschöpfen können. Ich will Ihnen gern Tausende zur Verwirklichung Ihrer glänzenden Ideen

zugestehen. Aber erst an's Ziel, an's Ziel, mein Freund!"

„Aber, mon dieu! Was ist das für ein Ziel?" rief der Fette im freudigsten Schreck, und seine braunrothen, ausgestopften Wangen schienen über die entzückende Aussicht, die ihm der reiche Aristokrat gestellt, öligter und glänzender zu werden, und seine kleinen Augen funkelnder und stechender. Der Geist der Hoffnung leuchtete aus ihm heraus, wie das Flämmchen eines Pfenniglichts durch das gelbe Horn einer Nachtwächterlaterne.

„Das paßt Alles trefflich zu meinen Riesenplänen; nur Ihr Ziel muß ich erst kennen."

„Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein," antwortete der Gesandte, nicht ohne einige Verlegenheit, „daß ich Frau von Villiers in Affection genommen habe."

„Sie machen mich staunen. Ich kenne diese Dame blos dem Namen nach."

„So werde ich Ihnen Gelegenheit geben, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen."

„Hat sie einen Koch? Versteht der Kerl etwas? Ist er ein Franzose?"

„Sie wird sich ferner des meinigen bedienen."

„Des Ihrigen?!" rief der Kleine erschrocken. „Weshalb wollen Sie ihn abschaffen? Sind Sie unzufrieden mit ihm? Ich schwör' Ihnen zu, der Kerl hat gute Anlagen und ist gelehrig. Es kann etwas aus ihm werden. Behalten Sie ihn; ich will mich seiner noch mehr annehmen."

„Verstehen Sie doch! Mein Koch wird nicht in das Haus der Frau von Villiers ziehen, sondern Frau von Villiers in mein Haus."

„Ah! — Wie so das? — Doch nicht als Ihre —“

„Gemahlin. Freilich! Ich bin entschlossen, Frau von Villiers zu heirathen.“

„Ist's möglich?!“ krähete der kleine Fette, und die Stimme schnappte ihm dabei über, während er die fleischigen Hände klatschend zusammenschlug. „Excellenz wollen noch heirathen?! Das überrascht mich. Werden Sie auch als Ehemann Ihre petits soupers fortgeben?“

„Große glänzende soupers und diners, déjeûners à la fourchette und bals parés dinatoires.“

„Das läßt sich hören! das fördert meine Riesenpläne!“ grinste des Kleinen Speckphysiognomie und zeigte die beiden glänzenden Reihen des unverwüstlichsten Gebisses. „Und wann wird die Hochzeit sein?“

„Das will ich eben durch Sie erfahren, Herr von Goldast.“

„Durch mich?“ fragte der Eßkünstler erstaunt und befremdet. „Wie ist das möglich? Woher soll ich es wissen?“

„Pah!“ stöhnte der Gesandte ärgerlich. „Sie sollen meinen Freiwerber machen. Ich bin nicht mehr jung genug, um die erforderliche Kühnheit zu diesem delikaten Geschäft für eigne Rechnung zu haben. Die Zunge ist mir gefesselt; ich stehe wie ein Schulknabe vor der schönen Frau. Für eine fremde Sache ist leichter zu sprechen, als für die eigne. Sie machen der Dame heut Abend einen Besuch und bringen Ihr Wort an. Sie werden jedenfalls freundlich aufgenommen und zu Tisch geladen werden.“

„Aber ich speise ja heut Abend bei Ihnen, Excellenz,“ sagte Goldast mit kläglicher Stimme und einem Armensündergesicht.“

„Es ist wahr. Ich hatte vergessen. Dann gehen Sie morgen Vormittag zur Villiers. Wir wollen doch Lilli fragen, was sie uns vorsetzen kann. Ich möchte Sie gut traktiren, Freund, um Ihre Zunge auf morgen geschmeidig zu machen."

„Dafür wird schon gesorgt sein," lächelte der kleine Epicuräer beifällig, und im Herzen dachte er mit poetischem Aufschwung: „Der unvergleichliche Sohn der Salzfluth wird mich schon begeistern."

Der Baron schellte, und Lilli wurde herauf beschieden.

Der Secretär saß still vor sich hinlächelnd schon lange wieder auf dem Bureau. Keine Seele im Hause ahnete, daß er an der Thür gehorcht hatte und nun beschäftigt war vom Erlauschten besten Nutzen zu ziehen.

15.

Quid pro quo.

„Herr von Goldast wird heut Abend mein Gast sein," redete der Gesandte die eingetretene Karoline an. „Womit wirst Du uns den Tisch besetzen, Lilli? Hast Du Dich schon mit dem Koch in Rapport gesetzt?"

„Ich habe," versetzte das holde Mädchen.

„Nun so laß hören!"

„Englisch Rindfleisch mit Kartoffeln und Sauce."

„Weiter!"

„Ein Hühnerfricassée."

„Weiter!"

„Zuckerbohnen mit Häringen und Cotteletten."

„Gut. Schön. Das ist im Spätsommer mein Lieblingsgericht. Hast Du sonst noch etwas zu bieten?"

„Einen Kirsch-Pudding."

„Auch gut. Sind das Deine Herrlichkeiten?"

„Befehlen Sie mehr?"

„Ich denke, es ist genug. Wir werden uns satt essen."

Goldast saß während dieses kurzen Zweigesprächs wie auf Kohlen, die von jeder Antwort Karolinens mehr angefacht zu werden schienen, und als die Berichterstattung des Mädchens zu Ende war, wurde ihm der feurige Sitz ganz unerträglich. Er sprang hastig auf, als ob er sich wirklich die zum Sitzen nöthigen Theile verbrennt habe und murmelte in einer Anwandlung von gelinder Verzweiflung: „Und der Stock! der Stock? Was ist das?"

„Wünschen Sie noch etwas, lieber Goldast?" fragte der Gesandte, durch diese ungewöhnlich rasche Bewegung und die halblauten Töne seines Gastes aufmerksam gemacht.

„O ich bitte! ich bitte!" stotterte der Kleine beschämt. „Das Souper ist ganz gut arrangirt.

„Bestellen Sie sich, wozu Sie noch Appetit haben und verplaudern Sie ein halbes Stündchen mit Lilli. Ich habe noch Geschäfte auf dem Bureau."

Sobald der Baron das Zimmer verlassen hatte, nahte sich der kleine Fette mit einem aus Bestürzung und Vertraulichkeit gemischten Ausdruck in den Zügen, dem hübschen Kinde, faßte die kleine Hand desselben und wisperte: „Aber, mein liebes Fräulein, wohin sind Sie denn mit dem Stockfisch, mit dem Herrn Stock gerathen?"

„Ah, was wissen Sie von ihm?" gegenfragte Ka-

roline erschrocken und auffahrend, während sie die Farbe wechselte.

„Unglückliche, Ihr Schrecken verräth Sie!“ rief der gereizte Eßkünstler drohend. „Gestehen Sie: Sie haben ihn bei Seite geschafft.“

„Um Gotteswillen, Herr von Goldast, was wissen Sie von ihm?“ rief Karoline jetzt in der äußersten Aufregung, und ihre zitternde Stimme neigte sich zum Tone leidenschaftlichen Weinens.

„Ich weiß, daß er noch vor einigen Stunden hier im Hause war,“ sagte der kleine Epicuräer mit einer protzigen, impertinenten Wichtigkeit. „Und jetzt — wo ist er? Gestehen Sie! Ich muß es wissen.“

„Er ist fort, schon seit mehren Stunden,“ entgegnete Karoline mit großer Unbestimmtheit in Ton und Haltung, Ergebniß ihrer instinctmäßigen Furcht, sogleich Lügen gestraft zu werden.

„O das ist schändlich!“ kreischte Goldast, und der äußerste bitterste Verdruß der Täuschung trieb ihm Thränen in die boshaft funkelnden Maulwurfsaugen. „Wohin ist er?“ fuhr er aufathmend fort. „Wahrheit bei Ihrem Seelenheile!“

Dieser zornige und bestimmte Ton, die leidenschaftliche Aufregung und das drohende Wesen des Hausfreundes erschreckten das arme Mädchen von Neuem und schüchterten sie ein. Ihr böses Gewissen erfüllte sie mit Angst und zitternd weinte sie: „Ach, Herr von Goldast, haben Sie Erbarmen mit mir! Sie kennen mein Geheimniß —“

„Geheimniß?!“ fistulirte der Kleine mit steigernder Frechheit. „Ha, ich merke! Jedenfalls ist er noch im Hause. Ihre Bestürzung beweist es, Mademoiselle. Ich lese das Geständniß in Ihren Zügen.“ Jetzt aber kam der Gedanke über ihn, daß er mit

diesem hochfahrenden Tone in diesem Hause zu weit gegangen sei, und schnell einlenkend, schlug er die gemüthlichen Saiten an und wimmerte mit einer herzzerreißenden Vertraulichkeit: „Sein Sie offen, Linchen! Sein Sie aufrichtig gegen mich, mein liebes Mädchen! Vertrauen Sie mir, Ihrem ergebensten Freunde! Ich verrathe Sie nicht. Auf Ehre! Wo ist er? Sagen Sie es mir, theuerste Lilli?“ Zuletzt klangen seine Worte wie das wehmüthigste Bittgesuch, wie das weinerliche Flehen eines Bettlers, und die weichherzige Karoline konnte unmöglich diesem rührenden Angriff widerstehen.

„In einer Bodenkammer,“ schluchzte sie.

„Ha, sieh doch!“ rief der kleine Schüler Epikurs freudig überrascht. „Also in einer Bodenkammer. Ei! ei! Linchen! Auf welchem faulen Pferde erwisch' ich Sie da! Doch getrost! Sie sehen in mir einen Freund, dem Sie sich ganz anvertrauen können und durchaus keinen Verräther. Nun sagen Sie mir, was Sie in der Bodenkammer mit ihm vorhaben? Bitte, bitte, sagen Sie es mir!“

„Ich kann Ihnen jetzt nur sagen,“ erhob Karoline mit edler weiblicher Würde das kleine Köpfchen, „daß ich ihn unaussprechlich liebe. Nähere und befriedigende Aufschlüsse vermag ich für den Augenblick unmöglich zu gewähren; in den nächsten Tagen jedoch, vielleicht schon morgen hoff' ich dieses Räthsels Auflösung Ihnen geben zu können. Nur so viel bemerke ich noch, daß jeder, gegen meine Moralität gerichtete Verdacht mich auf's Aeußerste empören würde.“

„Ich glaub' es ja,“ beruhigte sie Goldast im Tone freundschaftlicher Bonhomie, „daß Sie ganz redlich und ehrlich in dieser merkwürdigen Affaire gehandelt haben und hege nicht den mindesten Verdacht gegen Ihre

Moralität. Auch daß Sie ihn lieben, begreif' ich schon. Aber wer kann ihn mehr lieben, als ich? Ich bet' ihn an. Ich sah und bewunderte seine Schönheit. Ich schwärmte für ihn. Sillig könnte Ihnen sagen, daß ich ihn geadelt, zum Freiherrn erhoben haben würde, wenn ich ein Fürst wäre. Wenigstens werde ich ihn nun stets Herr Stock nennen, aus lauter Liebe zu ihm und Respekt vor seinen hohen Tugenden."

„Also sind Sie sein wahrer Freund?" fragte Karoline mit freudestrahlenden Augen.

„Mit ganzer Seele, mein liebes Kind!" versicherte der kleine Philosoph des Gartens*) und legte die Hand betheuernd auf das Herz. Es giebt keine innigere Freundschaft. Ich hab' ihn freßlieb. Und Sie Grausame wollten ihn mir entziehen, um ihn allein zu genießen. Daraus wird nichts, mein Kind! Wir wollen uns wenigstens in ihn theilen."

„Sie setzen mich in Erstaunen. Wissen Sie denn nicht, daß er von der Polizei verfolgt wird?"

„Wie? Was?" fuhr Goldast bestürzt zurück. „Von der Polizei verfolgt?! Hat man ihn denn in Verdacht, daß er vergiftet ist?"

„Vergiftet?!" schrie Karoline auf, und die rothen Rosen ihrer Wangen wurden im Nu zu weißen Lilien. „Um Gottes Barmherzigkeit! Vergiftet ist er? Sagten Sie nicht so, Herr von Goldast? O Hülfe! Rettung!"

„So haben Sie ihn wohl schon im Magen, Un=

*) Philosophen des Gartens nannten sich bekanntlich Epikurs Schüler von seinem Garten bei Athen, in welchem er lehrte.

glückliche?" kreischte der fette Mann, wie ein welscher Hahn.

„Ich im Magen?!" gegenfragte Karoline mit wilder Hast und starrte den Kleinen an. „Sind Sie bei Verstand? Sie sagten ja, er sei vergiftet. Wie soll ich das Gift in den Magen bekommen?" Und vorsichtig einige Schritte zurückweichend, betrachtete sie jetzt den exaltirten Hausfreund mit ängstlichen und besorgten Blicken.

„Nun ja doch!" demonstrirte das ölschwitzende Zungengenie. „Wenn er nicht vergiftet wäre, warum könnte denn die Polizei auf ihn vigiliren? Und nun fürchten Sie doch wohl durch ihn vergiftet zu sein? Wenn Sie ja aber noch nichts davon gegessen haben, was schreien Sie denn?"

„Gegessen?" fragte Karoline mit noch größerer Besorgniß und einer Art Bestürzung, augenblickliche Folge der sich ihr aufdringenden traurigen Ueberzeugung, daß es dem kleinen Tafelhelden im Kopfe rappele. „Was soll ich denn gegessen haben, Herr von Goldast?"

„Haben Sie noch nicht?" hastete der Fette, und es kam wieder Sonnenschein in die düstre Landschaft seiner aufgedunsenen Gesichtszüge. „Desto besser, liebes Linchen! Desto besser! Ist er denn schon gekocht?"

Jetzt war für das zum Tode erschrockene Mädchen kein Zweifel mehr übrig; der kleine Philosoph habe den Verstand verloren. Im Nu war sie an der Thür, um sich den etwa nöthigen schnellen Rückzug zu sichern, und mit bebender Stimme fragte sie: „Gekocht? Herr von Goldast, so besinnen Sie sich doch!"

„Ja doch!" fuhr dieser eifriger fort. „Ich will dem Koch behülflich sein, daß er ja nicht verdorben

wird. Und glauben Sie doch die Dummheit nicht, daß er vergiftet ist. Auf die Gefahr hin, will ich den ganzen Burschen verspeisen. Wer sollte ihn denn vergiftet haben! Das ist ein Mißverständniß mit der Polizei."

„Aber von wem sprechen Sie denn eigentlich, Herr von Goldast? Ihre Worte werden mir immer räthselhafter?"

„Nun von wem sonst, als von dem stattlichen Stockfische, der heute Mittag in Ihre Küche kam," versetzte Goldast etwas verblüfft über diese unerwartete Frage.

„Ah, von dem Fische!" dehnte Karoline plötzlich erleuchtet und die heiterste Laune kehrte wieder in ihre Züge zurück.

„Nun ja doch, von dem Fische!" fistulirte der Eßkünstler ärgerlich. „Sprechen Sie denn von einem Vogel? Ich will wissen, was aus den Fische geworden ist?"

Karoline lachte aus vollem Herzen und erwiderte inzwischen: „Wie ich Ihnen schon sagte, er ist fort. Ich kann unmöglich damit aufwarten."

„Sie sagten aber doch, Sie hätten ihn in die Bodenkammer versteckt?" fragte Goldast verdrießlich.

„Das war purer Scherz, lieber Herr von Goldast. Sie wissen ja, wie gern ich mit Ihnen scherze."

„Aber, mein bestes Fräulein, in solchen Dingen versteh' ich keinen Scherz. Nun sagen Sie nur schnell, wohin ist denn der köstliche Stock gerathen?"

„Auf Befehl Sr. Excellenz ist er der Frau von Villiers zum Geschenk überschickt worden."

„Ah, der Verräther! Und mich zum Souper einzuladen! — Weiß Gott, Linchen, ich hätte ihn gern

tête—à—tête mit Ihnen verzehrt, und wenn es in der Bodenkammer gewesen wäre!"

„Es thut mir leid, Herr von Goldast! Es wäre mir selbst ein Vergnügen gewesen, wenn auch nicht in der Bodenkammer."

„Wirklich, Linchen?" schmunzelte der kleine Philosoph wieder. „Ist das Ihr Ernst? Ist das Wahrheit, Lilli? Sind Sie mir gut, holdes Kind? — Wahrlich, wenn Sie reich wären, ich würde Sie frischweg zur Frau von Goldast machen; denn Sie verstehen sich auf Küche und Tafel, wie selten ein weibliches Subject. Aber solche thörichte Wünsche müssen wir uns aus guten Gründen vergehen lassen."

„In unsrer Speisekammer würde es aussehen, wie auf Erden am ersten Schöpfungstage," sagte Karoline mit dem alten neckischen Muthwillen.

„Und in unsrer Küche, wie in einer Pulverkammer," setzte Goldast mit süßlich sauerm Gesichte hinzu. „Das sind widerwärtige Bilder. Leben Sie wohl, Linchen!"

„Wollen Sie denn nicht zu Tische bleiben?"

„Mir fällt bei, daß ich noch ein nothwendiges Geschäft mit Frau von Villiers abzumachen habe. Ich wünsch' guten Abend!"

Linchen lächelte muthwillig hinter ihm her und dachte: „Den zieht die unsichtbare Gewalt des Stockes an. Der Stock ist für ihn zum Magnet geworden. Aber ich hätte mich bald verrathen. Schwatzt da Herr von Bauch von einem Stock, einem Herrn Stock, und ich denke fort und fort er meint meinen lieben schlanken Stock in der Bodenkammer."

16.

Polizeiliche Recherchen.

Noch war sie nicht fertig mit ihren Gedanken, die zumeist sich auf den hübschen Fremden von diesem Morgen richteten, dessen Namen, Stand und Verhältnisse sie gar zu gerne gekannt hätte, als Sillig hastig hereintrat und sie nicht im gewöhnlichen sanften Predigerton und nicht mit den gebräuchlichen Segenswünschen, sondern kurz und hastig anredete: „Wie kommt's, daß Herr von Goldast das Haus verlassen hat? Ich denke er bleibt zum Souper."

„Er hat sich anders besonnen," entgegnete das Mädchen verwundert, den frommen Mann sich plötzlich um die Tafelangelegenheiten bekümmern zu sehen. „Ein Geschäft, meinte er, führe ihn nothwendigerweise noch zu Frau von Villiers. Ich glaube aber, er geht einem gewissen Herrn Stock nach, dessen intimster Freund er sich zu sein rühmt."

„Also doch!" murmelte der Secretär vor sich mit einem bitterbösen Gesicht, und es war Linchen nicht anders, als verschluckte er ein halbes Dutzend Flüche.

Er empfahl sich kurz wieder und auch Linchen ging hinab, um in der Küche einige Abänderungen hinsichtlich des Abendessens anzuordnen. Zu ihrem nicht geringen Schrecken begegnete ihr ein Polizeicommissär auf der Treppe.

„Ich wünsche den Herrn Studiosus Bernhard Müller zu sprechen," redete sie der Mann der Gewalt an. „Darf ich Sie bitten, mir sein Zimmer zeigen zu lassen?"

„Herr Müller ist abgereist," stotterte sie verlegen hervor.

„Abgereist?" fragte der Polizeicommissär ungläubig. „Wann? wenn ich fragen darf."

„Diesen Morgen."

„Ist Herr Secretär Sillig zugegen?"

„Auf dem Bureau." —

Der Polizeicommissär trat in das ihm bezeichnete Zimmer. Sillig trippelte ihm mit einiger Verlegenheit entgegen. „Es thut mir leid, Herr Commissär, daß Sie sich vergeblich hierher bemüht haben. Der Bursche muß im Besitz einer extrafeinen Nase sein. Während ich bei Ihnen war, ist er glücklich entkommen."

„Wissen Sie nicht, ob er schon aus der Stadt ist?" —

„Nach dem, was ich gehört, ist kaum daran zu zweifeln."

„Verdammt!" rief der Sicherheitsbeamte unwirsch. „Und welch' ein schöner Preis ist auf diesen Stock gesetzt! Schon hofft' ich ihn gewonnen zu haben."

„Vielleicht kann ich Ihnen doch auf eine gute Spur helfen. Sie kennen doch Herrn von Goldast?"

„Wie sollt' ich den berühmten Eßkünstler nicht kennen!"

„Nun, dieser Herr rühmt sich der intimsten Freundschaft, des vertrautesten Umgangs mit dem Herrn Stock. Daraus schließ' ich, daß er um den Aufenthalt des Demagogen weiß, ja daß er selbst Demagog ist."

„So muß ich mich der Person des Herrn von Goldast versichern."

„Vor wenigen Minuten war er hier und hat sich geäußert: er werde eines Geschäfts halber zu Frau

von Villiers gehen. Sie wissen doch, vor dem Neuenthore?"

„Das schöne, moderne Gartenhaus."

„Ganz recht. Und da diese Dame ebenfalls eine Freundin der Demagogen ist, so —"

„Ich verstehe und eile, meiner Pflicht nachzukommen."

Sillig lachte, als er allein war, in die Chemisette: „Da hätt' ich ja die verdammte Freiwerberei doch noch glücklich vereitelt. Das Genie ist der Sieger und Herr der Welt. Es lebe das Genie!"

17.

Der Held in der Bodenkammer.

„Zu Frau von Villiers ist er? Hab' ich Dich recht verstanden, Lilli?" rief der Baron Geisheim freudig überrascht, als ihm Karoline gemeldet hatte, daß Herr von Goldast nicht mit soupiren werde.

„Wenigstens sagte er mir so," entgegnete das Mädchen. „Er habe ein dringendes Geschäft mit ihr abzumachen."

„Ich weiß, ich weiß!" rief der Gesandte vergnügt und rieb sich die Hände. „Und darüber läßt er ein gutes Souper im Stich! Solche Freundschaft für mich hätt' ich ihm nicht zugetraut. Das werd' ich ihm nicht vergessen, dem braven Goldast. — Lilli, auch ich werde nicht zu Hause speisen, da mir Goldast entronnen ist. Bestelle das Souper beim Koch ab. —

Ich bin so seltsam bewegt, so unruhig, so zerstreut. Ich will einen Spaziergang machen und werde erst spät heimkehren."

Karoline sah, wie die Excellenz sich äußerst sorgfältig kleidete und dann das Haus verließ. Einige Minuten früher hatte sie schon Herrn Sillig abmarschiren sehen. Sie klatschte vor Freuden in die Hände und rief den alten Jakob in's Zimmer.

„Jaköbchen," schmeichelte sie, „nun schick' mir alles Bedientenvolk aus dem Hause und stelle Du Dich Schildwach'; denn ich will jetzt zusehen, was ich mit dem Menschen in der Bodenkammer anfange."

„Sorgen Sie nicht, liebe Mamsell, Sie sollen gut bewacht werden," schmunzelte der alte Glatzkopf und that nach Befehl der „lieben Mamsell." Diese aber flog in die Bodenkammer hinauf, wo der schöne Student sich herzlich langweilte. Mit kurzen Worten verkündete sie ihm den Stand des Hauses und nahm ihn ohne Umstände beim Arm, um ihn auf ihr stilles abgelegenes Zimmer zu führen.

„Dank, holde Jungfrau, daß Ihr mich aus diesem schrecklichen Verließ erlöst habt, in welchem Molch und Unke hausen," perorirte Bernhard mit Ritterschauspielpathos. „Ich erkläre mich dafür zeitlebens für Euern Ritter, schöne Dame!"

„Du langweilst Dich allein, Bernhard, und kommst dadurch am Ende auf böse Gedanken. Ich will Dich in Gesellschaft bringen."

„In welche, liebe Line?"

„Du bist nicht sicher im Hause. Die Polizei hat Dich schon gesucht. Silligs lauernder Blick verfolgt mich auf jedem Schritt und forscht in meinen befangenen Zügen. Ich fürchte, der Mensch ist mir schon auf der Spur, und kaum vermag ich, mich ihm zu

verbergen. Ich bin nicht zur Heuchlerin gemacht. Fiebernde Unruhe hat mich gemartert; es hat mir stets vor den Augen geflirrt. Morgen könnt' ich's nicht aushalten. Ich stürbe vor Angst und würde Deine unfreiwillige Verrätherin."

„Aber wohin soll ich?"

„Ich habe mir einen Plan ausgedacht. Frau Holzmann, meine Putzmacherin, ist eine gewandte, kluge und erfahrene Frau, und mir sehr zugethan. In schwierigen Lagen und Verhältnissen hat sie mir oft schon guten Rath ertheilt. Ihr können wir uns unbedingt anvertrauen. In ihrem Hause bringst Du die Nacht zu, und morgen wird sie weiter sorgen."

„Und wie lange leistest Du mir Gesellschaft?"

„Den ganzen Abend."

„Nun gut. Bin ich aber auch sicher auf der Straße? Man zündet eben die Laternen an."

„Weißt Du was, lieber Bernhard! Ich werfe Dir Rock und Mantel von mir über, setze Dir meinen Sammethut mit Schleier auf, und dann gehen wir Arm in Arm."

„Ah, vortrefflich!" rief der Student und nahm das sich nicht sträubende Kind in die Arme. „Ich habe noch nie Mädchen gespielt."

Karoline schloß ihren Kleiderschrank auf, holte die bezeichneten Kleidungsstücke heraus und fing in der muthwilligsten Laune von der Welt an, den nicht minder lustigen Studenten als Mädchen herauszuputzen.

„Jetzt bin ich Dein Kammermädchen, Bernhard."

„Und Kammermädchen müssen sich küssen lassen. Das ist ein altes Herkommen." Und er küßte sie recht manierlich, und sie ließ sich recht sittig küssen, indem sie sagte: „Aber doch wohl nicht von ihrer Herrin?"

„Aber von ihrem Herrn," versetzte er lachend. Und ich bin jetzt beides in einer Person."

„Höre, lieber Bernhard, sei einmal recht aufrichtig gegen mich, so wie Du sonst stets warst," begann das Mädchen jetzt, während sie seine Toilette vervollständigte, in einem herzigen, vertraulichen und Vertrauen erweckenden Tone.

„In welcher Sache denn, mein liebes Linchen?" ahmte er ihr nach. „Was drückt Dir denn das kleine Herzchen? Was möchtest Du gern von mir erfahren?"

„Sage mir: bist Du denn wirklich der Student oder Demagog, den man den schlanken Stock oder den Stockfisch nennt?"

„Und zu welchem Zwecke willst Du denn das wissen?"

„Ich frage nur; und Du könntest es mir wohl sagen. – Bitte, bitte! lieber Bernhard!"

„Wer wird so neugierig sein und sich in fremde Geheimnisse eindrängen wollen!" strafte sie der Student mit burleskem Ernst. „Ich heiße jetzt Bernhard Müller, selbst für Dich. Erinnere Dich nur gefälligst daran, daß wir von vornherein gleich und ausdrücklich es so ausgemacht haben. Es bleibt also streng bei der Verabredung."

„Du böser Bube!" schmollte Karoline, aber es war auch ihr Ernst nicht. „Gerade nun glaub' ich, daß Du der schlanke Stock doch bist."

„Das kannst Du ganz nach Belieben halten."

„Jetzt keine Minute länger duld' ich Dich im Hause. Komm, komm! fort mit Dir, Du Stockfisch!" Sie versteckte ihm den verrätherischen Bart unter dem schwarzen Schleier, setzte sich selbst den Hut auf, warf einen Mantel um, und unter Lachen und Schäkern

verließen sie, ein paar glücklichen Kindern gleich, das vornehme Haus.

18.

Unterhaltungen am häuslichen Herde.

Im Gartenhause der Frau von Villiers ging's um dieselbe Zeit äußerst still zu. Wenn nicht ein geschäftiges Treiben und Hantiren in der Küche stattgefunden hätte, so hätte man diese Räume für ausgestorben halten können. Aber in der flammenhellen Werkstatt der ersten Lebensbedürfnisse war der Beweis sichtbar, daß man sich in diesem schönen Hause das Leben noch ferner auf die angenehmste Art zu fristen den löblichen Vorsatz habe. Die stämmige handfeste Köchin war mit der trotzigen Sicherheit ihres Berufs beschäftigt, die letzte Hand an verschiedene werthvolle und ausgezeichnete Erzeugnisse ihrer beliebten Kunst zu legen, und in Töpfen und Pfannen, in Kesseln und Casserollen auf dem reinlichen eisernen Kochherde kochten und brodelten, brieten und schmorten verschiedene appetitliche Gegenstände aus der animalischen und vegetabilischen Schöpfung, aus der Luft, aus dem Wasser und aus der Erde, über und unter derselben, mit Fleiß zusammengebracht, um zu des Menschenleibes Nahrung und Nothdurft zu dienen, oder die Kunst des wahren Geschmacks, wie Herr von Goldast sich philosophisch-technisch auszudrücken pflegte, zu fördern. Dann und wann trat Lisette, das Kammerkätzchen der gnädigen Frau, mit besorgten Mienen

und einer mit der Zeit steigenden ängstlichen Spannung in den von reizenden Wohlgerüchen duftenden „Tempel des Geschmacks." Auf einer Porzellanschüssel lag der mit so viel Ehren- und Achtungsbezeugungen überhäufte Liebling des Eßgenies noch in derselben ungekochten Schönheit, wie ihn sein Verehrer beim Hoffischer am Morgen mit großem Entzücken gesehen hatte, von Ansehen ein an drei Fuß langer, häßlicher, plattköpfiger Sohn der hochnordischen Salzfluth.

„Gott weiß, Katharine," seufzte die Zofe, „ob Sie nicht alle diese delikaten Herrlichkeiten vergebens zubereiten."

„Na, Sie sprechen mir da schöne Dinge, Jungfer Lisette," versetzte die Köchin pikirt. „Und gerade heute geräth Alles vortrefflich. In einer Viertelstunde bin ich fix und fertig."

„Ja, was soll man nur denken! Nicht nur, daß keiner der eingeladenen Gäste sich einstellt. Auch die gnädige Frau kommt nicht wieder. Und auch die Frau Silbers nicht. Ich weiß nicht mehr, was ich davon denken soll. So etwas ist noch nicht passirt, seit ich im Hause bin."

„Ja, was ist denn eigentlich passirt?" fragte die kräftige Priesterin des Tempels.

„Das ist's ja eben! Ich weiß es nicht und kann auch gar nichts vermuthen. Aber die Angst schnürt mir die Kehle fast zu. Adam kommt auch nicht wieder. Wir Beide sind allein im Hause und können von Räubern und Mördern überfallen werden. Wenn der kleine Herr zum dritten Mal kommt, fall' ich in Ohnmacht."

„Machen Sie keine Dummheiten! Wir wollen uns schon wehren. Vor solch' einem fetten Knirps

werden wir uns doch nicht fürchten? Verlassen Sie sich auf mich. Ich weiß Fäuste und Nägel gut zu gebrauchen."

In diesem Augenblick schellte die Glocke an der Hausthüre, und Lisette fragte mit ängstlicher Vorsicht, wer da sei und war sehr erfreut, die Stimme der Frau Silbers zu vernehmen. Sie öffnete, und die Amme trat mit vier starken Männern herein, welche in zwei Tragen eine hübsche Anzahl in Papier gewickelter Flaschen trugen, durch diese Bekleidung ihre Abkunft aus der Champagne andeutend. Aber auch Eßwaaren aller Art, vorzüglich Torten und Confitüren, italienische Waaren und andere Näschereien, Ananas zu einem Champagnerpunsch und dergleichen Materialien und Ingredienzen mehr. Die Männer luden ab und wurden von der Amme mit einem Trinkgelde entlassen. Nun that sie ihren Mund mit großer Selbstzufriedenheit auf: „Na die seltensten und köstlichsten Delikatessen hab' ich glücklich zusammengetrommelt. Der Herr Demagog wird Augen machen! Dergleichen hat so ein Mensch noch gar nicht in die Augen bekommen, geschweige auf die Zunge. Adam meinte, diese Art Leute äßen Rolltaback und Pferdefleisch, Wurzeln und Gras, wie weiland der König Nebucadnezar, und sei wenig von den Menschenfressern verschieden. Diesen Abend denk' ich, soll der Herr merken, daß es auch noch andre eßbare Dinge in der Welt gibt. Und die gnädige Frau wird gewiß mit mir zufrieden sein. Inzwischen lass' ich mir nicht nehmen: ein sonderbarer Geschmack ist's und bleibt's von ihr, solch' einen gefährlichen Menschen einzuladen. Aber wo ist denn die Gnädige?"

„Ja, wenn Sie's nicht wissen, Frau Silbers," antwortete Lisette mit Resignation; ich kann's Ihnen

nicht sagen. Schon seit einer Stunde ist sie fort und ich fürchte, es ist ein Unglück geschehen."

„Ein Unglück?!" zeterte die Amme und schlug die fleischigen Hände zusammen. „Barmherziger Gott! Was ist's mit der gnädigen Frau?"

„Ich weiß es nicht. Ich vermuthe nur so etwas."

„Woher? Woraus?"

„Sie waren noch nicht lange fort," erzählte das Kammermädchen, „als Jemand einen Brief an die gnädige Frau brachte. Ich übergab ihr denselben. Kaum hat sie ihn geöffnet, als sie aufstöhnend erblaßt. Dann erfährt ihr ein Ausruf der Bestürzung. Ich mußte sogleich Adam herbeirufen, dem sie in ihrem Kloset einen höchst wichtigen Auftrag ertheilte."

„Sie haben doch gehorcht, Lisettchen?"

„Nun ja doch," lispelte das Mädchen verschämt. „Ich konnte aber nur einzelne Worte verstehen, wie: ‚der Unglückliche,' ‚trostlos,' ‚schreckliches Loos.' Genug, Adam verließ spornstreichs das Haus und gab mir gar keine Antwort, als ich ihn auf der Treppe einen Augenblick aufhalten wollte. Und bis jetzt ist er nicht wieder heimgekehrt. Die gnädige Frau lief in höchster Unruhe im Zimmer auf und ab, und, wenn ich nicht irre, schluchzte sie und rang die Hände. Genug, ich habe sie noch nie in solcher Aufregung gesehen. Plötzlich warf sie die Mantille um, setzte den Strohhut mit dem grünen Schleier auf, alles ohne meine Hülfe in Anspruch zu nehmen und stürzte, ohne mir nur ein Wörtchen zu sagen, aus dem Hause. Mir schlugen alle Glieder. Bis jetzt hab' ich sie unter Angst und Sorgen vergeblich zurückerwartet."

„Das ist ja eine erschreckliche Begebenheit!" schluchzte die Amme.

„Und nun ist ein verdächtig aussehender Mensch schon zweimal dagewesen und hat so dringend und seltsam nach ihr gefragt, daß ich fürchte, er führt nichts Gutes im Schilde."

„Um des Himmelswillen! was soll da herauskommen!" jammerte die Amme. Die vereinten Klagelieder wurden durch das Ertönen der Hausglocke unterbrochen.

„Ach Gott!" schrie Lisette. „Wenn wir nur nicht von Spitzbuben überfallen werden!"

Aber es war die schöne Herrin des Hauses selbst. Rasch und aufgeregt trat sie in ihr Zimmer, und Zofe und Amme folgten ihr.

„War Niemand hier? Ist Adam zurück?" fragte Frau von Villiers in einem Athem.

„Adam ist noch nicht zurück," berichtete Lisette mit großer Spannung, aber ein Herr ist zweimal da gewesen und hat in sonderbarer Weise nach Ihnen gefragt, gnädige Frau."

„O Himmel! Er ist's!" rief diese leidenschaftlich. „Er hat Schutz bei mir suchen wollen. Und ich Unselige durchrenne die Stadt, ihm diesen Schutz anzubieten."

Jetzt erlaubte sich die Amme die demüthig neugierige Frage: „Aber Gnaden, wer ist denn dieser Er?"

„Schweig, Amme, und laß mich fragen!" herrschte die üngnädige Gnädige. Und zu Lisette gewandt: „Wie sah er aus? Jung? Zwei, höchstens vierundzwanzig Jahre!"

„O nein! der Herr mochte wohl ein Vierziger sein."

„Schlank, schmächtig?"

„O nein! Klein und fett, mit kurzen, dicken Beinen, die etwas krumm waren.“

„Bleich, mit verstörtem Blick großer, schwärmerischer Augen?“

„O nein! dick und roth, mit kleinen lachenden Maulwurfsaugen.“

„Langes Haar, das ihm in goldnen Locken auf Schultern und Rücken fiel?“

„O nein! Ganz kurze blondgraue Härchen. Ich hatte Mühe, etwas davon zu entdecken.“

„Stattlichen Bart um Lippen und Kinn?“

„O nein! Sehr sorgfältig rasirt.“

„Im altdeutschen Rock, den weißen Hemdkragen kühn herausgelegt?“

„O nein! Im eleganten Frack, Cravatte, Vatermörder, Manschetten und gelben Glacéhandschuhen.“

„Seltsam! höchst seltsam!“ rief Frau von Villiers sichtbar verstimmt. „Hat er Dir seinen Namen nicht gesagt? keine Karte abgegeben?“

„Doch! den Namen hat er gesagt. Warten Sie einen Augenblick; er wird mir gleich einfallen. Es war etwas von Gold dabei: Goldbaum, Goldstamm; nein, jetzt fällt's mir bei, Goldast, Herr von Goldast nannte er sich.“

„Das ist der rechte nicht,“ sagte die schöne Witwe noch verdrießlicher. „Doch hab' ich diesen Namen schon mehrmals gehört. Der Baron hat ihn nie genannt. Was mag Herr von Goldast von mir wollen? — Du kannst gehen, Lisette.“

Die Zofe verließ das Zimmer voll großen Aergers, ihre Neugierde nicht befriedigen zu können. Natürlich horchte sie am Schlüsselloch der Thür.

„Aber erklären Sie mir doch nur diese Räthsel, Gnaden!“ erinnerte die Amme wieder.

„Ach, Amme, ich bin sehr unglücklich! Laß mich an Deiner Brust ruhen und mich ausweinen!“

„Was ist denn geschehen? So sagen Sie doch, um Gotteswillen!“ heulte das Weib.

„Welch' ein Unstern beherrscht heute mein Leben!“ tragirte Frau von Villiers. „Schon war Alles zum würdigen Empfang des interessanten Jünglings bestens eingeleitet; schon schlug mein Herz höher voll süß banger Erwartung, da kommt dieser Brief des Secretär Sillig, der mich niederschmettert.“ Mit diesen Worten zog die trauernde Dame ein zusammengeschlagenes Papier aus dem Busen und reichte es der betretenen Amme hin: „Nimm und lies mein Unglück!“

Frau Silbers entfaltete den Brief und schaute einen Augenblick hinein, gab ihn aber dann mit den Worten zurück: „Ich kann die Krakelfüße nicht lesen. Lesen Sie mir's vor, wenn ich bitten darf.“

Frau von Villiers ergriff das Papier wieder mit dem Seufzer: „Unselige Schriftzüge!“ und begann dann die Vorlesung: „Nicht ohne die schmerzlichste Verlegenheit muß ich Ihnen melden, gnädige Frau, daß mir das Schicksal unmöglich gemacht hat, Ihnen diesen Abend den liebenswürdigen Demagogen zuzuführen. Er hat sich heute, während meiner Abwesenheit, aus dem Hause Sr. Excellenz entfernt. Seine böse Ahnung hat leider Grund gehabt. Denn kaum war er fort, so wurde er von einem Polizeicommissär gesucht. Es leidet keinen Zweifel mehr: er ist der berühmte schlanke Stock, dessen man um jeden Preis habhaft zu werden trachtet. Uebrigens habe ich eine untrügliche Spur, daß er sich noch in der Stadt aufhält, in der es von verkappten Demagogen wimmeln soll. Vielleicht irrt er in Todesangst auf den Straßen, ohne Obdach, ohne Freund. Ein schreckliches

Loos! Wie gern möchte es ihm erleichtern Ihr gehorsamster Sillig."

„Das ist Alles?" fragte die Amme, wie aus den Wolken gefallen.

„Ist es nicht genug, Mitleidlose?" fuhr die Herrin auf. „Auf den Straßen umher irren, ohne Obdach und Freund! Von der Polizei verfolgt! Einer der Edelsten seines Geschlechts!"

„Ah, junge Leute wissen sich zu helfen!" tröstete die Amme, äußerst gleichgültig gegen das Loos des Studenten.

„Ich sandte sogleich Adam aus, um ihn aufzusuchen."

„Wo denn?"

„Hast Du nicht gehört? In den Straßen der Stadt."

„Kennt denn Adam den Herrn Demagogen?"

„Ich beschrieb ihn so deutlich, daß er ihn erkennen muß."

„Ich denke, Sie kennen den jungen Herrn auch noch nicht. Sie wollten ja erst diesen Abend seine Bekanntschaft machen."

„Ja doch!" rief die Gnädige ärgerlich, und die Vorboten der übelsten Laune zeigten sich in Stimme und Mienen. „Aber ich habe doch ein allgemeines Bild von ihm. So kann nur er aussehen, kein Andrer auf der Welt. Ja er muß aussehen, wie mein Retter. O und wenn er es selbst wäre! Wenn meine Ahnung nicht tröge!"

„Der arme Adam!" seufzte Frau Silbers.

„Meine Unruhe ließ mich nicht bleiben," fuhr die Gnädige in ihrer Erzählung fort. „Ich sah ein, daß für Adam schwierig sein müsse, was meinem ahnungsvollen Gefühle leicht sein werde. Unter tausenden hätt'

ich ihn auf den ersten Blick erkannt. Sein Bild steht in meiner Seele mit leuchtenden Farben. Es trieb mich fort, ihn ebenfalls zu suchen."

„O Himmel! Ist's möglich!" rief die Amme erschrocken. „So weit haben Sie sich vergessen, gnädige Frau?"

„Noth kennt kein Gebot. Bedenk', Amme, es galt die Rettung eines der vorzüglichsten Menschen. Da mußte gehandelt werden und zwar schnell, ohne Zögern, ohne lange Ueberlegung. Und nun verdamme mich, wenn Du kannst."

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau!" —

„Hältst Du mich für ein so erbärmliches Wesen, das keines Opfers fähig wäre für einen hochherzigen Jüngling, der, von kühnen Freiheitsgedanken berauscht und vom stürmisch schlagenden Herzen zu Thaten gedrängt, den Machthabern gefährlich scheint? O wie hab' ich mich gesehnt, einen solchen Verfolgten mit Gut und Blut zu schützen, zu unterstützen! Aber das Schicksal scheint mir grausam meinen Lieblingswunsch versagen zu wollen. Ich habe den verfolgten Stock nicht gefunden."

„Aber, du lieber Gott, was soll nun aus unsern Speisen und Delikatessen werden, um die ich mir so große Mühe gegeben? Ist Ihnen gefällig zu soupiren?"

„Ach, ich habe gar keinen Appetit, liebe Amme. Meine fehlgeschlagenen Hoffnungen haben ihn mir geraubt."

„Wenigstens etwas von dem frischen Kabeljaufisch, den Ihnen der Herr Baron verehrt hat."

„Nichts, gar nichts. Iß Du von dem Fische, Amme, soviel Du willst."

„Sie wissen ja, daß ich Fische nicht liebe."

„Es ist wahr. Aber umkommen darf er doch nicht. Mir fällt ein, Madame Holzmann und ihr Mann sind große Liebhaber von Fischen, und, wenn ich mich recht erinnere, setzen sie den frischen Stockfisch über alle andern. Trag' Ihnen den Fisch schnell hin; sie werden noch nicht zu Abend gegessen haben. Diese Aufmerksamkeit von mir wird sie anfeuern, meine Bestellungen um desto schneller auszuführen. Geh' schnell, gute Amme!"

„Zu Ihrem Befehl!"

19.

Die unterbrochene Liebeserklärung.

Während dieses Zwiegesprächs hatte sich Philipp von Leisnitz draußen im Garten eingefunden, durch das Fenster der Salonthüre das Zimmer überschaut und sich die reizende Gestalt der jungen Witwe mit der behaglichsten Muße betrachtet. In der That war er so sehr in das Anschauen derselben versunken und die graziösen Bewegungen der edeln Gestalt, der Blick ihres geistreichen Auges und der Wohllaut ihrer Stimme hatten ihn in eine gänzliche Selbstvergessenheit gewiegt. Erst als Lisette in das Zimmer trat und Se. Excellenz den Herrn Baron von Geisheim anmeldete, fuhr er wie aus einem Traume auf.

Der Baron trat in den Salon der von ihm angebeteten Frau.

„Milles pardons, meine Gnädigste," flüsterte er

in süßer, schier frauenhafter Befangenheit, „daß ich Sie so spät noch überfalle! Aber es zieht mich mit magischen Banden zu Ihnen. Meine Unruhe ist au comple; ich muß ihr ein Ende machen. Ich muß mein Schicksal aus Ihrem eignen Munde hören. Unmöglich vermag ich die Ungewißheit länger zu ertragen."

„Welches Schicksal?" fragte Frau von Billiers verwundert. „Was für eine Ungewißheit? Was ist's denn, liebster Baron, was Sie so unruhig macht und mir noch die Ehre Ihres Besuchs verschafft?"

„Wie? Sie wissen nicht? War Herr von Goldast nicht bei Ihnen?" gegenfragte der Baron bestürzt.

„Doch. Er ist zweimal hier gewesen, wie mir mein Kammermädchen berichtet hat. Aber ich war nicht zu Hause. Sagen Sie mir schnell, was er von mir wollte. Ich brenne vor Neugierde."

„Ich — ich — o das kann ich Ihnen nicht sagen," versetzte der Diplomat verlegen. „Wozu hätt' ich denn den Goldast hergeschickt? Es betrifft eine — eine Neuigkeit, die er Ihnen melden sollte — aus — meinem Hause."

„O ich ahne, was es ist!" rief die Witwe lebhaft; denn sie meinte nicht anders, als die Neuigkeit beträfe den schlanken Stock.

„Ahnen Sie es?" fuhr der Baron ganz entzückt heraus. „Das ist charmant, ist göttlich!"

„Sprechen Sie es aus; ich beschwöre Sie! Foltern Sie mich nicht!"

„Mon dieu, welche Heftigkeit! — Ich — ich wollte — fragen, ob — ja — ob der Kabeljau nach Ihrem Geschmack war?"

„Der Fisch? Ich danke Ihnen dafür. War das

Alles? Unmöglich! Sie verbergen mir etwas, Herr Baron."

„Sie sind in fieberhafter Aufregung, meine Gnädige. Ueberhaupt finde ich Sie seit Ihrer mir noch immer unbekannten Gefahr merklich verändert. Der Unfall scheint einen tiefern Eindruck auf Ihr Gemüth gemacht zu haben, als ich anfangs fürchtete, und der mich um so besorgter macht, je ängstlicher Sie den Schleier des Geheimnisses darüber gebreitet halten."

„Ah lassen Sie doch die alte Geschichte ruhen!"

„So ist Ihnen wohl neuerdings wieder etwas Unangenehmes begegnet?"

„Mir ist nichts wieder begegnet. Aber Sie haben mir immer noch nicht gesagt, welche Neuigkeit aus Ihrem Hause mir Herr von Goldast hinterbringen sollte."

„Ich denke, Sie ahnen es?" fragte Geisheim mit neuer trister Verlegenheit und in einem wahrhaft kläglichen Tone.

„Lassen Sie es mich mit klaren Worten hören. Ich will doch sehen, ob ich recht geahnt habe."

Jetzt konnte der ängstliche Mann unmöglich länger ausweichen; er nahm also allen seinen Muth zusammen und begann mit erkünstelter Festigkeit: „Wohlan denn, Sie sollen es erfahren, meine Theuerste. Ihre holde Liebenswürdigkeit — mein Herz — die Verhältnisse — wie soll ich Worte finden?" Jetzt war seine Verwirrung auf den Gipfel gestiegen, und da er in der That die rechten Worte nicht finden oder vielmehr nicht aussprechen konnte, so machte er plötzlich Anstalten, um sich vor der erstaunten Frau auf ein Knie niederzulassen, um in dieser angemessenen Stellung eine Liebeserklärung zu versuchen. Aber in diesem Augenblick stieß Leisnitz das Fenster auf und

schleuderte einen Stein herein, der bis zu den Füßen des heftig erschrockenen Gesandten rollte. Frau von Villiers schrie laut auf, und der Baron brachte mit Mühe die Worte hervor. „O Himmel! was war das?“

„Ich kann es mir nicht erklären,“ versetzte die Witwe. Doch plötzlich durchzuckte sie der Gedanke, der seltsame Steinwurf möchte von dem verfolgten Demagogen herrühren, der sich — wahrscheinlich in großer Gefahr — in ihren Garten geflüchtet und ihr ein Zeichen seiner Ankunft habe geben wollen, welches zugleich seinen Wunsch ausdrücken solle, ihren Besuch so schnell als möglich zu entfernen. In großer Zerstreutheit sagte sie: „Es wird wohl die Gärtnerstochter gewesen sein, ein loses Mädchen, das mich zuweilen neckt.“

„Ich vergaß, daß man den Salon vom Garten aus übersehen kann,“ bemerkte Geisheim verdrießlich und kleinlaut.

Frau von Villiers verwandte kein Auge vom Fenster in der Salonthüre und gab mit der Hand allerlei verstohlene Zeichen. Dabei sagte sie ängstlich: „Aber, liebster Baron — ja, was wollte ich doch sagen? — Ach nein, Sie wollten mir ja etwas sagen. Ich bitte Sie! Geschwind! So eilen Sie doch! Sie sehen, daß ich auf Kohlen stehe.“

„Haben Sie etwas vor, gnädige Frau?“

„Ich gestehe, ich will noch zu einer Freundin zum Thee fahren, der ich mich für diesen Abend versprochen habe. Sagen Sie also schnell, was mir Herr von Goldast melden sollte.“

„Er soll es Ihnen morgen früh selbst sagen. Ich will Sie jetzt nicht länger aufhalten und mich Ihnen

empfehlen. Bon plaisir, ma chère!“ Und er lief zur Thür hinaus, als ob er einer großen Gefahr entrinnen wollte.

20.

Doppelte Täuschung.

Frau von Villiers eilte nach der Salonthüre, um sie zu öffnen, aber Leisnitz kam ihr zuvor, indem er leicht und gewandt durch das Fenster hereinstieg, fast in die Arme der schönen Frau hinein.

„O holder Engel, schütze mich! rette mich!“ flehete er sie, auf ein Knie niedergesunken, mit emporgehobenen, gefalteten Händen an.

„Sind Sie der schlanke Stock?“ fragte sie in höchster Spannung.

„Ich bin's, der unschuldig verfolgte, unglückliche Stock.“

„Willkommen! Willkommen in meinem Hause!“ jauchzte die Witwe in triumphirender Wonne und streckte ihm die kleine Hand entgegen, die er mit Heftigkeit ergriff, um glühende Küsse darauf zu heften.

„Fassen Sie Muth, edler Jüngling! Ich schütze Sie mit meinem Leben.“

„Tausend Dank, liebenswürdige, großmüthige Retterin!“ rief der junge Betrüger aufspringend. „Mein guter Genius gab mir den Gedanken ein, mich zu Ihnen zu flüchten. Mein Freund Sillig wollte mich Ihnen zuführen —“

„Sie sind mir allein noch lieber. Doch damit wir nicht überrascht werden —" Sie zog die Vorhänge vor das Gartenfenster und verschloß die Thür, die nach dem Vorsaal führte.

„Ein junges, feuriges Herz flüchtet zu Ihnen. Sie werden mich nicht verdammen, gütige Frau," deklamirte der Schalk mit tragischem Pathos.

„Ich schwärme wie Sie für die Freiheit. Ich bin von Ihrer Partei; ich bin eine Demagogin," versetzte die Schöne begeistert.

„Vortrefflich!" jubelte Philipp. „Das hilft uns schnell über alle Förmlichkeiten hinüber."

„Wir thun wie alte Bekannte," plauderte sie seelenvergnügt. „Ich werde den Tisch selbst serviren. Kein verrätherisches Auge darf Sie sehen. Auch gönne ich keinem meiner dienstbaren Geister, Sie zu bedienen. Ich werde es selbst thun."

„Das kann ich unmöglich zugeben. Nein, süßes Weib, ich werde Dich bedienen. O könnt' ich Dir mein ganzes Leben dienend weihen!"

„Nur nicht gleich zu excentrisch, mein Freund!" drohete sie mit anmuthig erhobenem Finger.

„Das Entzücken strömt in meiner Brust über," flüsterte der junge Mann, während sie zusammen den Tisch zubereiteten. „Mein Schicksal hat sich im Nu geändert, vom größten Elend zum höchsten Glück, und eine gütige Fee hat diese Wandlung bewirkt. Wird da die holde Fee mir nicht etwas Wonnetrunkenheit zu gut halten?"

„Ein Demagog sollte das Schmeicheln den Höflingen überlassen," bemerkte sie etwas strenger.

„Ein Demagog sagt nur Wahrheiten. Aber wenn er eine schöne Seele in einer schönen Hülle findet, so muß er ihr seine Huldigung darbringen."

Ein Pochen an die verschlossene Thür störte das angenehm beschäftigte Paar. Frau von Villiers öffnete schnell eine Tapetenthür auf der entgegengesetzten Seite und forderte ihren Gast mit leiser Stimme auf, sich in dem Gemach zu verbergen. Sobald dieses geschehen war, fragte sie mit lauter Stimme, wer da sei?

„Ich bin's, gnädige Frau," versetzte Lisettens zartes Stimmchen.

„Was willst Du?"

„Herr von Goldast ist wieder da und läßt Sie dringend um die Ehre bitten."

„Sag' ihm, ich sei noch nicht zu Hause," grollte die gnädige Dame.

„Sagen Sie mir das gefälligst selbst, meine gnädige Frau," ließ sich eine fette, in die Fistel überschlagende Stimme mit etwas Zudringlichkeit vernehmen, und Frau von Villiers öffnete mit stillem Grimm, der sich inzwischen schnell zu legen Anstalt machte, als sie die possirliche Gestalt sich hereinkugeln sah.

„Nein, zum drittenmal darf ein rechtschaffener Mann nicht vergebens kommen," plapperte Goldast mit bekannter Zungengeläufigkeit. „Entschuldigen Sie also meine Kühnheit, Gnädigste! Ich küsse Ihnen die Hand als Ihr ganz ergebenster Diener. Ah, Sie sind eben im Begriff, sich zum Souper zu setzen. Das freut mich sehr. Ich weiß nicht, welcher Narr hat drucken lassen, eine essende Dame verlöre an Schönheit. Au contraire. Ein Mensch wird bei Tafel stets doppelt liebenswürdig, eine Dame aber dreifach."

„Aber mein Herr, was verschafft mir das Vergnügen? — Sie haben selbst bemerkt, daß ich im Begriff stehe —"

„Zu speisen. Das ist mir gerade höchst ange-

nehm. Denn dadurch wird die Hoffnung in mir genährt — einen gewissen Herrn Stock —"

„Wie mein Herr?" rief die Witwe betroffen.

„Einen allerliebsten jungen Stock zu — sehen —" fuhr Goldast pfiffig lächelnd fort, „mich an seinem Anblick zu weiden — und — nun Sie haben ja zwei Gedecke."

„Mein Herr, Sie wüßten —"

„Ich weiß Alles, meine Gnädige! Ich weiß Alles! Er ist aus des Barons von Geisheim, meines verehrten Gönners und Freundes gastfreundschaftlichem Hause zu Ihnen gewandert."

„Sie irren, mein Herr! Sie irren!" stammelte die bestürzte Frau in höchster Verlegenheit.

„Nicht doch, verehrte gnädige Frau!" versetzte der Eßkünstler so gütig, als er vermochte. „Ich weiß es ja ganz bestimmt. Der Baron hat den Stock — Herrn Stock wollt' ich sagen, — hergeschickt; der Tisch ist schon servirt. Lassen Sie ihn kommen. Ich will ihn ja blos sehen. Nein, nein, ich lüge. Ich will mehr als sehen. Ich bin ein passionirter Liebhaber dieser Espèce. Und in der That, für Sie allein ist er zu groß, gnädige Frau. Allzuviel könnte Ihnen schaden. Sie könnten krank werden."

„Ich fühle mich jetzt schon unwohl," lispelte die arme Frau verwirrt. „Entschuldigen Sie — ich muß mich entfernen." Und schnell verschwand sie durch die Tapetenthüre.

„Sie wird ihn doch nicht schon aufgespeis't haben?" fragte sich Goldast bedenklich. „Ach was, das ist ja unmöglich! Auch ist das Service noch unbenutzt. Noch bin ich zur rechten Zeit gekommen. Zwei Gedecke und doch kein Gast weiter. Das sieht ja wie eine Vorbestimmung aus. Ja, ja, ich glaube an ein

Fatum. Das zweite Gedeck ist für mich bestimmt. Ich weiche auch nicht eher, bis ich wenigstens die Hälfte meines Lieblings im Leibe habe. Und wenn Frau von Villiers wirklich krank ist, desto besser für mich; dann eß' ich den ganzen Fisch allein auf." Seelenvergnügt rieb er sich bei dieser köstlichen Aussicht die Hände und wandelte mit kurzen trippelnden Schritten um den gedeckten Tisch.

„Bei Tische," fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort, „entledige ich mich des kitzlichen Auftrages vom Baron. Speisend macht sich so etwas immer am besten ab. Man beseitigt die Verlegenheit mit einem guten Bissen und spült Alles mit einem Glas Wein hinunter. — Aber meine Sehnsucht hat ihren Gipfelpunkt erreicht. Ich will mich doch nach der Küche umsehen."

In diesem Augenblicke trat Frau Silbers herein.

„Ah bon soir, ma chère!" rief ihr Goldast schmunzelnd entgegen.

„Ihre Dienerin, mein Herr! Sie sind wohl der erwartete Gast?"

„Ei freilich. Und Sie sind jedenfalls die Wirthschafterin? Nun lassen Sie nur schnell auftragen. Der Fisch ist doch warm gestellt worden? Ist er im Sud gerathen? Er will zart behandelt sein. Was für eine Sauce haben Sie dazu?

„Welchen Fisch meinen Sie?"

„Nun den frischen Stockfisch, den der Baron von Geisheim heute der Frau von Villiers zum Geschenk geschickt hat."

„Den wünschen Sie zu speisen? Ach, du lieber Gott, das ist ja schrecklich!"

„Unglückliche, ich will nicht hoffen, daß —"

„Daß Sie aber auch gerade auf den bestehen müssen!“

„Ist er wirklich schon verspeist?“

„Das weiß ich nicht. Da die gnädige Frau daran verzweifelte, daß Sie kommen würden, so hab' ich den Fisch zu Madame Holzmann, der Modistin in der Wallstraße, als Geschenk tragen müssen.“

„Holzmann!“ stöhnte der kleine öligte Mann vernichtet. „O weh! Das ist ein fataler Casus! Nein, das sind zwei fatale Casus! Der Fisch ist fort und zu Holzmann. — War er schon gesotten?“

„Nein. Madame Holzmann wird ihn aber diesen Abend noch zubereiten, sobald ihr Laden geschlossen ist.“

„Noch ein Schimmer von Hoffnung!“ lebte Goldast wieder auf. Die Stirn des kleinen Epikuräers füllte sich wieder mit kühnen Gedanken; die alte Schmarotzer-Unverschämtheit kehrte in sein erschrockenes Herz zurück. „Versuchen wir's!“ sprach er mit neuem Muthe vor sich hin. „Es ist des Schweißes der Edeln werth. — Empfehlen Sie mich der gnädigen Frau!“

„Wie? Sie wollen gehen?“ fragte die Amme in schmerzlicher Verwunderung. „Soll ich denn meine Einkäufe doch vergebens gemacht haben?“

„Mein Schicksal treibt mich fort, ich kann nicht widerstehen.“ Und so schnell seine bogigen Strampelbeinchen ihn fortzuschaffen vermochten, verließ er den Salon und die Amme folgte ihm mit großem Bedauern; denn sie hatte sein glänzendes Gesicht plötzlich recht lieb gewonnen und hätte ihm gar zu gern die Genüsse ihrer Einkäufe gegönnt.

21.

Das Abenteuer.

Frau von Villiers schlüpfte aus der Tapenthüre und zog ihren Gast nach. „Er ist fort!“ rief sie froh. „Kommen Sie nur heraus, mein Freund!“

„Was das für ein unverschämter Kerl war!“ eiferte Leisnitz. „Mich eine Espèce zu nennen und sich einen passionirten Liebhaber dieser Espèce! Kann man die Frechheit weiter treiben?“

„Sie kennen ihn also wirklich nicht?“ fragte die Witwe mit der kecken Miene eines Inquirenten. „Sein Sie offen und wahr!“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: ich habe den Menschen weder jemals gesehen, noch seinen Namen gehört.“

„Dann wird meine Vermuthung zur Gewißheit.“

„Welche Vermuthung, schönste Frau?“

„Er war jedenfalls ein Polizeispion, der schon eine Spur davon hatte, daß Sie sich zu mir geflüchtet, oder der frecherweise nur auf den Busch klopfte.“

„Das Letztere wird wohl der Fall gewesen sein,“ lachte der verschlagene Gast.

„Ach und fast hätte meine Bestürzung mich ihm verrathen!“ seufzte die Wirthin.

„Es war ein glücklicher Gedanke von Ihnen, ein plötzliches Unwohlsein vorzuschützen und mich schnell in einen sichern Versteck zu bringen. Wie dankbar bin ich Ihnen für diese Vorsorge!“

„Seine Spionage wird doch keine übeln Folgen für uns haben? Mir ahnt nichts Gutes.“

„Ach, Verehrteste, machen Sie sich keinen Kummer! Lassen Sie keine Wolke die Stunde sonnigen Glücks verdüstern!“

„Wohlan, fort mit allen Besorgnissen! Kommen Sie zur Tafel! Ihr Magen hat eine harte Geduldsprobe bestehen müssen.“

„Wie könnte er Bedürfniß fühlen, wenn mein Herz die seinigen in so entzückendem Grade befriedigt sieht!“

„Hüten Sie sich mir solche Dinge zu sagen!“ drohete die Witwe wieder lächelnd. „Ich möchte sie am Ende gar glauben.“

„Ich bitte Sie darum! Ich beschwöre Sie, herrliche Frau!“

„Nein, nein! Weder Ihre Bitten, noch Ihre Beschwörungen werden mir ausreden, daß Sie ein Meister in höfischer Schmeichelei sind. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich Sie mir anders gedacht habe.“

„Und wie denn, meine Gnädigste, wenn ich bitten darf?“

„Nun, etwas weniger gewandt, geschliffen und polirt,“ versetzte sie stockend und zögernd, „minder erfahren und bewandert in den glatten Formen und Worten der vornehmen Welt.“

„Ich verstehe Sie! Sie haben einen halbgekochten langhaarigen Burschen erwartet, Bierfaß und Tabacksrauchfang in einer Person, so einen Junker Pistol oder einen deutschen Ableger des berühmten italienischen Eisenfressers Rodomonte, einen etwas flegelhaften Jungen, der bei Hermann dem Cherusker schwört und mit einer zarten Frau umgeht, wie mit einem Recken.“

„Nein, nein!“ rief Frau von Villiers entrüstet. „Sie entwerfen da ein höchst widriges Bild, wie es noch

niemals in meine Seele gekommen ist. Wahrlich eine schönere innere Anschauung vom schlanken Stock lebte darin."

„Welche? Ich bitte Sie, entwerfen Sie sie mir in einigen flüchtigen Strichen. Ich bin sehr neugierig darauf."

„Ich will sie Ihnen nicht vorenthalten. Was ich noch Niemand gestanden habe, Sie, der Demagog, der verfolgte schlanke Stock, Sie sollen das Geheimniß meines Unfalls erfahren. Ich habe vor kurzem ein merkwürdiges Abenteuer erlebt, dessen Folgen mich auf das Krankenbett warfen, die aber leicht noch schlimmer hätten für mich ausfallen können. Ich brannte vor Begierde, deutsche Studenten oder vielmehr Demagogen in ihrem freien Wesen, in ihrer liebenswürdigen Ungebundenheit kennen zu lernen, und dieser glühende Wunsch erzeugte den zweiten, mich einmal ebenso ungenirt wie sie selbst unter ihnen, bewegen zu können. Schon stand ich im Begriff in Studentenkleidern in eine Universitätsstadt zu reisen, nur von meinem Kammermädchen begleitet, und meine Putzmacherin, eine gewandte und dienstfertige Frau, welche einen geschickten Schneider zum Mann hat, hatte mir bereits von diesem ihren Manne die nöthigen Kleider verschafft, da eröffnete mir Lisette, eben mein Kammermädchen, ich könne ja das näher und hier in der Stadt bequemer haben. Es mache ihr nämlich ein Student, der ihr auch ein Demagog zu sein scheine, die Cour, und dieser ließe sich wohl bewegen, mich als Studenten mit in die Versammlung zu nehmen. Dieser Vorschlag kam meinen Wünschen sehr entgegen und gefiel mir ungemein. Lisette mußte ihren Liebhaber damit bekannt machen. Er wurde gewonnen und bei mir eingeführt. Nun gefiel mir der Mensch

allerdings nicht so, wie er meiner Lisette gefallen mochte. Anfangs benahm er sich linkisch, und als er warm wurde, roh und tölpelhaft. Hätte mich nicht das Verlangen, einmal unter Studenten zu sein, wie ein böses Fieber geplagt, ich würde zurückgetreten sein. So aber konnte ich nicht. Ein Anderer war nicht da, und ich glaubte nichts befürchten zu dürfen. Der bestimmte Abend erschien, wo ich an einem Studenten-Commers Theil nehmen sollte. Ich hatte mich herrlich herausstaffirt und glaubte, ich spielte nicht die schlechteste Studentenfigur. Unterwegs — es war schon ziemlich dunkel — nahm mein Begleiter meinen Arm, und wir gingen, wie Studenten zu thun pflegen. Obgleich mir das nun eben nicht sonderlich angenehm war, so ließ ich es mir doch gefallen. Aber bald genug schien mein Bruder Studio mich mit Lisetten zu verwechseln und erlaubte sich Scherze und Aeußerungen, die ich mir in einem ernsten Tone verbat. Er ließ sich dadurch nicht abschrecken und schien für seine Dienste auf eine Art Dankbarkeit von meiner Seite zu rechnen, auf die ich ihm natürlich alle Hoffnung nehmen mußte. Dies geschah auf eine so bestimmte Weise, daß ihm, wie ich meinte, davon imponirt wurde. Er entschuldigte sich und bat mich nur mitzugehen, denn schon hatte ich umzukehren gedroht. Dies war aber in der That nicht mein Ernst gewesen. Wir kamen in die Versammlung. Ich hielt mich etwas scheu im Hintergrunde, und anfangs ging Alles gut. Keiner der zahlreichen Anwesenden schien mir eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Bald aber änderte sich das. Der Elende hatte mich wahrscheinlich aus Rache verrathen, oder doch wenigstens die Aufmerksamkeit auf mich gelenkt. Aus den Zudringlichkeiten, die ich erfuhr, hätte ich bald genug merken

können, daß mein Geschlecht kein Geheimniß mehr war, wenn es mir Einige nicht geradezu gesagt hätten. Ich gerieth in Bestürzung und verlor die Geistesgegenwart. Vergebens sah ich mich nach meinem Begleiter um. Der abscheuliche Mensch ließ sich nirgends erblicken. Die Angst brachte mich fast um; ich konnte mich der frechsten Zudringlichkeiten nicht erwehren und fing — ich gestehe meine Schwäche — heftig zu weinen an. Gott weiß was aus mir geworden wäre, hätte sich nicht plötzlich ein junger schöner Mann Platz durch die Menge gemacht, und wäre, wie ein rettender Engel an mich herangetreten. ‚Ich erkläre jeden für einen elenden dummen Jungen, der diesen fremden Studio nur noch mit einem zweideutigen Worte anredet,‘ sagte er laut und würdevoll. ‚Er ist mein Schützling und seine Sache die meinige.‘ Das wirkte. Die Zudringlichen schwiegen und wichen zum Theil zurück. Mein Schützer schien in großem Ansehen bei Allen zu stehen. Er faßte mich nun beim Arme und führte mich hinaus. Hier flüsterte er mir zu: ‚Sie müssen schnell fort, ehe der erste Eindruck meiner Worte verraucht; denn dann würde es böse Händel geben.‘ — Hat mein Begleiter hierher meinen Namen verrathen? fragte ich in großer Angst. — ‚Bis jetzt nur Ihr Geschlecht,‘ versetzte er, ‚und daß er nicht auch Ihren Namen verräth, dafür werde ich Sorge tragen. Er ist ein elender Wicht, den ich züchtigen werde.‘ — Mit großer Ehrfurcht begleitete er mich bis zu einem Miethwagen und hob mich hinein. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihm meinen Namen zu sagen und ihn um den seinigen zu bitten. Er versetzte lachend: ‚Ich darf nicht!‘ warf den Schlag zu und befahl dem Kutscher fortzufahren. Und er ist weder gekommen, wie ich anfangs die schwache Hoff-

nung hegte, noch hab' ich eine Spur von ihm auffinden können. Mir aber zog die Alteration ein heftiges Unwohlsein zu. — Aus seinem kräftigen und entschiedenen Auftreten in der Versammlung, welches von Allen respektirt wurde, schloß ich nachher, daß er der schlanke Stock sein möchte. Diesen Abend bin ich freilich eines Andern belehrt worden. Da Sie ihn aber jedenfalls kennen und gewiß auch in jener Versammlung gegenwärtig waren, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir seinen Namen nennten, damit ich mich ihm auf passende Weise dankbar erzeigen kann."

„Ich war nicht bei jenem Commers," entgegnete der Pseudo-Stock, „sonst wäre ich jedenfalls Ihr Retter geworden, liebenswürdige Frau. Jener Student ist aber ein räthselhaftes Wesen. Man hat ihn nur unter seinen Studentennamen gekannt. Seinen wahren Namen wußte Keiner, und er ist verschwunden. Niemand weiß wohin."

„O, das ist sehr Schade!" rief Frau von Villiers bewegt.

„Beklagen Sie es nicht. Sie möchten sich vielleicht auch in Ihrem Retter täuschen. Trauen Sie diesen Demagogen nicht. Sie haben ja eine Probe davon erlebt. Diese jungen Herren haben von der Welt und der gesetzlichen Ordnung im Staate höchst unreife Begriffe. Es läuft am Ende Alles darauf hinaus, daß sie die gebietenden Herren spielen möchten. Ein wahrer Patriot wird dem Vaterlande auf nützlichere und vernünftigere Weise dienen, als diese Tollköpfe beabsichtigen. Sich dem Gesetze unterwerfen und dasselbe mit Gut und Blut aufrecht erhalten und seine Kraft zum Dienst des Ganzen stellen, das ist die Pflicht des wahren Vaterlandsfreundes. Die De-

magogen wollen das Gegentheil. Das Ganze soll sich Ihnen unterordnen, und sie wollen es nach ihren egoistischen Ansichten und Vorurtheilen umgestalten.

„Und Sie selbst sind einer der berühmtesten Demagogen!“ rief die Witwe erstaunt und betrachtete ihn mit mißtrauischen Blicken.

Leisnitz gerieth in Verwirrung. Er hatte im Eifer der Unterhaltung seine Rolle vergessen.

„Ueber meine Demagogie und wie ich zu dieser traurigen Berühmtheit gekommen bin, werde ich Ihnen später ausführliche Aufschlüsse geben.“

Er merkte nicht, daß die schöne Frau plötzlich ziemlich abgekühlt war. „Einen Augenblick Entschuldigung!“ sagte sie. „Der Tafeldienst ruft mich in die Küche.“ Sie ging und ließ ihn allein.

„Das geht ja vortrefflich!“ dachte er bei sich. „Aber der hübsche Retter sitzt ziemlich fest in ihrem Herzen. Es ist gut, daß er so stolz war, sonst hätte er mir gefährlicher werden können, als der Herr Onkel. Nun, ich will schon dafür sorgen, daß sein Bild bald in ihr erbleicht. Unverkennbar mach' ich Fortschritte in ihrer Gunst und übertreffe mich selbst. Das macht, mein Spiel wird zur Natur, die fatale Demagogenrolle ausgenommen, und eh' eine Stunde verstrichen ist, bin ich wahrscheinlich in die allerliebste Frau verliebt bis über die Ohren. Ich wär' es schon und hätte schon Sturm gelaufen, wenn sie das nette Linchen in des Onkels Hause wäre, die Herr Sillig mit so wenig Wahrscheinlichkeit seine Braut nannte. Daß mir das Linchen nicht aus dem Kopfe will! Aber fort, fort, lachendes Mädchen! Ich darf nur an die schöne Frau von Villiers denken. Glück zu! Mit vollen Segeln hoff' ich in den reizenden Hafen einzulaufen. Jetzt ein paar Gläser Champagner und dann eine

complette Liebeserklärung! Diesen Abend noch muß Alles in Richtigkeit kommen. Und morgen — morgen, Herr Onkel, kommen Sie zu spät. Na, den trieb ich doch gerade von der Thüre fort, als er die Klinke schon in der Hand hatte. — Jetzt, Demagog, nimm Dich zusammen!"

Frau von Villiers trug die Speisen auf und ließ sich dann von ihrem Gaste zu Tische führen.

„Nun müssen Sie mir offen sagen, ob Alles nach Ihrem Geschmack ist."

„Es wird ein Göttermahl. Meine trunkne Phantasie läßt mich jetzt schon Anwandlungen von Göttlichkeit verspüren, und es wird ihr erstaunlich schwer, Sie noch für eine Sterbliche zu halten."

„Ach, loser Schwätzer! Sie sollen mich jetzt auch bewirthen. Mit Ihrer Lebensgeschichte. Bitte!"

„Hab' ich denn früher schon gelebt? Ach, nein! Mit meinem Eintritt in dieses selig gepriesene Haus hat erst mein Leben begonnen. Ja, geehrte Frau, ich fühle mich neu geboren."

Dabei entstöpselte er eine Champagnerflasche und schenkte ein.

„So müssen wir ja Kindtaufe halten!" rief die muntre Witwe naiv.

„Wahrlich dieser Nektar ist ein würdiges Taufwasser. Sie heben mich aus der Taufe. Sie geben mir den Namen."

„Auf das Wohl des Täuflings!"

„Und seiner Gevatterin! Wie soll ich heißen?"

„Erzschelm."

„O, setzen Sie noch ein H davor und lassen Sie den Namen eine Prophetie sein!"

„Wie so?"

„Schelm ist gleichbedeutend mit Dieb. Wenn ich

nun Herzdieb heiße, so bitte ich, mich das Prädikat an Ihrem eignen schönen Herzen verdienen zu lassen."

22.

Ein Polizeiverhör.

Neuem heftigen Pochen an die Thüre folgte sogleich Lisettens Stimme: „Ach, gnädige Frau, um Gotteswillen!"

„Was ist's? Was giebt's?" rief die Angerufene erschrocken aufspringend.

„Ein Polizeicommissär ist so eben in's Haus getreten und fragt nach Ihnen. Frau Silbers wollte ihn mit der Behauptung abweisen, Sie seien nicht zu Hause; er sagte aber, er wisse es besser."

„Schnell, schnell in den hintersten Versteck!" flüsterte die Witwe ihrem Gaste zu und öffnete die Tapetenthür abermals. „Meine Ahnung hat nicht gelogen. Dieser Goldast war ein Polizeispion und hat gemerkt, daß Sie im Hause sind." Mit diesen Worten schob sie ihn aus dem Zimmer und öffnete dann rasch die Hauptthür, um den Polizeibeamten zu empfangen.

Dieser ließ nicht lange auf sich warten. „Die Pflichten meines Amtes müssen mich bei Ihnen entschuldigen, gnädige Frau, daß ich Sie störe," redete Herr Klinkhardt beim Eintreten die befangene Hausherrin höflich an. „Außerordentliche Vorfälle erheischen außerordentliche Maßregeln."

„Was steht zu Ihrem Befehl, mein Herr?" fragte die Witwe mit Herzklopfen und zitternder Stimme.

„Herr von Goldast soupirt diesen Abend bei Ihnen, Madame.“

„Bei mir?!“

„Ich weiß das ganz bestimmt. Also bitte ich Sie, sich über meine Behauptung nicht verwundert zu stellen. Und dieser Herr ist staatsgefährlicher Umtriebe dringend verdächtig.“

„Herr von Goldast? Der Polizei verdächtig? Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, mein Herr, daß Ihnen beliebt, mit mir zu scherzen,“ sagte sie mit Würde.

„Gnädige Frau, ich bin von jedem Scherze weit entfernt,“ replicirte mit essigsaurem Gesicht der Polizeimann.

„Nun ich dächte doch, Sie wüßten am besten, wessen Herr von Goldast verdächtig ist,“ bemerkte Frau von Villiers spöttisch.

„Eben da ich es weiß, suche ich ihn bei Ihnen. Er steht in enger Verbindung mit einem gefährlichen Demagogen, mit dem auch Ihnen wohlbekannten schlanken Stock. Und meine Höflichkeit kann Ihnen die Erklärung nicht ersparen, daß auch Sie nicht frei von Verdacht in Bezug auf das genannte Subject sind.“

„Mein Herr!“ rief die bebende Frau mit verstellter Entrüstung.

„Ich kann und darf Sie nicht schonen, Madame. Ja, ich muß Sie fragen: wer hat sich dieses zweiten Couverts bedient, um mit Ihnen zu speisen?“

Diese unerwartete Frage setzte die schöne Frau in große und unverhehlbare Verwirrung. „Mein — Joli — mein Hündchen,“ stammelte sie.

„Das ist ja ein merkwürdiges Vieh,“ spottete der Polizeicommissär nun seinerseits, „das Champagner aus dem Lilienglase trinkt, wie ich sehe. — Lassen

wir diesen Scherz! Ich möchte nicht streng gegen Sie sein, gnädige Frau, und Ihnen jede Unannehmlichkeit ersparen. Warum wollen Sie mir nicht offen gestehen, daß Herr von Goldast mit Ihnen gespeist hat? Ich weiß es ja doch und kenne seine Passion für eine gut besetzte Tafel."

„Nun ja, mein Herr," entgegnete die erstaunte Frau lächelnd, „weshalb sollte ich es auch verhehlen! Herr von Goldast hat mit mir gespeist."

„Und wo ist er? Er hält sich jedenfalls in Ihrem Hause verborgen. Das Souper hat ja kaum begonnen."

„Er ist fort. Er ist durch die Salonthüre dort in den Garten entsprungen. Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung auf Ehre und Gewissen, Herr von Goldast ist nicht mehr in meinem Hause."

„Ich hoffe von Ihrer Ehrenhaftigkeit, gnädige Frau, Ihre Freundschaft für diesen Herrn wird Sie nicht zu einer Angabe verleiten, die Ihnen große Unannehmlichkeiten bereiten könnte."

„M e i n e Freundschaft für Herrn von Goldast!" lachte die Witwe. „Das wäre das seltsamste Motiv zu einer Lüge, das mir je vorgekommen."

„Vergebens verstellen Sie sich. Ich weiß, welchen Plan Sie mit Herrn von Goldast vorhatten."

„Wissen Sie es? O dann würden Sie mich verbinden, wenn Sie mir es auch sagten! Denn in der That und Wahrheit, ich weiß es nicht."

„Nicht diesen spöttischen Ton, gnädige Frau, wenn ich bitten darf! Ich habe Ihnen vorhin gezeigt, daß ich auch damit aufwarten kann. Allein der Spott ist hier unrecht angebracht. Ich kenne die Ehrfurcht, die ich Ihnen schuldig bin, aber ich kenne auch die

Pflichten meines Amtes, und diese gebieten mir, keine Rücksichten zu nehmen."

„Ich habe nicht daran gezweifelt. Aber ich möchte nichts destoweniger aus Ihrem Munde erfahren, wie weit Ihnen meine Pläne mit Herrn von Goldast bekannt sind."

„Nun denn, ich weiß, daß er Ihnen seinen Freund, den schlanken Stock zuführen soll, und, wenn, statt zwei Couverts, drei auflägen, so hätte ich guten Grund, anzunehmen, daß diese Zuführung bereits stattgefunden habe. Und diesen Stockfisch muß ich um jeden Preis fangen. Gestehen Sie mir also, gnädige Frau, was Sie von diesem Stock wissen."

„Ich kenne weder diesen Namen, noch den Menschen, der ihn führt."

„Da all' meine schonungsvolle Höflichkeit nichts hilft," schärfte der Polizeicommissär jetzt die Stimme, „so muß ich Ihnen einen Zeugen gegenüberstellen und Sie durch die Aussagen desselben überführen. Ein offnes Geständniß wäre Ihrer Sache vortheilhafter gewesen."

Und nach der Thüre eilend, rief er durch die geöffnete hinaus: „Schmidt, bring' den Arrestanten herein!"

Frau von Villiers' gespannte Erwartung war sehr erstaunt, ihren Kutscher Adam, von einem Polizeidiener geführt, hereintreten zu sehen. Die treuherzige Haut machte ein so weinerliches, um Erbarmen flehendes Armesündergesicht, daß seine Herrin, obgleich von neuem bestürzt, doch lachen mußte. Sie fragte: „Adam, was ist denn das mit Dir?"

„Ach, gnädige Frau," wimmerte der Kerl, „in was für ein gräßliches Unglück haben Sie mich gestürzt."

„Ich?“ fragte die Beschuldigte halb lachend, halb ärgerlich.

„Ach, wer denn sonst! Daß Sie mich nach diesem Stock oder Stockfisch ausgeschickt haben. Ein Wallfisch hätte mir nicht solchen Jammer bereiten können.“

„Ich Dich nach einem Stockfisch ausgeschickt?“ stellte sich die Dame verwundert. „Bist Du bei Sinnen, Adam?“

„Na, leugnen Sie nur nicht etwa gar!“ rief Adam in tölpelhafter Erbitterung. „Das wäre noch das letzte Siegel drauf. Ne, gnädige Frau, das wäre nicht edel von Ihnen gehandelt, mich in dieser Stockfischbrühe allein sitzen zu lassen, in die Sie mich doch geschickt haben. Ich habe schon Alles eingestanden.“

„Was kannst Du denn eingestanden haben?“ fragte die Herrin mit Indignation. „Was kann ich dafür, wenn Du einen von mir erhaltenen Auftrag ungeschickt ausrichtest und Dir dadurch Unannehmlichkeiten machst?“

„Nun, da höre Einer!“ rief Adam im höchsten Aerger und wandte sich zu den übrigen Zuhörern; denn die ganze Dienerschaft des Hauses hatte sich ihm nach in das Zimmer gedrängt und an der Thür Posto gefaßt. „Ich will's auch erzählen. Diesen Nachmittag beorderte mich die Jungfer Lisette in das Buttelahr*) der gnädigen Frau. Das müssen Sie mir als ein rechtschaffenes Mädchen bezeugen, Jungfer Lisettchen.“

„Das kann ich mit gutem Gewissen,“ sagte diese geschmeichelt und schnippisch.

„Als ich eintrat, saßen die gnädige Frau auf der Diefahn**) und sahen sehr schoffirt aus. Adam, sag-

*) Boudoir.

**) Divan.

ten Sie, ich muß Dir jetzt einen wichtigen und schwierigen Auftrag ertheilen. Thun Sie's nur, gnädige Frau, sagte ich dagegen, wenn Einer damit fertig werden kann, so kann ich's auch. — Ich wünsche, daß Du Dich geschickt dabei benähmest, sagten Sie — und immerzu! es wird schon gehen, sagte ich. Und da sagten Sie wieder, Du mußt durch alle Straßen gehen und Dir die jungen Männer scharf in's Auge fassen. Ach, dachte ich, dazu wär' Lisettchen geschickter!"

Ein allgemeines Gelächter machte die Kammerjungfer blutroth, und, wie ein häkeliges Kätzchen, fuhr sie mit den Worten auf den ehrlichen Kutscher los: I, Er Einfaltspinsel! Was hat Er denn zu denken!"

„Na, nichts für ungut. Es waren ja nur unschuldige Gedanken. — Die gnädige Frau sagten weiter: wenn Du nun einen schönen jungen Mann mit einem stattlichen Bart, mit langen blonden Haaren, in einem altdeutschen Rocke erblickst, so frag' ihn ganz heimlich, ob er der schlanke Stock oder der Stockfisch sei, und wenn er ‚Ja' antwortet, so sag' ihm, er möge stracks bis mit zur Frau von Villiers kommen, die ihn sehnlichst erwarte. Es kam mir ganz seltsam vor, daß ein Mensch ein langer Stock oder gar ein Stockfisch sein sollte; doch fragte ich höflich: können Sie mir denn kein näheres Merkmal angeben, woran ich diesen Stock oder Stockfisch erkenne, und da sagten die gnädige Frau: ja, Adam, ich hab' ihn selbst noch nicht gesehen. Nun, da half's nichts. Ich kratzte mich hinter die Ohren. Da versprachen Sie mir zwei blanke Thaler Dussöhr, wenn ich den Stock in's Haus brächte, und das machte mir Muth."

„Ich hätte bedenken sollen, daß man einen Stock nicht nach einem andern schicken soll," spottete die erzürnte Herrin. Der Kutscher ließ sich nicht irre ma-

chen. „Ich machte mich auf die Strümpfe und glotzte alle Männer an, die allenfalls Aehnlichkeit mit einem Stock oder mit einem Stockfische hatten. In der Kesselstraße begegneten mir mehrere junge Herren, zum Zerbrechen schlank und dünn. Halt, dacht' ich, da ist er dabei; das sind lauter Stöcke, wahre Spazierstöckchen. Ich zupfte einen am Aermel und sagte zu ihm: Entschuldigen Sie, mein Herr! Ich möchte eine heimliche Frage an Sie thun. Er stand also still, und ich brachte meinen Mund seinem Ohre nah und fragte leise: Sind Sie etwa der schlanke Stock oder der Stockfisch? — Schafskopf! schreit mir der Mensch in's Gesicht und stößt mich vor den Bauch, daß ich in die Gosse torkele und geht seiner Wege. Das war grob! dachte ich. Aber so eine Art Billardstock war er doch; das merkte ich am kräftigen Stoß, und die Größe eines Stockfisches hatte er auch. Ich manövrirte weiter. Bald darauf auf dem Milchmarkt seh' ich Einen vor sich hinschlendern, der war so lang und dünn, wie eine Gerte oder ein neuer Bleistift. Mit den Armen machte er Kapriolen, wie der Telegraph, und trug den Kopf, als zähle er die Sterne am Himmel bei hellem Tage. Der ist's, sagte ich zu mir selbst. Das ist ja ein wahrer Zaunstock. Aber vorgesehen, Adam! Leise schlich ich hinter ihm her, und als ich ihm ganz nah gekommen war, fragte ich respectvoll: Mein Herr, wenn Sie etwa der sogenannte schlanke Stock oder Stockfisch sein sollten, so habe ich — — Patsch! hatt' ich eine Ohrfeige, daß ich denke, ich muß meinen Kopf an der andern Marktecke suchen. Das war noch gröber! raisonnirte ich inwendig und setzte meinen Hut wieder auf. Aber, wenn auch der rechte nicht, ein Stock war der Herr doch, das fühlte ich am Schlag. Da mußt Du der Jungfer Lisette ein Räthsel aufge-

ben, wie nämlich eine Ohrfeige zugleich auch ein Stockschlag sein kann."

Der Kutscherwitz wurde von den Standesgenossen belacht; der Polizeicommissär fuhr aber den armen Adam an: „Die Geschichte wird zu lang, guter Freund! — Genug, meine Gnädige, trotz den traurigen Erfahrungen, fragte Ihr Diener einen Dritten, ob er der schlanke Stock sei."

„Mußte ich denn nicht!" flennte Adam. „Es war mir ja anbefohlen."

„Dieser Dritte," fuhr der Beamte fort, „kannte die Bedeutung dieses Namens und rief einen nahen Polizeidiener herbei, der den Frager arretirte und auf das Polizeibureau brachte."

„Das war am gröbsten! dacht' ich," fuhr der Kutscher fort. „Denn nun mußt Du in den Stock, Adam. Der Teufel hole alle Stöcke!" —

„Verwünsche Dich nicht selber, Adam. Er nähme Dich ja zuerst," scherzte Frau von Villiers.

„Seine Aussagen stimmten mit dem überein, was ich bereits wußte," nahm der Commissär wieder das Wort. — „Wollen Sie nun noch länger leugnen, gnädige Frau, daß Sie mit Herrn von Goldast einen Plan gehabt haben?"

„Nein! Ich kann es nicht, da Sie ja Alles wissen," versetzte die Witwe entschlossen.

„Sehr gütig!" verbeugte sich der geschmeichelte Polizeimann. „Und dieser Plan war, daß Herr von Goldast Ihnen seinen Freund, den schlanken Stock zuführen sollte?"

„So ist's in der That."

„Was hatten Sie für Absichten dabei?"

„Es war nichts als Neugierde. Ich wollte den

berüchtigten Demagogen gern kennen lernen. Nichts weiter."

„Das hab' ich mir gedacht und bin vollkommen davon überzeugt. Weshalb sandten Sie aber Ihren Diener nach dem gefährlichen Menschen aus?"

„Weil — weil — ich gehört hatte, er irre auf den Straßen herum."

„Hatte Ihnen Herr von Goldast nicht seinen Aufenthalt angegeben?"

„Herr von Goldast kam erst später zu mir."

„Hat er es dann gethan?"

„Keineswegs. Auch hab' ich ihn nicht darum gefragt."

„Weil er Ihnen versprach, Ihnen den Demagogen zuzuführen?"

„Ihr Scharfsinn hat den Grund errathen."

„Und wohin hat sich Herr von Goldast von Ihnen gewendet?"

„Wie kann ich das wissen?"

„Ich ehre Ihre Discretion, womit Sie Ihren Tischfreund schonen wollen. Ich werde ihn schon zu finden wissen. Ich danke Ihnen ehrerbietigst, gnädige Frau, und bitte nochmals um Entschuldigung. — Adam, Er ist frei."

„Hurrah!" rief der Kutscher, von dieser plötzlichen Entlassung berauscht. „Ja in meinem ganzen Leben geh' ich nicht wieder auf den Stockfischfang." Damit schob er sich jubelnd zur Thür hinaus und Kammerjungfer, Köchin, Mägde hinter ihm her.

„Das Verhör ist also zu Ende?" fragte die Gebieterin. Der Polizeicommissär bejahte, sich verneigend und empfahl sich der Dame. Draußen holte er die Amme ein und redete sie freundlichst an: „Meine liebe Frau, Sie wissen vielleicht besser als Ihre Ge-

bieterin, wohin sich Herr von Goldast von hier gewendet hat?"

„Sie meinen den kleinen wohlgenährten rothen Herrn?" gegenfragte Frau Silbers eben so freundlich.

„Freilich, denselben. Wissen Sie, wohin er ging?"

„Das könnte wohl sein."

„Es soll Ihr Schade nicht sein, wenn Sie es mir sagen. Auch versprech' ich Ihnen Verschwiegenheit."

„Nun, ich kann's ja wohl sagen. Er hat es mir ja nicht verboten. Er ist zur Madame Holzmann, zur Modistin in der Oberstraße, gegangen."

„Wissen Sie das gewiß?"

„Er hat es mir wenigstens so gesagt."

„Ich danke schön und wünsche gute Nacht!"

23.

Neue Vorsichtsmaßregel.

Frau von Villiers befreite ihren Gefangenen wieder. „Gottlob!" rief sie ihm zu. „Auch dieser drohende Sturm ist glücklich vorübergegangen. Aber ich begreife nichts von der ganzen Geschichte. Dieser Goldast ist mir eine räthselhafte Person."

„Ich denke nur," entgegnete Leisnitz, „der Polizeicommissär hat Ihnen eine Falle gestellt, die Ihre Klugheit glücklich umgangen."

„Das Klügste war allerdings, ihm Alles zuzugeben, was er fragte, um ihn nur so schnell als mög-

lich los zu werden. Was kann er aber damit gewonnen haben?"

„Das weiß ich freilich auch nicht."

„Nur das Eine ist mir klar, daß Sie nicht sicher in meinem Hause sind."

„Wie so?" dehnte der Pseudo-Demagog. „Sie wollen mich doch nicht aus meinen Himmel verbannen?"

„Der Herr Polizeicommissär könnte leicht inne werden, daß es nicht Herr von Goldast war, der das zweite Couvert benutzte, und dann läge der Gedanke sehr nahe, wer es eigentlich war, der mit mir speiste. Er könnte zurückkehren mit seinen Polizeidienern und Sie wären verloren. Ich schaudre vor dem bloßen Gedanken."

„Theure Seele, würde Ihnen mein Unglück nah' gehen?"

„Ich würde es nicht ertragen. — Sie müssen fort, schnell fort!"

„Aber mein Himmel, wohin denn?"

„Sein Sie getrost. Ich bringe Sie an einen sichern Ort. Ich lass' schnell anspannen." Sie schellte. Lisette trat herein, und betrachtete sich den vorhin verschwunden gewesenen Tischgast der gnädigen Frau mit neugierigen Augen.

„Adam soll kommen!"

Adam unterhielt sich aber in der Gesindestube mit der Frau Silbers und erzählte ihr die erlebten Abenteuer noch einmal und ausführlicher. Er erschrack über den erhaltenen Befehl und trat zitternd, in der festen Ueberzeugung in den Salon, nun werde das ungnädige Donnerwetter über ihn hereinbrechen. Er legte sich also das Armensündergesicht wieder zu und begann sogleich sein Gewimmer: „Ach, gnädige Frau! Ach, gnädige Frau!"

„Was hast Du vor, Mensch?“

„Schicken Sie mich des kleinen Vergehens halber nur nicht gleich aus dem Dienste. Ich bin unschuldig. Der verdammte Stock war ja nicht zu finden.“

„Sei nur ruhig!“ tröstete Leisnitz den exaltirten Burschen. „Der gesuchte Stock ist ja da. Ich bin es selbst.“

Adam that einen Satz und betrachtete den Fremden mit erschrockenen, mißtrauischen Augen. Es war ihm ein Räthsel, wie ein Mensch hier sein konnte, wo vorhin noch Niemand gewesen war, da er doch wußte, daß weder die Hausthür, noch die Salonthür geöffnet worden war.

„Ach, Herr Jesus!“ rief er außer sich. „Gnädige Frau, das ist der' —“

„Nun ja doch, daß ist der Herr, welcher sich der schlanke Stock oder der Stockfisch nennen läßt, und Du sollst mich mit ihm sogleich zu Madame Holzmann fahren.“

„Ach, Du grundgütiger Himmel! Die Frau Silbers hat mir ja eben erzählt, daß diese Herren Theemagen, Schwarzkünstler — ach, du Schöpfer, und daß es die Wahrheit, seh' ich ja. Er muß ja zum Schornstein hereingekommen sein. Ich bin des Todes vor Schrecken. Ich habe eine Furcht vor diesem Stocke, daß mir alle Glieder schlagen.“ Damit rannte der Bursche davon, und Lisette meldete bald darauf, er sei aus dem Hause gelaufen. Wirklich war er nicht aufzutreiben, und Frau von Villiers sagte zu ihrem Gaste: „So müssen wir zu Fuß gehen. Doch dazu sind einige Vorbereitungen nöthig, die wir nur auf meinem Zimmer vornehmen können. Kommen Sie!“

Er bot ihr den Arm, und sie verließen den Salon.

24.

Ein spekulatives Ehepaar.

Das Holzmann'sche Putzwaaren- und Kleidermagazin war eins der frequentesten Geschäfte dieser Art in der Residenz. Herr Gabriel Holzmann war ein tüchtiger Schneider, seine liebe Ehehälfte eine tüchtige Putz- und Kleidermacherin, und sonst waren beide in gar vieler Hinsicht höchst brauchbare Leute, wie sie die vornehme Welt gar nicht entbehren kann. Dieses spekulative Ehepaar war auf dem besten Wege, sich nächstens ein großes Rittergut zu kaufen, welches einer ihrer adeligen Geschäftsfreunde, weil er ruinirt war, verkaufen mußte. Und vor zwanzig Jahren hatten sie mit Nichts angefangen. Niemand aber spekulirt besser und sicherer, als wer der Gefallsucht, der Eitelkeit, dem Egoismus und den heimlichen Sünden reicher und hochgestellter Leute dient. Wie auch die Fälle kommen, ein solcher Spekulant gewinnt immer hundert Procent.

An den prächtigen Laden voll der modernsten Artikel für die körperliche Bedeckung der vornehmen Welt stieß eine sogenannte Comptoirstube, wiederum mit Kleiderschränken und Kleiderrechen und Putz- und Kleidern angefüllt und ein großer Schirm diente Damen, sich dahinter auszukleiden und neue Kleider anzuprobiren. Aus diesem Zimmer führten nebeneinander befindliche Thüren in die Stuben, in welchen die Putz- und Kleidermacherinnen und die Schneidergesellen ihren Sitz hatten. Diese Damen und Herren hatten aber mit einbrechender Nacht Feierabend gemacht und

das industriöse Haus verlassen. Madame Holzmann saß in der Comptoirstube, aus welcher sie den Laden übersehen konnte, und arbeitete am Aufputz einer Haube, welche noch abgeliefert werden sollte. Vor ihr stand ihre Köchin, der sie den Befehl ertheilte: „Der neue Stockfisch, den uns Frau von Villiers zum Geschenk geschickt hat, darf nicht eher auf's Feuer kommen, bis mein Mann nach Hause ist.“ — Damit entfernte sich die Dienerin. Die talentvolle Frau gab aber ihrem Gedanken Audienz. „Es ist doch recht schön und artig von Frau von Villiers, mir ein so delikates Geschenk zu machen. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit, da sie weiß, daß ich und mein Mann den frischen Kabeljau besonders gern essen. Nun ich werde mich bei Gelegenheit schon dankbar zu bezeigen wissen, und es kann ja leicht der Fall sein, daß die gute gnädige Frau mich mit dem Fische nur hat willig machen wollen. Ich stehe zu jeder Zeit zu Diensten. Mein Gabriel wird übrigens schöne Augen machen, wenn ich ihn mit dem prächtigen frischen Stock überrasche.“

Der eben bedachte Eheherr trat mit Hut und Stock herein, ein vigilanter schwarzer Knirps, mit all' der kriechenden, unterthänigen Impertinenz ausgestattet, wie sie zum Reichwerden in solchen Verhältnissen gehört.

„Guten Abend, mein Schatz!“ grüßte er cordial.

„I, Gabriel, Du siehst ja ganz echauffirt aus!“ rief seine — zwar nicht gerade schönere, aber doch noch schlauere — Hälfte. „Was ist Dir denn begegnet?“

„Ich habe mich geärgert, Finchen.“

„Du bist gewiß mahnen gewesen?“

„Freilich hab' ich Besuche gemacht.“

„Hast Du Geld eingetrieben, Hämmelchen?“

„Da hat sich's was! Die ganze Stadt schwatzt von den Demagogen, als würden die kecken jungen Herren die Welt umwerfen, wie eine Maitanne; und da wär's gar nicht nöthig, vorher noch Schulden zu bezahlen. Alle jungen naseweisen Bursche, denen wir creditirt haben, möchten sich jetzt das Ansehen geben, als seien sie unter die Demagogen gegangen, um dadurch ihre Verbindlichkeit los zu werden."

„Sag' mir 'mal, Gabriel, was versteht man denn eigentlich unter einem Demagogen?"

„Einen unschuldigen Jüngling, der langes Haar trägt, viele Schulden macht und keine bezahlt, und dabei keck behauptet, die Welt sei aus den Fugen, und er und seines Gleichen berufen, sie wieder einzurichten."

„Hör', Gabriel, ich glaube, die Welt ist voller Demagogen. Und ich sage Dir ernstlich, daß Du keinem unschuldigen Jüngling mehr Kredit giebst, er mag lange oder kurze Haare tragen."

„Ja, wenn's die jungen noch allein wären! Aber auch alte Narren lassen sich von der demagogischen Tollheit anstecken. Man möchte vor Aerger selbst Demagog werden. Da ist der kleine Herr von Goldast — wie lange steht er schon in unserm Buche ohne Strich?"

„Drei Jahre. Der wird doch nicht unter die Demagogen gegangen sein?"

„Freilich ist er's. Das ist ja eben mein heutiger Aerger. Hab' den Menschen zweimal gekleidet von Kopf zu Fuß und nun macht er mir den verdammten Streich!"

„I du lieber Himmel, wie ist denn das aber zugegangen?"

„Ich hab' schon lang so was gemerkt. Seit einem

halben Jahre hat er uns die Schwelle nicht mehr betreten und ist mir auf der Straße ausgewichen. Heute denk' ich: du willst ihm einen Besuch machen."

„Das hättest Du längst thun sollen. Wie nahm er Dich auf?"

„Er nahm mich gar nicht auf; denn ich fand ihn nicht zu Hause, hinter der Hausthüre aber einen Polizeidiener, den langen Martin, Du kennst ihn ja, der die Wöllers Christel zur Frau hat."

„Nun ja doch kenn' ich ihn. Weshalb stand er denn hinter der Hausthüre?"

„Merkst Du's nicht? Um Herrn von Goldast abzufangen, wenn dieser nach Hause kommen werde."

„Na, der kann stehen."

„Ich bot ihm guten Tag und eine Prise, und da fragte er mich, ob ich zu Herrn von Goldast wolle. Ich bejahte und klagte mein Leid, daß mir der Herr schon lange schuldig sei. Da lachte er und tröstete mich, ich werde wohl gar nichts bekommen; denn Herr von Goldast sei in seinen alten Tagen noch Demagog und Adjutant des schlanken Stock geworden."

„Gott steh' uns bei!" zeterte Madame Holzmann. „Des schlanken Stocks! Von dem sind im Laden schreckliche Dinge erzählt worden. Das soll ja ein fürchterlicher Mensch sein, ein wahrer Menschenfresser. Er ist, wie man sagt, hieb- und kugelfest und gar nicht von einer Mutter geboren. Auch sagte mir heute erst Madame Hahn, er könne sich unsichtbar machen, und deshalb vermöge ihn die Polizei nicht aufzufinden, obgleich er sich schon lange hier aufhält und oft frei und offen umhergeht."

„Jetzt sind sie ihm aber garstig auf den Fersen, und seinem Adjutanten und Helfershelfer dazu. Da wird sich's zeigen, ob sie wirklich etwas vom Teufel

gelernt haben. Wir aber werden wieder eine Schlappe bekommen."

Nach diesen herzbrechenden Expectorationen verfügte sich Herr Holzmann auf sein Zimmer, um sich in sein Hausneglige zu werfen. Seine Ehehälfte wendete aber ihre Sorgfalt den Vorbereitungen auf das Abendessen zu.

25.

Das Asyl für Stockfische.

In dieser häuslichen Beschäftigung wurde sie durch den Eintritt zweier Damen unterbrochen, von denen sie die erste sogleich als Karoline Sternau erkannte, die sich mit freundlicher Stimme einführte.

„Guten Abend, Madame Holzmann! Sind Sie allein?"

„Grüß' Gott, mein Fräulein! Wie Sie sehen, mutterseelenallein. Was verschafft mir noch so spät die Ehre? Und wen haben Sie mir da mitgebracht? Wollen Sie mich in Nahrung setzen?"

„Ach, liebste Frau," begann Linchen etwas befangen, „diesmal will ich Ihre Freundschaft für mich in Anspruch nehmen. Ich weiß, wie gewandt Sie in Rath und That sind, und wie gerne Sie Ihren Freunden helfen."

„Womit kann ich dienen? Machen Sie mich schnell mit Ihren Wünschen bekannt."

„Ich befinde mich mit dieser Dame hier in einer

nicht kleinen Verlegenheit. Sie bedarf für einige Zeit eines ganz heimlichen Asyls; denn sie wird unschuldig verfolgt. Ich aber verbürge mich für ihre Unschuld."

Madame Holzmann öffnete schnell die Stube der Putzmacherinnen mit den leise gesprochenen Worten: „Hier in diesem Zimmer ist sie für den Augenblick sicher und ungestört. Hernach wollen wir weiter sehen. Wollen Sie kein Licht mitnehmen?"

„Nein; es könnte zum Verräther werden."

Lindchen führte ihre Begleiterin in das Damenzimmer ab und ließ Madame Holzmann nicht wenig neugierig zurück. Ihr Verlangen, etwas Näheres über dieses Abenteuer zu erfahren, sollte bald erfüllt werden; denn Jene trat nach wenigen Minuten mit den Worten wieder in die Comptoirstube: „Liebe Madame Holzmann, ich kann und darf Ihnen nichts verschweigen. Ich muß Sie ganz in mein Vertrauen ziehen."

„Ich habe mich dessen wenigstens nie unwürdig gemacht," versetzte die Modistin mit Selbstgefühl.

„Im Gegentheil haben Sie sich das größte Recht darauf erworben. So hören Sie denn: diese Dame ist — kein Mädchen."

„Also eine verheirathete Frau, die wahrscheinlich ihrem Manne entlaufen, von ihm verfolgt wird?"

„Keineswegs. Sie ist auch keine Frau."

„Nun denn eine junge Witwe, die sich durch neue Liaisons Unannehmlichkeiten zugezogen hat?"

„Durchaus nicht. Sie ist — ein Mann, ein junger Mann."

„Mein Fräulein!" rief die Putzmacherin unwillig erstaunt.

„Das heißt ein unverheiratheter junger Mann,

ein Jüngling, Student der Rechte und verfolgter Demagog."

„Ein Demagog! Hilf Himmel!"

„Erschrecken Sie nicht! Er ist der beste Mensch von der Welt. Haben Sie von dem verfolgten Demagogen gehört, den man den schlanken Stock nennt?"

„Wie? Der ist's doch nicht etwa?" fragte die Modistin mit einer Anwandlung von Entsetzen.

„Freilich ist er's. Aber er ist ein lieber guter Junge; und daß ich's Ihnen gleich mit einem Worte sage: er steht mir sehr nah; er ist ein naher Verwandter von mir. Und das allein wird Sie bestimmen, mir die Hand zu seinem Schutz gegen die ihn verfolgende Polizei zu bieten."

„Ja, das allein kann mich auch nur dazu bestimmen; denn außerdem — gestehe ich Ihnen aufrichtig, möchte ich nichts mit einem Demagogen zu thun haben, am wenigsten mit dem schlanken Stock, der in aller Leute Mund ist und als ein höchst gefährlicher Mensch geschildert wird."

„Glauben Sie doch solche Albernheiten nicht, beste Frau. Er ist die Sanftmuth und Liebenswürdigkeit selbst."

„Aber sagen Sie mir, mein Fräulein, er besitzt doch auch männliche Kleider?"

„Wozu diese Frage?"

„Nun ich meine nur — daß er seinen nöthigen Anzug nicht nachher von uns entnehmen will."

„Nun und wenn er wollte, so würde er ihn bezahlen."

„Ah, Pah! Wozu wär' er ein Demagog, wenn er Geld zu bezahlen hätte!"

„Dann würde ich bezahlen."

„Das ist etwas anders."

In diesem Augenblick hörte man, wie Herr Holzmann einen in den Laden getretenen Mann bekomplimentirte.

„Mein Gott!“ rief Linchen bestürzt. „Ich höre die Stimme des Barons im Laden. Er darf mich hier nicht sehen.“ Und flugs war sie durch die Thür verschwunden, in welche sie den Studenten Bernhard geführt hatte.

26.

Bestellungen eines Kunden.

Madame Holzmann wollte in den Laden, aber schon trat ihr der Gesandte mit den Worten entgegen: „Mein Geschäft geht diesmal nicht Ihrem Mann, sondern Sie an, meine liebe Madame Holzmann. In der That, ich brauche zuvörderst einen weiblichen Anzug.“

„Excellenz wollen gewiß dem guten Fräulein Sternau eine heimliche Freude machen, ein Geburtstagsgeschenk oder so etwas; nicht wahr?“

„Das nun eben nicht, Madame. Ich wünsche vielmehr einen Anzug, der für meine Lilli zu kostbar wäre. Es muß etwas ganz Ausgesuchtes sein, etwas Extraordinäres, Kostbares. Ich sehe nicht auf den Preis.“

„Excellenz meinen ein prachtvolles Gallakleid mit Zubehör — doch wohl für eine hoffähige Dame.“

„Ganz recht. Einen Anzug, in welchem sie sich

bei Hofe vorstellen läßt und womit sie Aufsehen macht."

„Ich begreife. Ich werde Ihnen sogleich die kostbarsten Stoffe zur Auswahl vorlegen."

„Ueber die Wahl werd' ich mich mit meinem Secretär Sillig besprechen, der in dieser Beziehung mehr Geschmack hat als ich. Ich hab' ihn deshalb hierher bestellt; und er muß bald kommen."

„Bis wann wünschen Sie den Anzug, Herr Baron?"

„Bis morgen Mittag."

„Hilf Himmel! Das ist ja kaum möglich."

„Setzen Sie alle Ihre Nähterinnen daran. Ich bezahle die Arbeit doppelt."

„Aber ich habe ja noch kein Maaß. Wem soll ich es nehmen?"

„Das ist nicht nöthig. Die Dame, für welche der Anzug bestimmt ist, hat ganz die Größe und Figur von Frau von Villiers, der Sie so gut sitzende Kleider liefern. Machen Sie den Anzug nur so, als ob er für Frau von Villiers bestimmt sei."

„Gut. Ich gehe, die Stoffe herbeizuholen."

Eh' sie aber ging, rief sie ihr Ehegespons herbei, um dem Herrn Baron Gesellschaft zu leisten. Der Schneider machte unzählige Bücklinge, wie ein am Draht gezogener Hampelmann, und schwatzte dazu eine Menge devoten Unsinn, wie ihn geistesbeschränkte vornehme Leute gern als Huldigung und Weihrauchdampf entgegennehmen. Auch der Gesandte ließ sich das unterthänigste Geschwätz gefallen, ohne nur eine Spur von Unwillen zu zeigen; im Gegentheil war er äußerst vergnügt, wenn auch gerade nicht über des Schneiders kriechende Redensarten, lief im Zimmer auf und ab, rieb sich lächelnd die Hände und flüsterte

zuweilen einige süße Worte vor sich hin, wobei er den Mund, wie zum Küssen, spitzte.

„Es fällt mir eben bei, Holzmann," wandte er sich plötzlich zum Schneider, „ich brauche doch auch einen männlichen Anzug, einen feinen Anzug für mich selbst, einen — Bräutigamsanzug."

„Ah! Excellenz wollen sich vermählen!" rief der Schneider, sein Erstaunen in einen Fluß von erheuchelter Wonne ersäufend. „Ich bringe meinen unterthänigsten Glückwunsch dar. Darf man erfahren, welche hohe Dame —"

„Noch nicht. Doch wird in diesen Tagen Verlobung sein. Bis dahin bleibt die Sache ein Geheimniß."

„Ich verstehe. Ew. Excellenz zufrieden zu stellen, werde ich alle Kräfte aufbieten."

„Jetzt wird mein Secretär kommen. Die Ladenthür hat geschellt. — — O, mein Gott, ich sehe da Frau von Villiers mit noch einer Dame in Ihren Laden treten. Sie darf mich hier nicht sehen. Wohin versteck' ich mich schnell, Holzmann?"

„Treten Ew. Excellenz nur hinter jenen Schirm. Dort sind Sie keinem Blicke sichtbar, selbst wenn die Damen in dieses Zimmer kommen sollten."

Der Gesandte verkroch sich augenblicklich an dem bezeichneten Orte und flüsterte noch hinter dem Schirme hervor: „Sagen Sie Ihrer Frau heimlich, ich sei fort und werde in einer Stunde wiederkommen."

Der Schneider verfügte sich in den Laden, um diesen Befehl auszurichten und seine Ehehälfte bekomplimentirte bald darauf die beiden eben angekommenen Damen in die Comptoirstube.

27.

Stock auf Stock.

„Womit kann ich Ihnen dienen, meine gnädige Damen?“ fragte sie in sonniger Freundlichkeit. „Ich bin Ew. Gnaden sehr verbunden für das delikate Geschenk und statte meinen gehorsamsten Dank ab.“

„Sprechen Sie nicht davon, liebe Holzmann,“ fiel ihr die schöne Witwe in's Wort. „Ich komme diesmal in einer ganz besonderen Angelegenheit zu Ihnen. Ich bedarf Ihres Rathes, Ihrer Hülfe.“

„Befehlen Sie, gnädige Frau, über Ihre gehorsamste Dienerin!“

„Sind wir allein? Unbelauscht?“

„Ganz allein.“

„Diese Dame ist — keine Dame!“

„Auch keine Dame?!“ rief die Modistin erstaunt. „Doch nicht etwa ein Herr?“

„Errathen! Ein junger Herr ist's, für den ich mich sehr interessire.“

„O, ist's möglich!“

„Er wird von der Polizei verfolgt, unschuldig; denn er ist einer der edelsten Menschen.“

„Doch kein Demagog?“

„Ei freilich! Ein Demagog ist er. Sie sind glücklich im Errathen. Sie haben ja auch von dem berühmten schlanken Stock gehört.“

„Ich werde doch. Alle Welt spricht ja von ihm.“

„Er ist's. Ein ausgezeichneter Jüngling, der meine ganze Hochachtung besitzt.“

„O ja! Was muß ich hören! Wirklich, der schlanke Stock?“

„Er war in meinem Hause verborgen; aber er ist nicht sicher dort. Die Polizei war ihm auf der Spur. Ein Malheur machte meine Equipage unbrauchbar. Ich mußte zu Fuße mit ihm gehen, um ihn bei Ihnen zu verstecken, und um ihn ganz unkenntlich zu machen, kam mir der Gedanke, ihm Kleider von mir anzuziehen.“

„Ein kluger Einfall! Und Sie wünschen, ich soll den Herrn verbergen?“

„Für diese Nacht. Morgen wollen wir überlegen, was weiter zu thun ist.“

So schlau und gewandt auch die Modistin war, so groß war jetzt ihre Verlegenheit und so wenig begriff sie, wie der vielbesprochene Stock sich auf einmal in zwei Stöcke habe zerspalten können, und daß beide Stöcke zugleich ihr auf den Hals gekommen seien. Obgleich ihr Goethe's Gedicht: „der Zauberlehrling,“ in welchem bekanntlich ein dienstfertiger Besen, der sich verdoppelt, vorkommt, nicht bekannt war, so hatte sie doch die Zeit über so viel von den übernatürlichen Kräften und Hexenkünsten des schlanken Stocks vernommen, daß ihre abergläubische Seele zu besorgen anfing, es sei hier eine Hexerei im Spiele, ein Doppelgänger, oder zwei Exemplare von einer und derselben Person. Inzwischen nahm sie sich vor, zuzusehen, wo die Sache hinaus wolle. Linchen durfte sie nicht verrathen, und um ihrem Manne, der zwar ein Schneider war, aber doch keine Heldenseele besaß, jede Angst zu ersparen, beschloß sie, ihm nichts zu entdecken. Sie sagte also zu ihrer vornehmen Gönnerin:

„Ich gehe, sogleich ein Zimmer im Hinterhause für Ihren Herrn Stock einzurichten, gnädige Frau.

Sollten Sie unterdessen irgend Gefahr fürchten, so treten Sie nur mit dem Herrn in diese Stube hier, in welcher jetzt Niemand etwas zu schaffen hat." Mit diesen Worten öffnete sie die Thür, welche in die leere Schneidergesellenstube führte und entfernte sich dann.

28.

Sturmsausen.

Leisnitz wandte sich sogleich zum Gegenstande seiner unreinen Wünsche: „Hier, meine Angebetete, in diesem freundlichen Asyl, in diesem Tempel weiblichen Glücks, werden Sie ohne Besorgniß die Versicherung anhören können, daß Sie mich allerdings gänzlich verwandelt haben."

„Nun, Sie sind doch nicht etwa wirklich eine Dame geworden?" fragte die Witwe lachend.

„Das wäre ein Unglück für mich. Aber aus einem für weibliche Reize kalten, für die Seligkeit der Liebe unempfänglichen Menschen haben Sie einen glühenden, von den schönsten Gefühlen trunknen Minnewart gemacht. Und man sagt, ein Trunkner rede die Wahrheit. So kann ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich Sie unaussprechlich liebe." Dabei dachte der Schalk: „Leb' wohl, schönes Linchen! Hättest Du die Rente dieser Frau, würd' ich Dir allerdings den Vorzug geben. Aber so fahr' hin! Es thut mir leid."

„Das ist nicht die Sprache eines Demagogen," antwortete Frau von Villiers auf diese in bester Form vorgebrachte Liebeserklärung.

„Aber die eines in Liebesflammen stehenden Herzens, das Ihre Huld und Liebenswürdigkeit in Brand gesetzt hat. Ich beschwöre Sie, lassen Sie diese theure Hand meine Leiterin durch das Leben sein, und nehmen Sie die meinige als eine sichre Stütze. Mein Herz besitzen Sie von dem Augenblicke an, wo ich Ihr Haus betrat.“

Auf diese schön gedrechselte Lüge erwiderte sie kühler und besonnener, als er erwartet hatte: „Aber, mein Herr, ich kenne Sie noch nicht näher. Das ist ein höchst wichtiger Schritt, zu dem Sie mich da auffordern. Es ist nicht rathsam, ihn in so stürmischer Hast zu thun. Das will wohl überlegt sein.“

Diese Antwort erweckte in ihm die Furcht, seine Erfolge bei der schönen Witwe möchten doch nicht so brillant sein, wie er sich noch vor einer Stunde geschmeichelt. Und er beschloß in komischer Verzweiflung einen neuen und stärkern Anlauf auf ihr Herz zu machen.

„Was ist da zu überlegen?“ rief er mit geschraubtem Pathos. „Wenn der schöpferische Funke zündend in Ihre schöne Seele gefallen ist, wie in die meinige, o so widerstreben Sie nicht der siegenden Gewalt des Gottes! Und er hat gezündet. Ihre zärtliche Besorgniß für mein Wohl hat Sie mir verrathen. Wozu also nicht mit einem mich beseligenden Worte bestätigen, was ich doch schon weiß? Fertigen Sie eine Götterbotschaft, die an Ihr Herz gelangt ist, nicht mit der Umständlichkeit eines prosaischen Alltagsgeschäfts ab. Das Glück der Liebe fällt rasch vom Himmel, wie alles Göttliche. Werfen Sie sich ihm eben so rasch in die Arme, um es zu fesseln.“

„Sie verwirren mich mit Ihrer Heftigkeit!“ entgegnete die Dame schon etwas wärmer; denn dieser Sturm des schönen jungen Mannes auf ihr Herz

mißfiel ihr keineswegs. „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ein Gefühl in meiner Brust für Sie — — aber ich weiß nicht, ob es Liebe ist.“

„Sagen Sie es immerhin; gestehen Sie es, daß Sie mich lieben, wie ich Sie liebe — nein, das können Sie nicht; denn ich bete Sie an! — und Sie sehen den glücklichsten Sterblichen zu Ihren Füßen, an Ihrer Brust, um Ihnen seine wonnetrunkne Dankbarkeit in glühenden Küssen zuzuhauchen.“

„Wenn dieses Gefühl Liebe sein sollte —“ stammelte Frau von Villiers vom Feuer dieser Sprache angesteckt.

„Du bist mein, göttliches Weib!“ jubelte der junge Mann, und umarmte und küßte die schöne Frau.

„Schnell, schnell in das andre Zimmer, wenn Sie nicht von Herrn von Goldast überrascht sein wollen!“ Mit diesen Worten stürzte Madame Holzmann herein und trennte die Umarmung.

„Es ist nicht nöthig. Wir können bleiben!“ versetzte Leisnitz ärgerlich. Er glaubte ja nun am Ziele zu sein; was brauchte er sich da noch vor einem Menschen zu verstecken!

„Um Gotteswillen nicht, Lieber!“ rief aber Frau von Villiers in größter Angst. — „Dieser entsetzliche Mensch hat also unsere Spur doch entdeckt. Alle Vorsicht hat nichts geholfen.“

„Er kann mir nichts anhaben,“ sagte Leisnitz ruhig.

„O glauben Sie das nicht! Kommen Sie! Ich beschwöre Sie!“

„Ich gehe nur, weil Du es wünschest, mein süßer Engel.“ Und er ließ sich von ihr in die Schneiderstube ziehen.

29.

Der Pseudo-Demagog und die Stöcke.

„Es freut mich sehr, Sie in meiner Behausung zu sehen, Herr von Goldast," komplimentirte Herr Holzmann das Zungengenie in die Comptoirstube. „Man hat Ihnen gesagt, daß ich vor einer Stunde in Ihrer Wohnung war, ohne Sie zu treffen, und da Sie mein Anliegen vermutheten, so kommen Sie sogleich meine Wünsche zu erfüllen. In der That, diese Eile hätte ich nicht erwartet. Aber ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, sehr dankbar, und werde mich zu revangiren wissen."

„Ich kann mir schon denken, was Sie von mir gewollt haben," quiekte der Kleine und schwitzte Oel.

„Und eben Ihr schnelles Kommen verbürgt mir die Gewährung meines Wunsches."

„Wenn ich Ihnen nur einen bessern Bürgen stellen könnte!" lächelte der Eßkünstler.

„Wie so?" fragte der Schneider verdutzt.

„Pah! Weil ich Sie noch nicht bezahlen kann. Sie müssen noch eine Zeit lang Geduld mit mir haben, bester Freund, bis Gelder bei mir eingehen."

„Wie? Was? Noch länger Geduld!" grölte der Schneider entrüstet. „Aber ich will nicht länger Geduld haben, mein Herr! Keinen Tag, keine Stunde länger, seit ich erfahren, zu welcher Fahne Sie geschworen. Ich habe einen abgelaufenen Wechsel von Ihnen in der Hand, der mir das Recht giebt, Sie jeden Augenblick festsetzen zu lassen."

„Machen Sie keine dummen Streiche, Holzmann! Was würde es Ihnen helfen, wenn ich säße? Ich kann im Sitzen kein Geld verdienen, wie ein Schneider. Aber was schwatzen Sie von einer Fahne, zu der ich geschworen haben soll?“

„Denken Sie, ich wüßte es nicht, daß Sie ein Erzdemagog geworden sind? Einem Demagogen aber geb' ich keinen Tag Kredit.“

„Ich — ein — Demagog!“ lachte Goldast hell auf und schlug die fetten Hände auf die fetten Oberschenkel, daß es klatschte. „Sind Sie bei Verstand, Holzmann?“

„Vollkommen. Deshalb will ich mein Geld von Ihnen haben. Lassen Sie sich gut rathen, Herr! Lösen Sie den Wechsel ein, oder Sie machen sich Fatalitäten. Ihr Konto in meinem Buche ist für immer geschlossen. Ich will mit einem Demagogen partout nichts zu thun haben.“

„Wer in aller Welt hat Ihnen denn nur das alberne Märchen aufgebunden?“ fistulirte der Fette jetzt ärgerlich.

„Mit Läugnen kommen Sie nicht durch,“ redete der Schneider mit Würde. „Ich weiß aus der sichersten Quelle, daß es kein Märchen ist.“

„Ei, so wollt' ich — das ist ja Unsinn!“ eiferte der praktische Philosoph. „Es gibt keinen größern Gegner der Demagogen als mich. Der Riesenplan meines Lebens geht darauf aus, alle Demagogen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie kommen Sie nun zu solcher Tollheit?“ Aber er faßte sich schnell, überlegend, daß es hier besser sei sanfte Mittel anzuwenden, und fuhr deshalb im liebreichsten Tone fort: „Lassen Sie ein verständiges Wort mit sich reden, liebster Freund. Ihr Geld ist Ihnen unverloren; ich

bin der sicherste Schuldner von der Welt. Wenn ich aber wirklich ein Demagog wäre, könnt' ich beim geringsten Schritt gegen mich Ihnen große Unannehmlichkeiten bereiten."

„Welche denn? wenn ich fragen darf," sagte der Schneider schon stark herabgestimmt.

Der kleine Oelschwitzer kannte nun die Achillesferse seines Feindes und fuhr fort: „Dann rief ich alle Demagogen in der ganzen Stadt gegen Sie auf. Und es sind fürchterliche Menschen."

„Das weiß ich wohl!" versetzte Holzmann kleinlaut.

„Sie rotteten sich zusammen, überfielen Ihren Laden, schlügen Alles kurz und klein, zerrissen alle Ihre Waaren — sind Sie versichert, Herr Holzmann?"

„Den Teufel auch, Herr!" rief der Schneider entsetzt und that einen Bockssprung. „Sie machen mir da eine angenehme Beschreibung."

Madame Holzmann zupfte ihren Eheherrn bald am Aermel, bald am Rockschoß und zog ihn endlich bei Seite. „Ich bitte Dich um Gotteswillen, Gabriel," flüsterte sie in großer Angst, „treib' ihn nicht auf's Aeußerste!"

„Herr Jesus, nein!" versetzte er ihr ebenso. „Das wäre ja eine saubre Geschichte."

In diesem Augenblick trat die Köchin in die Comptoirstube und deckte den Tisch. Goldasts Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen mit wollüstiger Aufmerksamkeit. Seine Worte richtete er dabei an den Schneider: „Ich will aber in Friede und Freundschaft mit Ihnen leben, lieber Holzmann. Und zum Beweis meiner freundlichen Gesinnungen für Sie, will ich jetzt gleich mit Ihnen zur Nacht speisen. Können Sie dann noch fürchten, daß Ihnen ein Leides ge-

schieht?" — Und zur Magd gewandt: „Leg' auch ein Kouvert für mich auf, mein Kind!"

„Sie sind sehr gütig, mir diese Ehre zu erweisen," schmunzelte der geschmeichelte Schneider.

„Herr Stock soll unsre Freundschaft befestigen. Ein köstlicher Bursche das! O, ich kenn' ihn schon!" süßelte Goldast.

„Herr Stock?" fragte Holzmann befremdet. „Was ist das für ein Herr? Sie meinen doch nicht etwa den —"

„Den Frau von Villiers —"

„Es ist Jemand im Laden, Gabriel," fuhr die Frau jetzt zwischen die beiden Männer mit einer seltsamen Hast. „Sieh schnell zu! So eile doch!" Damit schob sie ihn gleichsam aus der Stube. Dann trat sie rasch zu dem kleinen Fetten und flüsterte heimlich ängstlich ihm zu: „Ich weiß, Sie sind ein intimer Freund des Herrn Stock!"

„Freilich bin ich das!" versetzte Goldast vergnügt. „Sie geben ihm auch das Ehrenprädikat. Das ist brav von Ihnen. Les beaux esprits se rencontrent. Es ist ein prächtiger Kerl. Halten Sie meine Sehnsucht nach ihm nicht länger hin. Holen Sie ihn herbei."

„Das geht unmöglich!" versetzte die Frau ängstlich.

„Was?! Das geht unmöglich? Machen Sie mich nicht unglücklich!" rief das sehnsüchtige Eßgenie bestürzt.

„Nein, ich beschwöre Sie vielmehr, mich nicht unglücklich zu machen!" flehete Madame Holzmann. „Mein Mann weiß nichts davon, und wenn er es erführe, so wäre es mein Unglück."

„Also wollten Sie ihm allein sein Recht anthun?

Nun, ich werde Sie nicht verrathen. Aber mir werden Sie doch vergönnen —"

„Sie wissen noch nicht Alles. Ich bin in gräßlicher Verlegenheit. Und der Himmel hat Sie zu meinem Beistand gesandt, Herr von Goldast.

„So lassen Sie hören!"

„Es sind ihrer zwei."

„Zwei Stöcke?"

„Freilich. Einen hat Fräulein Sternau gebracht und einen Frau von Villiers."

„Desto besser. So nehmen Sie einen und ich einen. Das ist ja köstlich!"

„Aber welcher ist denn der Rechte?"

„Ei was! Jeder ist der Rechte. Den fettsten überlassen Sie mir."

30.

Die hungrige Garderobe und der Demagog wider Willen.

„Großer Gott!" rief Madame Holzmann verzweiflungsvoll. „Da ist so eben ein Polizeicommissär in den Laden getreten. O weh! O weh!" Und mit zwei Sätzen war sie in der Schneidergesellenstube und ließ den hungrigen Eßkünstler in einer plötzlich sehr bedrängten Lage zurück. Die Köchin trug nämlich in diesem verhängnißvollen Augenblick den köstlichen frischen Stockfisch auf, nach welchem er so lange geschmachtet hatte und dessen Fang ihm so blutsauer

geworden war. Auf der andern Seite bedrohte ihn der Polizist. Denn es kam ihm kein Zweifel in die Seele, daß dieser Arm der Staatsgewalt heimlich vom Schneider, des verfallenen Wechsels wegen, angerufen worden, und er, der unglückliche Eßkünstler, das Ziel dieses polizeilichen Manövers sei. Voll Verdruß, daß all' seine List ihm nichts geholfen, voll Wuth auf den treulosen Schneider und voll Angst vor den eisernen Krallen der Polizei, sah er sich schnell nach einem Versteck um. Nun zogen ihn aber die Reize des Fisches in dessen Nähe, und da gewahrte er denn ziemlich dicht am Tische einen großen Kleiderschrank voller neuer weiblicher Kleider und Putzgegenstände. Ohne sich lange zu besinnen, schlüpfte die kleine Gestalt in den offenen Schrank und verkroch sich hinter den Kleidern, nicht ohne sich eine kleine Aussicht auf den Fisch offen zu erhalten, der ihm jetzt so nah war, daß er ihn mit der Hand erreichen konnte. Kaum hatte er hier Posto gefaßt, als der Polizeicommissär Klinkhardt und Holzmann in die Stube traten.

„Ich suche Herrn von Goldast bei Ihnen," sagte der Erstere in der Thüre mit einem groben, anmaßenden Tone, welcher sehr gegen die höflichen Redensarten abstach, die er bei der Frau von Villiers ausgekramt hatte.

„Er ist hier gewesen," versetzte der Schneider sehr devot, „aber" — er sah sich im Zimmer um — „er hat sich bereits wieder entfernt."

„Können Sie mir nicht angeben, wohin er gegangen ist?"

„Es thut mir leid, davon hat er nichts verlauten lassen. — Sagen Sie mir doch gefälligst, verehrter Herr Polizeicommissär, ist es wirklich wahr, daß Herr

von Goldast wegen demagogischer Umtriebe verhaftet werden soll?"

„Er ist in Verdacht mit dem sogenannten schlanken Stock, einem berüchtigten Demagogen, in Verbindung zu sein, und ich muß mich seiner Person bemächtigen, um von ihm Nachrichten über den Aufenthalt dieses Stocks zu erhalten, an denen mir so viel liegt, daß ich Herrn von Goldast noch eine reiche Belohnung geben würde."

Madame Holzmann war unterdessen wieder aus der Schneiderstube gekommen und hatte die Rede des Polizeimannes mit angehört. Sie fragte also mit erkünstelter Ruhe und Naivetät: „Ei, Herr Polizeicommissär, weshalb liegt Ihnen denn so sehr viel daran, des Herrn Stocks habhaft zu werden?"

„Das kann ich Ihnen wohl sagen, Madame. Dieser junge Mann ist jedenfalls der Sohn einer sehr vornehmen Familie, der sich hat verblenden lassen, an den staatsverbrecherischen Bestrebungen der Demagogen Theil zu nehmen. Seinen Angehörigen ist es indeß geglückt, nicht nur vollständige Gnade für ihn auszuwirken, er soll auch sogleich vortheilhaft placirt werden, und da man in seinem Vaterlande Nachricht erhalten, daß er sich in unserer Residenz versteckt hält, so ist heute eine Zuschrift der dortigen Regierung auf unserm Polizeibureau eingelaufen, worin demjenigen Polizeicommissär, welcher sichern Nachweis über den sogenannten schlanken Stock gibt, oder ihn in's Vaterland abliefert, eine große Belohnung zugesagt wird."

„Wenn Sie Herrn von Goldast schriftliche Beweise für diese Angaben lieferten," ließ sich Madame Holzmann mit großer Bestimmtheit aus, „so würde er ganz gewiß nicht anstehen, Sie mit dem Aufenthalte seines Freundes bekannt zu machen."

„Ja, wenn Herr von Goldast doch nur da wäre!“ rief der Polizeibeamte ärgerlich. „Ich wollte ihm die überzeugendsten Beweise sogleich in die Hände geben.“

„Vertrauen Sie sie mir an!“ bat die Modistin. „Ich gedenke sie an den rechten Mann zu bringen.“

„So ist Herr von Goldast doch noch in Ihrem Hause?“

„Das weiß ich nicht. Auch soll diese Beweise nicht Herr von Goldast, sondern eine Dame sehen, und zwar in Ihrem Beisein. Doch sagen Sie mir vor allen Dingen: gibt es zwei schlanke Stöcke?“

„O unzählige, Madame! Von Holz und Eisen, von Fleisch und Bein. Unter allen Ständen, vornehme und gemeine.“

„Ich meine nur, ob es zwei Demagogen gibt, die diesen Namen führen?“

„Ich weiß nur von Einem.“

„Sonderbar! ich von zweien. Aber die schriftlichen Beweise, wenn ich bitten darf!“

„Hier sind sie!“ Er zog ein Heft Papiere hervor und übergab es ihr, und sie verfügte sich damit in die Schneiderstube.

Herr von Goldast ärgerte sich anfangs über das unsinnige, ihm gänzlich unklare Geschwätz der Leute, doch war der Anblick und der Duft des Fisches vor ihm auf dem Tische sehr geeignet, keinen Mißmuth in ihm aufkommen zu lassen und alle Gedanken zu verscheuchen, welche über die Grenzen des Tisches hinausreichten. Zuletzt gingen all' seine Betrachtungen in dem einen unwiderstehlichen Verlangen auf, den Fisch zu speisen; er verlor die Herrschaft seiner Glieder, und ohne zu wissen, was er that, langte er hinaus, brach ein Stück ab und führte es zum Munde.

Madame Holzmann kehrte ohne Zögern mit Frau

von Villiers zurück, dieser zuflüsternd: „Was ich Ihnen zu sagen habe, darf Ihre Begleiterin nicht hören. Lassen Sie uns in den Laden treten!“

In diesem Augenblick wandte sich aber der Polizeicommissär an sie, und hielt sie mit den Worten auf: „Madame, speisen die Kleider in Ihren Schränken von Ihrem Tische?“ Er hatte nämlich Goldasts Manöver bemerkt; denn die Polizei hat bekanntlich die Augen überall.

„Was soll das heißen, mein Herr?“ fragte die Modistin verwundert.

„Ein Damenmantel oder eine Robe hat sich so eben von dem Fische zugelangt.“

„Sie scherzen wohl?“

„Die Polizei scherzt niemals, Madame. Ich muß mir doch diese hungrige Garderobe etwas näher ansehen.“ Er trat zum Schranke und zog den kleinen Eßkünstler heraus, der wirklich in einem Damenmantel steckte. „Ah, sieh da den Genius der Mode und der Eßkünstler in einer Person und in reizender Verpuppung! — Kauen Sie aus, mein Herr, und entpuppen Sie sich dann, um als schöner Schmetterling vor uns zu erscheinen.“

„Aber was wollen Sie denn von mir?“ fragte Goldast desperat.

„Den schlanken Stock, wie Sie bereits gehört haben müssen.“

„Ich kenne nur einen Fisch dieses Namens, den ich eben versucht habe, und dann Stecken und Stäbe.“

„Mit Läugnen und Späßen kommen Sie hier nicht durch, Herr von Goldast. Sie sind als Demagog verdächtig und durch Zeugen kann ich Sie überführen, daß Sie ein intimer Freund des Demagogenanfüh-

rers sind, welcher sich den Namen ‚schlanker Stock‘ zugelegt hat.“

„Nun wahrlich,“ rief Goldast in komischer Verzweiflung, „ich bin sehr begierig diese Zeugen zu sehen und zu hören, damit ich doch auch etwas von meiner neuen Freundschaft erfahre.“

„Einer dieser Zeugen ist — ich weiß nicht, durch welchen Zufall — schon zugegen, Frau von Villiers. — Gnädige Frau, war Herr von Goldast nicht diesen Abend bei Ihnen und versprach Ihnen den schlanken Stock zuzuführen?“

„Ich kann es nicht läugnen,“ entgegnete die Witwe.

„Und entsprang er nicht durch den Garten, als ich in ihr Haus getreten war?“

„So ist's, mein Herr.“

„Sie sehen sich also überführt, Herr von Goldast. Sie wußten, daß der schlanke Stock heute aus des Baron von Geisheims Hause entsprungen war, ja ich vermuthe aus guten Gründen, daß Sie es gewesen sind, der ihm zur Flucht behülflich war. Sie versprachen ihn der Frau von Villiers zuzuführen. Also müssen Sie seinen Aufenthalt kennen. Darum zögern Sie nicht länger, ihn anzugeben.“

Goldast faßte sich mit beiden Händen beim Kopfe und glotzte, wie ein Betrunkener oder Wahnsinniger, in die Luft. „Ich bin aus den Wolken gefallen!“ stöhnte er dazu. „In der That meine Gedanken verwirren sich. Ich weiß nicht mehr, was ich gethan und gesagt haben soll. Sollte ich wirklich ein Freund des genannten Herrn sein, auf den ich mich in diesem Augenblick durchaus nicht besinnen kann? Hat er einen Koch? Gibt er Diners?“

„Ah, mein Herr, ich habe nicht Zeit, Ihre Scherze anzuhören,“ sagte der Polizeibeamte. „Ich versichere

Sie, Ihr Freund hat nicht nur vollkommen Verzeihung und Gnade, sondern auch die Anwartschaft auf eine gute Stelle erhalten. Er wird sich gewiß einen Koch anschaffen und Ihrer Dienste nicht vergessen. Was könnten Sie nun noch für Grund haben, ihm nicht schnell zu seinem Glücke zu verhelfen?"

Jetzt nahm Madame Holzmann das Wort: „Ich muß mich in einer Hinsicht des Herrn von Goldast annehmen. Es ist wahr, er kann den Aufenthalt des Herrn Stock nicht mit Gewißheit angeben, er kann nur Vermuthungen haben, und diese hat er allerdings vorhin bei mir ausgesprochen. Auch hat er sich bei mir zur intimsten Freundschaft mit dem Demagogen bekannt."

„Ich werde verrückt!" schrie Goldast aus Leibeskräften, aber die Stimme schnappte ihm über und kam als ein dünner heller Strahl zum Gehör der Umstehenden. „Treibt eine böse Fee zur Verhöhnung meines Riesenplans ihr heimtückisches Spiel mit mir?"

„Da Sie noch läugnen, Herr von Goldast," sagte der Polizeicommissär heftig, „so sind Sie mein Arrestant und werden sich einer Untersuchung unterwerfen müssen."

Jetzt kam dem unglücklichen Eßkünstler ein lichter Gedanke. „Ich will Ihnen den Irrthum aufklären!" rief er und eilte zum Tische. „Sehen Sie diesen Stockfisch, für welchen ich die schönsten Sympathieen empfinde, und den ich deshalb aus lauter Respekt Herr Stock zu nennen pflege. Wahrlich, mein Herr Polizeicommissär, ich hege nur Freundschaft für Geschöpfe, die sich von mir verspeisen lassen und die mir zu speisen geben. Für Menschen, die keinen Koch haben, fühl' ich kein Interesse. Und ein Demagog — ich schaudre — ich glaube, ein Demagog lebt das

ganze Jahr von kalter Küche. Prr! Und ich bin eben allen Ernstes drauf und dran, allen Demagogen in der Welt den Garaus zu machen."

Aber wenn man Unglück haben soll, so kommt man auch mit der Wahrheit nicht durch. Dieses böse Geschick mußte der kleine Philosoph in seiner ganzen Bitterkeit erfahren.

„Mit diesen Redensarten werden Sie mich nicht täuschen!" donnerte ihn Klinkhardt an. „Ich verhafte Sie als Demagog."

„In Gottes Namen!" entgegnete Goldast nun mit Resignation. „Was kann nicht aus einem Menschen werden! Aber eher hätt' ich mir des Himmels Einfall eingebildet, als daß ich noch ein Demagog würde."

31.

Der erste Pseudo-Stock.

Während dieses Zwiegespräches hatte die Modistin ihre vornehme Gönnerin in den Laden gezogen und ihr dort die vom Polizeicommissär erhaltenen Papiere vorgelegt. Frau von Villiers empfand über diese unerwarteten Nachrichten keineswegs eine große Freude, indem sie denselben durchaus nicht vollkommen traute und halb und halb geneigt war, sie für ein Netz zu halten, worin der verfolgte Stockfisch sich fangen sollte. Sie verschwieg diese Besorgniß der Madame Holzmann auch nicht, und beide zogen nun in gemeinschaftliche Ueberlegung, wie man sich am vorsichtigsten

von der Wahrhaftigkeit der polizeilichen Angaben überzeugen könne.

Unterdessen war aber auch Linchen Sternau, von der lebhaften Conversation im Comptoirzimmer angezogen, an die Thür des Putzmacherinnen-Zimmers geschlichen, hatte ihr Ohr an die geöffnete Spalte gelegt und auf diese Weise erhorcht, daß der schlanke Stock begnadigt werden solle. Dies reimte sie auf die natürlichste Weise mit den Bemühungen zusammen, welche sich der Baron um die Begnadigung Bernhards im Vaterlande gegeben. Sie hegte also nicht den geringsten Zweifel an der Aussage des Polizeicommissärs, und da sie nun ferner weder für Bernhard, noch für sich noch Gefahr sah, den armen Goldast aber so unschuldig in einer so argen Klemme erblickte, so trieb sie ihr Rechtsgefühl in die Comptoirstube heraus und gab ihr die an den Polizeibeamten gerichteten Worte in den Mund: „Ich muß für Herrn von Goldast zeugen. Er kann unmöglich den Aufenthalt des schlanken Stocks kennen. Auch ist er nicht der Freund desselben.“

„Woher so plötzlich dieser Zeuge?“ fragte Klinkhardt überrascht.

„Ich habe Ihre Verhandlungen im Nebenzimmer mit angehört,“ gestand Karoline offenherzig.

„Ihr Zeugniß würde nur Gewicht haben, schönes Kind, wenn Sie den Aufenthalt des schlanken Stock anzugeben wüßten.“

„Und wenn dies nun wirklich der Fall wäre?“

„Ei so eilen Sie doch es zu thun und den Herrn mit der erlangten Gnade und seinem Glücke bekannt zu machen.“

„Verhält sich die Sache wirklich, wie Sie sagen?“ fragte Karoline gespannt.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. Madame Holzmann hat den schriftlichen Beweis in den Händen."

„Wohlan, so sollen Ihre Wünsche sogleich erfüllt werden." Und sie lief in das Zimmer zurück, aus welchem sie gekommen war.

Nun muß bemerkt werden, daß zwischen den beiden aneinanderstoßenden Zimmern, in welchen die Herren und Damen von der Nadel abgesondert arbeiteten, eine Communikationsthür sich befand, welche niemals verschlossen wurde. Da nun Leisnitz eine Entdeckung in demselben Grade nicht zu fürchten hatte, wie Bernhard, so suchte der Erstere, dem Frau von Villiers zu lange ausblieb, auch etwas von den Vorgängen in der Comptoirstube zu erfahren. Er fand aber die Thür, welche dorthin führte, verschlossen. Madame Holzmann hatte diese Vorsicht gebraucht. Nun gerieth er an die daneben befindliche Communikationsthür, welche hinüber in das Damenzimmer führte und diese war offen. Von einem Lichtstrahle, der aus der Comptoirstube durch die von Karolinen nicht ganz angelehnte Thür in das Damenzimmer fiel, geleitet, trat er in dieses und stand bald an der nicht verschlossenen Thür. In demselben Augenblick trat Karoline herein und ihn natürlicherweise für Bernhard haltend, nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn mit den ihm zugeflüsterten Worten hinaus: „Komm, Du bist gerettet." Bernhard hatte sich aber unterdessen in eine an das Damenzimmer stoßende Kammer zurückgezogen.

„Hier, mein Herr," sagte Karoline zu dem Polizeicommissär, „ist der von Ihnen begehrte schlanke Stock!"

„Diese Dame?" fragte Klinkhardt verwundert.

„Ist eben der Demagog, den Sie suchen," versetzte das Mädchen. In demselben Augenblick fielen

aber ihre Augen auf Leisnitz' Gesicht und mit einem heftigen Schrei und den Worten: „O mein Gott! Was ist das?!" fiel sie halb ohnmächtig vor Schrecken auf einen Stuhl.

Diese heftige Exclamation zog schnell die beiden Frauen aus dem Laden herbei. Goldast und der Schneider eilten Karolinen zu Hülfe, der Polizeicommissär sah verblüfft drein, und selbst der Baron hinter dem Schirm, der sich bis jetzt, trotz aller Gemüthsbewegung, wie eine Bildsäule verhalten hatte, lugte vorsichtig nach seiner lieben Lilli hinüber.

„Ja, was ist das?" wiederholte der Polizeicommissär Linchens Frage.

„Ja, was ist das, Linchen?" fragte Goldast, aus aller Fassung gekommen. „Ja, Herr Jemine, was ist das?" zeterte der Schneider wie besessen.

„Was gibt's da?" fragte Frau von Villiers bestürzt.

„Ja, was gibt's da?" wiederholte Madame Holzmann mechanisch. Aber kein Mensch hatte eine Antwort auf alle diese gleichlautenden Fragen.

„Ich bin behext, bezaubert!" schrie Karoline. „Dieser Herr —"

Weshalb? Weswegen? Warum? Was ist eigentlich los?" riefen Klinkhardt, Goldast, Frau von Villiers, Herr und Madame Holzmann wirr durcheinander. Ja selbst Leisnitz mischte eine Frage des Erstaunens in diesen seltsamen Chorus.

„Vom schlanken Stock behext!" ließ sich Madame Holzmann noch zum Schluß vernehmen. „Da haben wir die Bestätigung, daß er ein Hexenmeister ist."

„Dieser Herr, diese Dame —" fuhr Karoline fort.

„Ah, sieh da!" unterbrach sie Frau von Villiers, ihren Gast erkennend.

„Nun, was ist's denn mit diesem Menschen, der Herr und Dame zugleich ist?" fragte der Polizeicommissär ungeduldig.

„Er war vor einigen Minuten eine andere Dame," ließ sich Karoline hören.

„Aber Sie sprachen ja vom schlanken Stock, und der ist doch keine Dame!" eiferte der Polizeimann.

„Nun diese Dame war ein anderer Herr," fuhr Karoline fort.

„Wer kann aus diesen Worten klug werden?" rief Klinkhardt, verzweiflungsvoll im Kreise umherblickend.

„Diese Dame, dieser Herr, ist nicht der schlanke Stock," schrie Karoline.

„Ich fürchte, es ist nicht richtig mit ihr," wandte sich Klinkhardt an die Uebrigen und deutete mit dem Zeigefinger auf die Stirne. Dann zu Leisnitz gewendet: „Können Sie uns diesen seltsamen Auftritt erklären, meine Dame, oder mein Herr?"

„Ich erfreue mich mit Ihnen eines Geschlechts," versetzte dieser. „Aber der Auftritt ist mir selbst unerklärlich."

„Also sind Sie nicht der schlanke Stock?"

„Diese Dame —" er zeigte auf Karolinen — „hat Ihnen schon erklärt, daß ich's nicht bin. Sie hat die Wahrheit gesagt."

„Er ist's nicht?!" sagten Frau von Villiers und Madame Holzmann höchlichst verwundert zu einander.

„Aber ich beschwöre Sie, mein Herr, wie kommen Sie in dieses Zimmer?"

„Durch eine Thüre drinnen," antwortete Madame Holzmann, statt des Gefragten. „Die beiden Zimmer sind ja durch eine Thür verbunden. Der rechte Stock steckt also noch drinnen." Und sie rief

hinein: „Kommen Sie heraus, Herr Stock, Sie sind begnadigt.“

32.

Zwei Enttäuschungen und eine Flucht.

Aber es regte sich nichts in dem dunkeln Zimmer.

„Wir müssen hineingehen,“ sagte Klinkhardt. „Er hat sich versteckt, oder ist entsprungen. Wir wollen der Sache bald auf den Grund kommen.“ Er nahm ein Licht vom Tische und ging voran; ihm folgten Madame Holzmann und Herr von Goldast. Herr Holzmann fühlte sich dagegen mehr von dem Stockfisch auf dem Tische angezogen, und gedachte während der Pause einen Theil davon zu sich zu nehmen. Frau von Villiers huschte unbemerkt hinter den Schirm, da sie aber nur Augen für Leisnitz hatte, der durch einige Blicke und Bewegungen in Bezug auf Linchen ihren Verdacht erregt, so sah sie den Baron nicht, der sich vor ihr rasch und mit Entsetzensmienen neben den schmausenden Holzmann hin in den Kleiderschrank flüchtete, in welchem Goldast erst gesteckt hatte. Sobald sich Leisnitz unbemerkt und Frau von Villiers dem Polizeicommissär ebenfalls gefolgt glaubte, schlang er schnell einen Arm um Linchens Hüfte und flüsterte ihr zu: „Holder Engel, wie reizend war diese Verwechselung! Ich glaube, ich wäre Ihnen durch's ganze Leben gefolgt, so von Ihrer sanften Hand geleitet.“

„O mein Herr!“ versetzte Linchen erröthend, „trotz Ihrer Verkleidung hab' ich Sie sogleich wieder erkannt.

Aber wie kommen Sie nur hierher und in diese Kleider?"

„Sie sollen Alles erfahren. Geduldeu Sie sich nur eine kleine Weile, süßes Herzblättchen."

Der eifersüchtigen Witwe war kein Wörtchen hinter dem Schirme entgangen. Jetzt schlich sie hinter dem Pärchen her, welches sich eben anschickte, den vorangegangenen in das Damenzimmer zu folgen. „Ah so, mein Herr!" flüsterte sie Leisnitz zu, der sich erschrocken zu ihr umwandte. „Ich dachte mir es wohl. Viel Worte, viel Lügen."

Nun ließ Leisnitz Lindchen allein in das Zimmer treten und wandte sich geschmeidig zu der pikirten Dame: „Meine Theure, ein kleiner Scherz!"

„Sie haben mich hintergangen, mein Herr," versetzte ihm Frau von Villiers stolz. „Sie sind nicht der junge Mann, für den Sie sich bei mir ausgegeben haben."

„O Verzeihung!" declamirte der Schelm wieder in der frühern Weise. „Die glühendste Liebe, die heftigste Leidenschaft für Sie, holde Frau, lehrte mich diese Wege. Wird das schöne Herz, das sich mir zu eigen ergab, weniger zärtlich für mich schlagen, weil ich kein Demagog bin?"

„Welches Herz ergab sich Ihnen zu eigen, mein Herr?" fragte die Witwe schneidend kalt. „Doch wohl nicht das meinige? Wer sind Sie denn eigentlich, mein Herr?"

„Ein Ehrenmann, der sich Ihrer in jeder Hinsicht würdig zeigen wird. Meinen Namen und meine Verhältnisse sollen Sie in Ihrem stillen Kloset erfahren. Hier ist der Ort nicht dazu. Kommen Sie, wir haben hier nichts mehr zu schaffen, noch zu suchen. Ich werde Ihren Zorn zu besänftigen wissen. So kommen Sie doch!"

„Nein, mein Herr! Erst will ich nun den rechten Stock kennen lernen.“ Damit trat sie ebenfalls in das Damenzimmer, und Leisnitz folgte ihr mit Bittworten, auf die sie nicht achtete.

Kaum hatten sie das Feld geräumt, als der Baron, wie ein Rasender aus dem Kleiderschrank hervorstürzte und nach der Ladenthür eilte. Dem Schneider blieb der Bissen im Munde stecken vor Schrecken. „Wollen Excellenz nicht bleiben, bis der tolle Spuk zu Ende ist?“ fragte er, hinter dem Gesandten hereilend, respectvoll, „damit ich Ihnen nachher Maß zu dem Bräutigamsanzuge nehmen kann.“

„Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Maß!“ wüthete der Baron und war schon im Laden. „Ich brauche keinen Bräutigamsanzug mehr.“

„Nicht! Aber Sie haben sich ja auch das Gallakleid von meiner Frau noch nicht ausgesucht?“ verfolgte ihn der Schneider.

„Ich brauche auch kein Gallakleid. — Holzmann, wenn Sie ein Wort verrathen, daß ich hier und Zeuge dieser Auftritte war, so verlieren Sie nicht nur meine, sondern auch die Kundschaft aller meiner Freunde.“

„Ich bin stumm, wie der Stockfisch drinnen!“ betheuerte der Schneider mit der Hand auf dem Herzen, und der Baron sprang mit gleichen Beinen auf die Straße hinaus, eine Evolution, wie er sie seit seinen Knabenjahren nicht wieder ausgeführt hatte, und die weit außerhalb dem Kreise aller aristokratischen Bewegungen lag.

„Was dem nun wieder in den Kopf gekommen sein mag!“ brummte Holzmann kopfschüttelnd und kehrte zu seinem Stockfische zurück. „Heut Abend ist Alles verwirrt; aber ich habe das beste Theil erwischt.“ Und damit speiste er weiter.

33.

Der zweite Pseudo-Stock.

Aber er sollte auch keine Ruhe dabei haben. Denn plötzlich rannte Herr von Goldast schneller, als man von seinen kleinen dicken und krummen Beinen hätte erwarten dürfen, aus dem Damenzimmer auf den essenden Mann los und schrie aus vollem Halse: „Halt, bester Freund! Theilen Sie wenigstens den Fisch mit mir. Ich hab' es redlich verdient, und Sie können ihn unmöglich allein essen.“ Damit nahm er Platz und langte zu. Jetzt kamen Frau von Villiers und Bernhard Müller, Karoline Sternau und Philipp von Leisnitz und zuletzt der Polizeicommissär Klinkhardt mit dem Lichte aus dem Damenzimmer.

„Ja, ja, Sie sind es!“ rief die schöne Witwe begeistert und freudestrahlend. „Sie sind mein Retter und Schützer! Mein guter Engel in großer Gefahr. Läugnen Sie es nur nicht! Und Sie sind auch der schlanke Stock, wie mir meine ahnende Seele immer zugeflüstert hat.“

„Ich kann nicht in Abrede stellen, gnädige Frau,“ versetzte Bernhard verbindlich, „daß ich allerdings derselbe bin, der Ihnen vor einigen Wochen einen kleinen ritterlichen Dienst leistete, als Sie in einer ähnlichen Verkleidung steckten, wie ich jetzt; aber der schlanke Stock — es thut mir leid — bin ich doch nicht.“

„Wie, auch Sie wären nicht der Student, den man mit dem Namen: ‚schlanker Stock‘ oder ‚Stockfisch‘ bezeichnet?“ fragte der Polizeicommissär den eingeholten Bernhard. „Ich versichere Sie, es harren

nicht nur Gnade und Verzeihung, sondern auch Ehren und Würden Ihrer, wenn Sie es sind."

„Wollte doch der Himmel, ich wär's! Ich kann aber von Ihrer Güte keinen Gebrauch machen."

„Aber Bernhard!" rief Karoline, „Du hast ja —"

„Nicht ich, Linchen, habe mich bei Dir für den schlanken Stock ausgegeben, den ich übrigens persönlich kenne; Du hast mir nur schuld gegeben, ich sei es."

„Es ist wahr, mir hat es der Secretär Sillig vorgeschwatzt, und ich war schwach genug, ihm ein einziges mal zu glauben."

„Auch mir hat es der Secretär Sillig geschrieben," fügte Frau von Villiers hinzu.

„Ebenso hat er es mir versichert," sagte der Polizeicommissär verdrießlich.

Frau von Villiers zog jetzt Karolinen nach dem Laden und wechselte schnell und lebhaft einige Worte mit ihr. Darauf verklärte sich ihr Gesicht noch mehr, und ihre schönen Augen strahlten in süßer Befriedigung. Offenbar hatte sie von Karolinen eine sehr angenehme Nachricht erhalten, eine Aufklärung, die ihr große Freude machte.

Während dieses geschah, nahm Holzmann das Wort: „Den Zweifel kann Herr von Goldast am besten lösen. Er ist ja ein intimer Freund des schlanken Stocks."

„Herr von Goldast," rief der Polizeicommissär dem kleinen Fetten zu, der über die vom Schneider am Stockfisch ausgeführten Verwüstungen in traurige Gedanken versunken da saß, gleichsam als hätten ihm die Hühner das Brot genommen: „kennen Sie diesen jungen Herrn hier auf Ihr Ehrenwort?"

„Ich habe nicht die Ehre, ihn näher zu kennen,"

versetzte der Philosoph gleichgültig. „Ein einziges mal hab' ich ihn im Hause des Barons von Geisheim gesehen, der ihn mir als einen Verwandten nannte.“

„Der bin ich auch, wie mir Fräulein Sternau bezeugen wird,“ versicherte Bernhard und wandte sich wieder zu Frau von Villiers, um mit ihr heimlich zu plaudern.

„Ich bezeug' es auf Ehre und Gewissen,“ sagte Karoline. „Und der Baron von Geisheim wird dasselbe thun.“

„Aber wo ist denn nun der schlanke Stock?“ fragte der Polizeicommissär mit einem ziemlich albernen Gesicht.

„Das können nur seine nähern Freunde wissen, zu denen ich nicht gehöre,“ antwortete Bernhard. „Soviel kann ich übrigens versichern, daß er wirklich Stock heißt, und da er von ungewöhnlicher, schmächtiger Leibeslänge war, so hieß er unter den Studenten der lange oder schlanke Stock, und da er von Geist eben so klein war, wie von Körper groß, so hatte er von diesem Umstande den Namen Stockfisch erhalten, da dieser Fisch bekanntlich dieselben Eigenschaften besitzt.“

„Ich merke, daß ich von dem Secretär Sillig betrogen bin,“ sagte der Polizeimann mit Resignation.

„So können wir wohl gehen?“ fragte Linchen naiv und nahm Bernhards Arm.

„Ich muß Herrn Bernhard Müller als Demagogen verhaften,“ versetzte Klinkhardt. „Wenn er frei von Schuld wäre, wozu hätte er nöthig gehabt, sich zu verstecken.“

„Ach, du lieber Gott!“ rief Linchen erschrocken.

„Ich stelle für Herrn Müller jede Kaution, welche

verlangt wird," trat Frau von Villiers vor, „und rufe sämmtliche Anwesende zu Zeugen meines Versprechens auf."

„Auf diese Erklärung kann sich Herr Müller entfernen," beruhigte der Polizeicommissär.

„So wünschen wir gute Nacht!" rief Linchen vergnügt und verschwand mit Bernhard. Frau von Villiers begleitete sie mit den freundlichsten Geberden bis zur Thüre und flüsterte ihnen noch Einiges zu. Als sie zurückkehrte, seufzte sie komisch: „So soll ich nun wirklich den berühmten schlanken Stock nicht sehen, und ich hätte so gern seine Bekanntschaft gemacht."

Leisnitz, der zu den letzten Ereignissen ein ziemlich saures Gesicht gemacht, hatte durch die Vertraulichkeit Linchens und Bernhards, und durch ihre gemeinsame Entfernung wieder neuen Muth geschöpft und glaubte sein Heil bei der schönen Witwe von neuem versuchen zu müssen. Er näherte sich ihr also mit den verbindlichen Worten: „Ich werde Sie zu trösten und zu entschädigen wissen, verehrteste Frau. Kommen Sie nur jetzt in Ihr freundliches Haus!"

„Herr von Goldast!" rief der Polizeicommissär wild, „Sie müssen den ächten Stock schaffen. Sie erhalten Ihre Freiheit nicht eher."

„Ach, Holzmann hat ihn im Magen!" versetzte der Epikuräer seufzend. „Ich habe nur einen Bissen davon erwischt." —

34.

Der Stockdrechsler in den Stock und eine Stockung.

Die Ladenthür wurde geöffnet und ein Mann schlich herein, den Alle sogleich für den frommen Secretär Sillig erkannten. „Guten Abend, meine hochverehrten Herrschaften!“ grüßte er demüthig. „Ah, lauter werthe Freunde und Bekannte, die ich hier nicht zu finden hoffte. Und den ich hier zu finden erwartete — der mich hierher bestellt —“ Dabei sah er Holzmann scharf und fragend an, und dieser machte als Antwort eine Bewegung mit der Hand, welche genügend erklärte, daß der Baron fort sei.

„Sie kommen sehr erwünscht, Herr Secretär,“ redete ihn Klinkhardt an.

„Der Herr segnet das Haus, wo der Gerechte erwünscht kommt,“ versetzte Sillig mit Salbung, durch die aber eine aus den Umständen leicht erklärte Befangenheit hervorschimmerte.

„Mein Herr, der Verdacht fällt schwer auf Sie, daß Sie mich absichtlich getäuscht haben,“ redete der Polizeicommissär gemessen.

„O Herr Polizeicommissär, wie können Sie doch von einem Manne sittlichen Charakters und edler Denkungsart so etwas glauben!“

„Auch ich bin schändlich von Ihnen getäuscht worden, Herr Secretär,“ platzte Frau von Villiers heraus. „Dieser Herr hier, den ich nicht kenne —“

„Ich beschwöre Sie, gnädige Frau,“ schnitt ihr

Leisnitz das Wort ab, „schweigen Sie und machen Sie das Uebel nicht noch ärger!“

Der Polizeimann fuhr fort auf den Frömmler hineinzureden: „Haben Sie mir heute früh nicht angezeigt, daß der berüchtigte Demagog, der schlanke Stock genannt, sich heimlich im Hause des Barons von Geisheim aufhalte?“

„Nun, das war doch meine Pflicht!“ versetzte Sillig in großer Verlegenheit.

„Also Sie zeigen die Demagogen der Polizei an?“ fragte Frau von Villiers mit dem Ausdruck äußerster Verächtlichkeit in Stimme und Geberde. „Pfui, mein Herr! Und mir versprachen Sie zu gleicher Zeit, den schlanken Stock zuzuführen! Und nachher werde ich getäuscht und betrogen doppelt und dreifach, von Ihnen und andern Leuten! Welch' eine elende Rolle spielen Sie!“

„Gnädige Frau, ich —“ stammelte Sillig.

„Dies erhöht den Verdacht gegen Sie,“ strafte ihn Klinkhardt. „Ferner sagten Sie mir, Herr von Goldast sei ein intimer Freund jenes Demagogen und kenne dessen Aufenthalt.“

„Sie haben das gesagt?“ kreischte Goldast roth, wie ein wälscher Hahn. „Sie haben mir all' das Elend auf den Hals gewälzt? Sie sind ein Ungeheuer, Sillig! Durch Sie bin ich um den Stockfisch gekommen. Höllenstrafen auf Ihren Kopf!“

„Es will mir scheinen,“ fuhr Klinkhardt fort, „als wüßten Sie vom schlanken Stock und dessen Aufenthalt mehr, als Sie uns sagen möchten. Ja, Sie haben durch diese Intriguen wahrscheinlich nur die Aufmerksamkeit von ihm ab und auf eine andre Seite hinlenken wollen. Sie sind deshalb mein Arrestant so gut, wie Herr von Goldast.“

„Mein verehrter Freund, Sie werden doch nicht –‘

„Die Wahrheit will ich erforschen, weiter nichts. Und wenn Sie mich absichtlich getäuscht haben, Sie bestraft sehen.“ Und zur Thüre hinaus rief der erzürnte Beamte: „Martin! Anton!“ Zwei Polizeidiener traten herein. „Jeder dieser beiden Herren erhält für diese Nacht ein besonderes Gefängniß. Ihr führt sie eine solche Strecke von einander, daß sie sich weder durch Worte, noch durch Zeichen miteinander verständigen können.“

Leisnitz hatte sich Sillig genähert und flüsterte ihm jetzt zu: „Es geht Alles schief und war doch im besten Gange.“

„Nur den Muth nicht verloren!“ versetzte der Secretär eben so. „Lassen Sie nur nicht ab!“

Dazu seufzte der unglückliche Eßkünstler: „Das ist der schlechteste Tag meines Lebens. „Nachdem ich den ganzen Tag die Mühen und Beschwerden des Stockfischfangs ertragen habe, muß ich hungrig in's Gefängniß, und noch dazu wie zur abscheulichsten Ironie auf meinen Riesenplan als der Demagogie verdächtig.“ —

Die Polizeidiener schnitten alle weitern Explicationen ab, indem sie die Gefangenen hinausführten. Klinkhardt grüßte höflich und folgte. In diesem Augenblick fuhr ein Wagen vor das Haus und hielt an der Ladenthür. Frau von Villiers griff nach Hut und Mantel und wurde von Madame Holzmann eifrigst bedient. Leisnitz näherte sich der schönen Witwe noch einmal. „Gnädige Frau, ich habe Ihren Zorn auf mich geladen.“

„Und nie war mein Zorn gerechter, als heute,“ antwortete sie stolz. „Sie haben mich in Verbindung

mit Sillig hintergangen. Aus welchem Zwecke? wenn ich fragen darf."

„Die Liebe zu Ihnen —"

„Schweigen Sie mit diesen schönen Redensarten!" herrschte die Dame bitter. „Sie haben sich mir als einen so wackern Redekünstler gezeigt, daß ich Ihnen kein Wort mehr glaube. Desto mehr glaub' ich meinen Augen und Ohren, und die haben mir genugsam verrathen, wohin Ihr Herz sich in Wahrheit neigt."

„Durch ein offenes Bekenntniß hoff' ich Ihre Gunst wieder zu erlangen, gnädige Frau."

„In der That, ich bin nicht sehr neugierig auf dieses Bekenntniß. Doch will ich es aus Curiosität anhören. Ich habe meinen Wagen vor das Haus bestellen lassen. Nehmen Sie mit mir das unterbrochene Souper ein. Sie werden noch ein paar bekannte Tischgäste finden, und Einer davon wird Ihnen besonders angenehm sein."

„Ich nehme Ihre Einladung mit Freuden an." Und er bot ihr den Arm, grüßte das Schneider-Ehepaar vornehm und hob' die Dame in den Wagen, um neben ihr Platz zu nehmen. —

„Bist Du denn klug geworden aus dieser Geschichte, mein Schatz?" fragte der Schneider seine Ehehälfte mit einem stupiden Gesicht. „Wer war denn nun eigentlich der vielbesprochene Stock?"

„Das weiß Gott allein!" seufzte Madame Holzmann.

„Und ich weiß wenigstens," fügte Herr Holzmann zufrieden hinzu, „daß ich den besten von allen Stökken im Leibe habe."

35.

Rascher Entschluß.

Am folgenden Morgen trat Sillig mit tiefer Devotion in das Zimmer seines Principals.

„Sie haben Fatalitäten mit der Polizei gehabt?“ fragte der Baron, seinen Gruß erwidernd.

„Ein Mißverständniß, Excellenz, in das ich des jungen Müllers wegen gerieth. Es hätte nicht viel gefehlt, ich wäre für einen Demagogen gehalten worden, weil ich mich aus Ergebenheit für Sie, Excellenz, und aus Menschenliebe überhaupt, für den jungen Mann interessirt hatte.“

„Ich dachte mir wohl,“ sagte der Gesandte, „daß wir des Wildfangs wegen noch Ungelegenheiten haben würden. Er kann seines Vaters Blut nicht verläugnen. Ich konnte ihm Lilli's wegen den Aufenthalt nicht verweigern.“

„Lilli's wegen, Excellenz? Wie soll ich das verstehen?“

„Davon ein andermal, lieber Sillig! — Mir fällt dabei ein, daß ich Sie ersuchen will, heute Vormittag den Testamentsentwurf, den ich Ihnen neulich übergab, in Ordnung zu bringen. Mein Neffe, Philipp von Leisnitz, erhält die eine Hälfte meines Vermögens, Lilli die andre.“

„Excellenz gedachten sich selbst noch zu vermählen?“ stellte sich Sillig verwundert.

„Stille davon! Ich habe diesen Plan aufgegeben.“

„Darf ich fragen —?“

„Ei nun, ich brauche Ihnen kein Geheimniß dar-

aus zu machen. Ich habe Frau von Villiers als eine leichtsinnige, höchst leichtsinnige Frau kennen gelernt. Recht à propos."

„Ist's möglich, mein gnädiger Herr!"

„Denken Sie sich, ich hatte gestern Abend Gelegenheit, einen sehr unanständigen Discours zwischen ihr und einem männlichen Subject unbemerkt anzuhören!"

„Und wer war dieses Subject?"

„Was weiß ich! Ein Abenteurer und noch dazu in Frauenkleidung. Fi donc! Es thut mir leid um Frau von Villiers. Sie ist verblendet."

„Das war Gottes Finger für Ew. Excellenz. Die Hand der Vorsehung hat Sie dahin gestellt, wo Ihnen die Augen geöffnet werden sollten."

„Es war die Hand des Schneiders Holzmann. Gleichviel; es geschah sehr zur rechten Zeit. Ordnen Sie das Testament; ich will es vollziehen."

Sillig empfahl sich und dachte: „Es wird sich wohl noch eine Aenderung darin nöthig machen."

36.

Der Erbe.

Er war kaum hinaus, so trat der Kammerdiener Jakob herein und meldete: „Der Herr Baron Philipp von Leisnitz, Ew. Excellenz Neffe, bittet um die Ehre."

„Herzlich willkommen!" rief der Gesandte auf's

Freudigste überrascht. „Der kommt mir ja wie gerufen, und soll mir die albernen Grillen vertreiben. — — Grüß Gott, mein lieber Junge!' jubelte er dem Eintretenden herzlich entgegen und umarmte ihn dann: „Ei bist Du ein stattlicher Bursche geworden! Du kannst ja alle Tage heirathen."

„Mein gütiger Onkel, in der That bin ich gekommen, Ihren Segen zu meiner Verbindung zu erflehen."

Kaum aber hatte der Neffe einige Worte hören lassen, als der gute Onkel, wie von einer Viper gestochen zurückfuhr, die Farbe wechselte und vergebens nach Fassung rang; denn an der Stimme hatte er den ihm verhaßten Liebhaber der Frau von Villiers vom gestrigen Abend erkannt.

„Aber was fehlt Ihnen, theurer Onkel?" fuhr Philipp besorgt fort. „Sie verwandeln sich! Ist Ihnen unwohl geworden?"

„Nichts! Nichts! Es ist schon vorüber!" stammelte der Gesandte — — „Also verheirathen willst Du Dich? — sieh doch! das ist ja schön von Dir! — Und wer ist denn Deine glückliche Braut?"

„Ich will Sie überraschen, bester Onkel, indem ich sie Ihnen nachher, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, um die ich höflichst bitte, vorstelle."

„Du bist sehr gütig. — Du hast sie also mitgebracht?"

„Sie wohnt in hiesiger Stadt; sie ist Ihnen nicht fremd, ja sogar genau bekannt. Weiter darf ich jetzt nichts verrathen. Ich hab' es ihr hoch und theuer versprechen müssen. Die gute Seele freut sich kindisch auf die Ueberraschung."

„Thut sie das, die gute Seele!" sagte der Baron

mit grimmigster Ironie. „So bist Du wohl schon längere Zeit hier?"

„Gestern bin ich angekommen. Doch hatte ich Abhaltungen, mich Ihnen sogleich vorzustellen."

„Ich verstehe; die Braut hielt Dich ab."

„Wenigstens Brautangelegenheiten."

„Nun laß Dir von Jakob ein Zimmer anweisen und mach' Dir's bequem."

„Ich gehe, um meine Geliebte zu holen."

Und er ließ den guten Onkel in einen martervollen Zustande zurück. „Also der war's!" gromelte er bitterbös. „Kam mir doch die Stimme gestern Abend wie bekannt vor. I der Bube! Wie er nur mit ihr bekannt geworden sein muß? Dahinter steckt irgend eine Spitzbüberei. Aber wart'! Du hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht!" Heftig zog der alterirte Mann die Glocke und herrschte dem eintretenden Diener zu: „Herr Sillig soll augenblicklich kommen!" — — Den schnellen Gang durch das Zimmer fortsetzend, überließ er sich ganz der Fluth bitterer Gedanken und Gefühle: „Ei, Herr Philipp von Leisnitz und Frau Amelie von Villiers, jetzt denken Sie: der alte Baron von Geisheim ist betrogen und angeführt! Nicht doch! Sie irren sich. — Sie sind die Betrogenen. Und wer zuletzt lacht, lacht am besten."

37.

Enthüllung.

Silligs Eintritt unterbrach diesen rachsüchtigen Gedankengang.

„Excellenz haben befohlen."

„Lassen Sie meinen Neffen aus dem Testamente. Lilli wird meine Universalerbin."

„Dieser schnelle Entschluß!" rief der Secretär mit geheucheltem Erstaunen, während er inwendig ein Triumphlied über das treffliche Gelingen seines Plans anstimmte. „Ist er Folge einer Erleuchtung von oben?"

„Von unten, mein Freund! Ich habe eine merkwürdige Entdeckung gemacht."

„Darf ich wissen?"

„So eben ist mein Neffe, Philipp von Leisnitz, von mir gegangen, und denken Sie, wen ich beim ersten Worte, das er zu mir sprach, in ihm erkannte?"

„Excellenz spannen meine Neugierde auf's Höchste."

„Den feurigen Liebhaber der Frau von Villiers von gestern Abend, den tollen Abenteurer in Frauenkleidern in der Schneiderbude. Ich habe mich alterirt. Lilli wird meine Universalerbin."

„Kaum darf ich nach dieser Erklärung wagen," sagte Sillig äußerst geschmeidig, „mit einer Bitte hervorzutreten, die mir schon lange auf dem Herzen liegt."

„Worin besteht sie? Sie wissen, daß ich einem so brauchbaren und religiösen Manne, wie Sie sind, das Mögliche gewiß nicht abschlagen werde."

„Sie würde wie Eigennutz klingen, Excellenz. Aber Gott sieht in mein Herz, das nur die wahren und ewigen Güter, nicht die vergänglichen irdischen im Auge hat.“

„Ich weiß das. Ich kenne Sie. Also sagen Sie getrost.“

„Lange schon trage ich eine stille heilige Liebe in Zucht und Ehren zu Fräulein Karoline Sternau in der Seele. Ihre Tugenden haben mich gerührt. Ich hätte Sie um Lindchens Hand gebeten, Excellenz, wenn sie eine arme Waise geblieben wäre; aber nun — die Universalerbin —“

„Wird Ihnen aber doch wahrhaftig noch lieber sein als die arme Waise! In Gottes Namen, lieber Sillig! Wenn das Mädchen Sie will, ich habe nichts dagegen. Sie bleibt auch als Ihre Frau meine Universalerbin. Und Sie, bester Sillig, sind mir ein willkommener – nun, weshalb sollte ich's Ihnen verhehlen! — ein willkommener Schwiegersohn.“

„O meines Herzens fromme Ahnung! Also Lindchen ist —“

„Meine Tochter. Da Sie ihr Mann werden, sollen Sie Alles wissen. Sie ist meine eheliche, rechtmäßige Tochter.“

„Wie? Excellenz waren also verheirathet?“

„Die Geschichte fällt in die Kriegsjahre, in meine Soldatenperiode. Ein bürgerlicher Waffenbruder von mir, der Hauptmann Sternau, hatte eine junge, sehr liebenswürdige Frau, die ich im Stillen hoch verehrte, ja — liebte. Er fiel an meiner Seite; ich drückte ihm die Augen zu, nachdem ich ihm auf seine Bitte gelobt hatte, für seine zum erstenmal schwangre Witwe zu sorgen. Aus dem Versorger wurde gar bald ein Liebhaber. Aber ich war von einer adelstolzen Fa-

milie abhängig. Reiche Onkel und Tanten hätten mich enterbt, meine Mutter mir ihren Fluch gegeben, mein Vater mich verstoßen, wenn ich die Bürgerliche als meine Frau ihnen hätte zuführen wollen. Ich vermählte mich heimlich mit ihr, als sie einem Knaben das Leben geschenkt hatte. Das süße Glück unsrer Ehe war kurz. Karoline brachte mir ihr Ebenbild und ging zu den Engeln zurück, denen sie entstammt war." Der Diplomat wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Armer unglücklicher Mann!" heuchelte Sillig. „Doch, der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; der Name des Herrn sei gelobt!"

„Ich wurde der Versorger ihrer beiden Kinder, die bei einer Schwester des Hauptmanns Sternau erzogen wurden. Karoline durfte nicht als meine Tochter gelten, wenn ich ihr das Erbe meiner Verwandten erhalten wollte. Nachher, als diese zu unsern Vätern gegangen waren, und ich freie Hand hatte, unterließ ich aus mehrfachen Gründen, Linchen öffentlich als meine eheliche Tochter anzuerkennen. Ich habe gefunden, es ist in unsern Tagen kein Glück für ein Mädchen, der Sproß einer adeligen Familie zu sein. Ich wollte Lilli, die ich auf's zärtlichste liebte, dadurch nicht hemmend in den Weg treten. Und wie wahr ich gefühlt, zeigt sich ja jetzt. Der ganze mir verwandte Adel würde mir zürnen, alle meine hiesigen Standesgenossen mir schmollen, wenn ich Ihnen die Baronesse von Geisheim zur Frau gäbe; das Fräulein Sternau kann Ihre glückliche Gattin werden, ohne sich und mir Feindschaft zu machen."

„Sehr wahr, Excellenz! Und die heiligste Liebe umfaßt doch unsre drei Herzen. Sie haben sehr weise

gehandelt. Es ist Gottes Finger, dem Sie gefolgt sind."

„Weil aber mein Neffe Leisnitz stets als mein Erbe gegolten hat, so wollte ich ihm wenigstens die Hälfte meiner zeitlichen Güter hinterlassen; Lilli hätte doch noch genug gehabt. Aber da mir der Mensch den Streich mit Frau von Villiers gespielt hat, so bekommt er nichts, gar nichts, und Lilli Alles, wie es ihr von Gott und Rechtswegen gebührt. Richten Sie also das Testament so ein, lieber Sillig — à revoir."

38.

Fromme Freiwerbung.

Der schlaue Secretär begab sich in den Salon, um Karolinen aufzusuchen. „Das geht ja vortrefflich!" hielt er stilles und vergnügtes Selbstgespräch mit sich und rieb sich die Hände verklärt lächelnd; „weit besser, als ich mir nur jemals einbilden konnte. Dem Genie kommt das Glück zu Hülfe, und so muß es auch sein, wenn etwas Großes gedeihen soll. — Adeliges eheliches Kind! Wer hatte das gedacht! — Nun ich will ihn mit der Zeit schon überzeugen, daß er ihr schuldig ist, sie anzuerkennen. Und an diesem Akt, denk' ich, hängt mein eigner Adelsbrief. Geheimer Legationsrath von Sillig. Hihihi! das klingt doch schön. Linchen — wenn ihr nur der flüchtige Demagog nicht im Herzchen steckt! Er muß heraus, der Bursche! Ich erobere sie mir im Sturme, wie

Leisnitz die Frau von Villiers. Der wird gestern Abend schon reussirt haben. Er soll mir zum Muster dienen. Wie er, bin auch ich unwiderstehlich. Ha, da kommt mein Engel. Ich laufe Sturm."

Karoline war in den Salon getreten und Sillig eilte mit den Worten auf sie zu: „Der Himmel verleihe Ihnen seinen schönsten Segen, meine theure Freundin! O könnte ich Ihnen einen noch schönern innigern Namen geben!"

„Ich danke Ihnen, Herr Secretär!" entgegnete Karoline. „Ich kann Gottes Segen brauchen. Der Name, den Sie mir zu geben so gütig sind, ist schon schmeichelhaft genug für mich."

„Ach, Karoline!" schmachtete der fromme Mann, „möchten Sie endlich die heiligen Gefühle verstehen und erwidern, die Gottes allweise Vorsehung zu unserm beiderseitigen Glücke in mein Herz gelegt hat! Hand in Hand, Herz an Herz werden wir ein beneidenswerthes Leben führen, wie Engel im Himmel."

„Wissen Sie das gewiß?"

„Kann man zärtlicher lieben, als ich Sie? Kann man frömmere Vorsätze haben, als ich für Sie? Es ist unverkennbar Gottes Wille, daß wir, durch die heiligen Bande der Ehe für Zeit und Ewigkeit verbunden, Gott und Menschen zu Liebe und Wohlgefallen leben."

„Ei, Sie sprechen ja so salbungsvoll, wie ein Prediger auf der Kanzel!"

„Meine Seele ist ergriffen von der Heiligkeit dieses Moments. Ich fühle, die große Stunde ist gekommen, die über mein Leben entscheidet, wo ich, Gott Hymnen jubelnd, mein Herz an das Ihrige legen werde."

„Sie sprechen ja mit der Zuversicht eines Propheten.“

„Machen Sie die begeisterte Prophetie, die aus meiner gotterfüllten Seele strömt, im Augenblick wahr. Geben Sie mir Herz und Hand und gestatten Sie bräutlichen Kuß und Umarmung. Linchen, ich habe bereits Ihres Vaters Einwilligung.“

„Aber noch nicht die meinige.“

„Was zögern Sie! — Sollte wirklich der verbrecherische Demagog sich fest in Ihr edles unschuldiges Herzchen eingenistet haben?“

„Sie meinen schon wieder den Bernhard.“

„Wen sonst als diesen Frevler an göttlichen und menschlichen Gesetzen?“

„O, der sitzt schon lange fest und fest in meinem Herzen!“ lachte Karoline schelmisch.

„Ist's möglich!“ rief Sillig erschrocken. „Und Sie könnten wirklich daran denken, dieses unseligen Menschen Gemahlin werden zu wollen?“

„I, das wäre ja die abscheulichste Sünde von der Welt! Wir sind ja keine Hottentotten.“

„Wie so?“

„Weil Bernhard mein Bruder, mein leiblicher Bruder ist.“

„Ihr Bruder?! Ist's möglich!“ rief der Fromme, wie eben erst aus dem Himmel herabgefallen.

„Der seinen wahren Namen Sternau hier unter dem Namen Müller versteckte, um unentdeckt zu bleiben. Der Grund dieses Geheimnisses fällt nun weg; denn gestern Abend ist seine Begnadigung beim Herrn Baron eingelaufen, um welche dieser gebeten hatte.“

„Ihr Bruder! Und das konnten Sie mir verschweigen, theures Linchen!“ wedelte Sillig. „Wie

hätte mein Herz gejubelt, den edlen hochherzigen Jüngling brüderlich zu umarmen!“

„Es sollte ja ein Geheimniß bleiben, Herr Secretär!“

„Aber mir dies schöne Geheimniß verschweigen, mir, der ich in Begriff stehe, in die engsten Bande der Verwandtschaft mit ihm zu treten! Doch eine schöne Ahnung, eine Stimme Gottes in meinem Herzen zog mich zu ihm und ließ mich die zärtlichste aufopferndste Freundschaft für ihn empfinden.“

„Du ahnungsvoller Engel, Du!“

„Ha, gesegnet sei dies Wort! Es verräth die Gefühle Deines Herzens. Ja, ich bin ein Engel, wie Du selbst, Karoline.“

„Bescheidner Mann!“

„Du mußt meine Tugend, meine Frömmigkeit, meinen tadellosen Wandel erkannt haben, wie Sr. Excellenz. Ich habe vollgültige Ansprüche auf Deine Achtung, Deine Liebe. So sprich es endlich aus das beglückende Wort: ich bin Dein!“

39.

Weltliche Freiwerbung und Krieg der Freier.

„Kinderchen, was habt Ihr denn vor?“ quiekte Herrn von Goldasts fettes Stimmchen dazwischen. Er war eben hereingetreten. „Ihr seid so leidenschaftlich. Sprecht Ihr von der Einrichtung eines Festessens?

Oder von der heutigen Mittagstafel? Ich bitte mir ein Couvert aus."

„Es handelt sich hier um wichtigere Dinge, Herr von Goldast, als um des Leibes Nahrung und Nothdurft," versetzte Karoline mit Würde.

„Pah! Es giebt keine wichtigern," krähte der Epikuräer.

„Für mich wenigstens. Herr Secretär Sillig wirbt nämlich um meine Hand. Doch muß ich vorbemerken, daß ich sichre Aussicht habe, einst eine reiche Erbin zu werden."

„Eine reiche Erbin!" staunte Goldast. „Kind, um Gotteswillen, dann nehmen Sie mich! Sie wissen, welche Affection ich stets für Sie gehegt. Der Mangel eines reichen Erbes war ja das einzige Hinderniß unsrer Verbindung. Da dieses beseitigt ist — hier, meine Hand! Schlagen Sie ein! Wir richten die schönste Küche in der ganzen Residenz ein. Ich habe geniale Pläne, Riesenpläne zum Wohl der Menschheit, zur Beruhigung des aufgeregten Jahrhunderts, zur Reformation der Gesellschaft. Und eine Speisekammer — ein kühles steinernes Gewölbe im Souterrain mit Eisgrube und Ventilen — geniale Pläne sag' ich Ihnen!"

„Ich danke Ihnen, Herr von Goldast, wie ich Herrn Sillig danke," sagte Karoline kühl und gemessen.

„Ich mache Sie zur gnädigen Frau. Ich bin doch von Adel. Und mit meinem berühmten Namen kommt der Ihrige auf die Nachwelt als der einer Wohlthäterin der Menschheit." So replicirte Goldast.

„Linchen, wir machen fromme Stiftungen für Witwen und Waisen!" lamentirte Sillig.

„Mein Herr, schweigen Sie!" hauchte der Philo-

soph den Diplomaten an. „Sie hören, daß Fräulein Sternau Sie nicht will.“

„Schweigen Sie, mein Herr!“ gab der Secretär zurück. „Sie hören, daß Linchen Sie nicht mag.“

„Sie sind ein elender Verleumder!“ schalt Goldast hitzig. „Sie haben mich für einen Demagogen ausgegeben.“

„Sie sind ein Narr!“ gab Sillig zurück, „der keinen Gott weiter hat, als seinen Bauch.“

„Ein bessrer Gott, als der Ihrige, Sie Heuchler!“ fistulirte der Eßkünstler.

„Sie müssen mir Satisfaction geben!“ grölte der Fromme.

„Einem solchen Federfuchser!“ sagte der Edelmann mit aller Verachtung, die er in die fette Stimme zu legen vermochte. „Ich werde Sie durchprügeln lassen, Monsieur.“

„Herr, ich vergreife mich an Ihnen!“ schäumte der Frömmler, endlich aus aller künstlichen Fassung gebracht.

„Komm heran, Bürschchen!“ kreischte das Zungengenie mit einer fürchterlichen Entschlossenheit. „Ich drücke Dir das Mark aus den Knochen.“

Und wie zwei kampfglühende Hähne stürzten sie aufeinander los und wurden handgemein.

40.

Der Bruder.

Aber im Nu fühlten sie sich von ein paar Fäusten auseinander gerissen, deren herkulischer Stärke sie unmöglich zu widerstehen vermochten. Zu gleicher Zeit donnerte Bernhards kräftiger Baß — ihm gehörten auch die Fäuste —: „Halt, meine Herren! Hier ist keine Bauernschenke. Männer von Ehre prügeln sich nicht. Wozu gäb' es Waffen! Ich biete mich Ihnen als Secundanten an.“

Karoline war nämlich, als sie wahrnahm, daß es zu bösem Ernst zwischen den beiden Nebenbuhlern käme, schnell auf Bernhards Zimmer geeilt und hatte ihn angerufen, durch sein Dazwischentreten Scandal zu verhindern.

Sillig prallte beim Anblick des Studenten zurück, als säh' er einen Geist. „Ah — Herr Müller!“ stammelte er mit weit aufgerissenen Augen.

„I, bon jour, Freund Müller!“ keuchte Goldast. „Haben Sie ausgeschlafen?“

Sillig hatte sich schnell zusammengenommen, eilte auf Bernhard zu, ergriff die Hand desselben und flötete in den süßesten Tönen: „Mein theurer, innigst geliebter Freund, ich heiße Sie herzlich willkommen! So hat Gott doch mein heißes Flehen erhört, meinen liebsten Wunsch erfüllt!“

„Welchen?“ fragte Bernhard kurz.

„Sie so bald wieder an mein Herz zu drücken, das — wie Sie wissen — die zärtlichste Freundschaft für Sie hegt.“

„Sie sind sehr gütig, mein Bester!“ versetzte der Student ironisch lachend.

„Aber zürnen sollte ich Ihnen, wenn mein versöhnliches Herz es vermöchte. Erst heute erfahre ich, wie nah Sie meiner Karoline stehen. Ist das recht? — Aber nun werden unsre von Freundschaft verbundenen Herzen durch brüderliche Liebe nur noch inniger vereint.“

„Was ist der Sinn dieses Geschwätzes, Freund Müller?“ fragte Goldast vertraulich.

„Daß ich eigentlich Bernhard Sternau heiße und Karolinens Bruder bin.“

„Bruder?!“ jauchzte der Eßkünstler. „I, das ist ja herrlich! Dann legen Sie bei Ihrer Schwester ein gutes Wort für mich ein, daß sie mich heirathet und mir meine Riesenpläne ausführen hilft. Wir wollen ein Götterleben führen. Alle Tage offne Tafel. Ich bezwecke nichts Geringeres als eine Umgestaltung der heutigen Gesellschaft, einen neuen Aufbau auf neue Grundlagen. Die kranke Menschheit muß durch mich gesund werden. Linchen wird meines Namens Ruhm und Unsterblichkeit mit mir theilen. Versteht sich, daß es mit dem reichen Erbe seine Richtigkeit hat.“

„Liebster Bernhard,“ schmeichelte der Fromme auf der andern Seite, „Sie haben großen Einfluß auf Ihre Schwester. Stellen Sie ihr vor, daß es keinen besseren und tugendhafteren Menschen als mich gibt. Wir werden die ganze Welt zur Tugend und Frömmigkeit bekehren. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Der Himmel hat es so gewollt; wir müssen Schwäger, Brüder werden. Darum der sympathetische Zug meines Herzens zu Dir, geliebter Bruder.“

„Du treue, edle Seele!“ höhnte Bernhard.

41.

Wer das Glück hat führt die Braut heim.

„Guten Morgen, meine Herren!“ rief Leisnitz fröhlich zur Thüre herein chassirend. „Was gibt's hier zu verhandeln?“

„Heirathsangelegenheiten,“ antwortete Bernhard in demselben leichten Tone. „Jeder dieser beiden Herren wünscht sehnlichst mein Schwager zu werden. Ich habe aber doch nur eine Schwester.“

Sillig hatte Leisnitz schnell bei Seite gezogen und fragte ihn mit unverkennbarer Aengstlichkeit: „Wie? Sie kennen Herrn Müller — Sternau wollte ich sagen?“

„Ja wohl! Wir sind Bekannte, gute Freunde.“

„Haben Sie reussirt?“ fragte der befangene Frömmler weiter.

„Vollkommen. Ganz nach Wunsch. Gestern kam alles noch in schönste Ordnung.“

„Wo denn?“

„Im Hause der Frau von Villiers selbst.“

„So gratulir' ich von Herzen!“ grinste Sillig plötzlich wieder vergnügt und verklärt.

„Danke zum Schönsten.“

Goldast hatte unterdessen den Studenten auf die andre Seite gezogen und fragte: „Wie haben Sie den gestrigen Abend noch zugebracht?“

„Ganz herrlich!“ rief dieser freudestrahlend. „Es war der schönste Abend meines Lebens.“

„Wo? — Gutes Souper?“

„Bei Frau von Villiers. — Fürstliches Essen.“

„Verflucht! Und ich mußte durch die Verläumdung des frommen Schuftes dort in's Gefängniß wandern. Na, wenigstens mußte er selbst mit.“

Jetzt traten der Baron und Karoline von verschiedenen Seiten in den Salon. Sillig eilte sogleich auf den Ersteren los:

„Excellenz, ich bitte sehr, daß Sie zu dem Segen von oben, den ich schon zu besitzen glaube, auch den Ihrigen zu meiner Verbindung mit Karolinen geben.“

„Seid Ihr einig, Kinder?“ fragte der Gesandte.

„Es hat sich noch ein neuer Bewerber um meine Schwester gefunden,“ berichtete Bernhard.

„Ein neuer? Wer denn?“

„Ich, mein Gnädiger,“ trat Goldast vor. „Ich habe um Linchen gefreit.“

„Sie scherzen wohl, mein Lieber? Was wollen Sie mit einer Frau machen?“

„Nun diese Frage ist wenigstens etwas seltsam,“ moquirte sich Goldast mit aufgeworfenem Munde. „Linchen ist eine reiche Erbin —“

„Ja so! Wer hat Ihnen davon gesagt?“

„Ich hab' es aus ihrem eignen Munde. Dies war das einzige Hinderniß unsrer Verbindung. Nun wird Linchen auf dem Fittich meines Genies mit mir den Flug zur Unsterblichkeit antreten. Wir werden nun in den Stand gesetzt sein, meine Riesenpläne auszuführen.“

„Sie haben mir schon oft von Ihren Riesenplänen gesprochen,“ versetzte Geisheim, „aber noch nie hab' ich von Ihnen vernommen, worauf sie basirt sind und was sie bezwecken.“

„Weil Sie nie die Gnade hatten, mich anzuhören, wenn ich davon anfing.“

„Nun so ist jetzt gewiß die schicklichste Zeit dazu.

Welche Pläne gedenken Sie mit Linchens oder meinem Gelde in's Leben zu rufen?"

„Ich will der Welt den verlornen Frieden wiedergeben und diesem wahnsinnigen Treiben der Unzufriedenen, Liberalen, Demagogen, Demokraten und andrer verrückten Menschen ein Ende machen, damit die regierenden Klassen in Ruhe und Bequemlichkeit ihr Leben genießen können."

„Da haben Sie allerdings ein großes und heilsames Werk vor, würdig der ungetheilten Aufmerksamkeit aller Ehrenmänner. Aber womit wollen Sie denn diese kranke Welt kuriren?"

„Mit guten Speisen und Getränken. Ich werde die Gesellschaft reformiren, indem ich sie vernünftig kochen und essen lehre. Glauben mir Ew. Gnaden, alles Uebel unsrer Zeit kommt daher, daß die Menschen noch nicht dahin gekommen sind, sich richtig zu nähren. Handel und Industrie sind mächtig vorwärts geschritten; die gelehrten Studien sind auf eine hohe Stufe gesteigert, fast jedes Handwerk ist zu einer Kunst emporgehoben, und nur in der Hauptsache ist man zurückgeblieben, in der zeitgemäßen, den übrigen Verhältnissen angemessenen Ernährung des menschlichen Körpers. Die meisten Menschen genießen kaum bessere Speisen als Schweine. Daher diese ewigen Krankheiten, die aus einer schlechten Verdauung hervorgehen, und aus diesen die ewige Unzufriedenheit mit den Einrichtungen des Staats und der Kirche, diese Nergelei, diese Tadelsucht und die Staats- und Majestätsverbrechen. Kochten und äßen die Leute wie sie sollten, die Welt blühete in Frieden und Lust. Woher kommt es denn, daß gerade die armen Studenten vorzugsweise Demagogen sind und Verschwörungen gegen die Staatsverfassung anzetteln? Einzig

und allein daher, weil ihre Beschäftigung mit den Wissenschaften durchaus in einem unrichtigen Verhältniß steht zu ihrer schlechten Ernährung in den elenden Convicten und Cönobien, Speiseanstalten für gemeine Russen und Neger noch zu schlecht. Ein Student, der seinen Mittagstisch in einem guten Hotel hat, wird niemals Demagog sein. Ich gehe damit um, einen großen Actienverein zur höhern Cultivirung der Koch- und Eßkunst zu gründen und mit den Speiseanstalten für die Studenten den Anfang zu machen, und ich schmeichle mir, ehe ich den letzten guten Bissen auf Erden verschlucke, meine erhabene Mission glücklich vollzogen und der armen gedrangsalten Menschheit den ewigen Frieden und das dauernde Glück gegeben zu haben. Und die Hälfte dieses Ruhms gönn' ich meinem zärtlichen Linchen, welche unsre Aufgabe begriffen hat. Zwischen unsern Herzen bestand seit lange die reinste Harmonie; sie gehörten einander an."

„Ist dem so, Lilli?" fragte der Baron. „Willst Du wirklich eine Köchin für ganz Europa werden?"

„Ich werde nie ohne Ihre Einwilligung wählen und will Herrn von Goldasts Ruhm nicht schmälern, für alle Welt gut zu kochen. Ich betrachte Sie ganz als meinen Vater."

„Daran thust Du recht, mein liebes Herz!" sagte der Baron gerührt. „Aber ich lasse Dir ganz freie Wahl. Jeder Mann, der Dein Herz besitzt, ist mir als Dein Gatte lieb und recht. — Goldasts Plan kommt mir etwas chimärisch vor."

„Mein gütiger Vater!"

„So wähle denn, mein Kind, oder sage mir, ob Du schon gewählt hast?"

Die beiden Bewerber standen zur Rechten und zur

Linken des schönen Mädchens und jeder schmeichelte sich, daß er der Glückliche sein werde.

„Da Sie mir freie Wahl lassen," sagte Karoline freundlich, „so reiche ich dem Geliebten meines Herzens die Hand." Damit eilte sie auf Leisnitz los, der sie mit dem Ausruf: „Meine geliebte Karoline!" umarmte.

Die beiden Bewerber sowohl, als auch der Baron, machten zu dieser unerwarteten Wendung merkwürdig verblüffte Gesichter.

„Kind, Goldkind! Meinen Neffen wählst Du! Hat Dir das der Himmel eingegeben?" rief der Letztere freudig.

„Keinen andern, als ihn, dem mein Herz gehört," versetzte die lieblich Erröthete.

Sillig gromelte vor sich hin: „Verflucht! Da hab' ich mir meinen eigenen Feind verschrieben."

„Ja, sagt doch, wie habt Ihr Euch denn kennen gelernt?" fragte Geisheim immer munterer und leutseliger.

„Gestern zuerst flüchtig hier in Ihrem Hause, lieber Onkel," erwiderte Leisnitz, „und da machte Lilli gleich einen tiefen Eindruck auf mich. Und auch ich hab' ihr gleich gefallen. Hernach Abends näher, bis zum innigsten Herzensbunde durch gütige Vermittlung der Frau Villiers in ihrem Hause und an ihrer gutbesetzten Tafel."

„In ihrem Hause? An ihrer Tafel? Gestern Abend? Wie ist mir denn? Träum' ich denn?" rief der Baron ganz verwirrt, und faßte sich am Kopfe.

„Sie sollen die vollständigste Erklärung haben, und zwar aus dem Munde der liebenswürdigen Frau von Villiers selbst;" versicherte Leisnitz.

„Ist's möglich, mein Goldjunge? Aus dem Munde der liebenswürdigen Frau selbst? Ja, da hast Du recht! Sie ist eine sehr liebenswürdige Frau."

„Es freut mich außerordentlich, lieber Vater," nahm Bernhard das Wort, „daß Sie das auch finden. Es fährt ein Wagen vor und wird der ihrige sein."

Damit verließ er eilig den Salon.

„Was geht das dem Burschen an?" fragte der Baron mehr sich selbst, als die Andern. „Ich finde seine Bemerkung sonderbar."

42.

Ein zweites Brautpaar und allgemeiner Fischfang.

Die Flügelthüren wurden weit aufgethan und herein führte Bernhard die schöne Witwe, strahlend im Glanze der Jugend, der Heiterkeit und des kostbaren Putzes.

„Mein bester Vater," sagte der Student lächelnd zu dem erstaunten Gesandten, „ich stelle Ihnen meine Braut vor, und wir bitten um Ihren Segen!"

„Du, Bernhard?! Sie, gnädige Frau?!" rief der Baron bestürzt. „Wie versteh' ich das? Wollt Ihr mich äffen?"

„Gott behüte uns vor solchem Frevel!" erwiderte Bernhard. „Es ist damit unser heiligster Ernst."

„Er ist mein muthiger Beschützer und Retter aus

jener Gefahr, die ich Ihnen stets verschwiegen habe, die Sie nun aber erfahren sollen," redete die Dame anmuthig. „Mein Herz gehörte ihm seit jenem verhängnißvollen Augenblicke. Gestern Abend fand ich ihn unverhofft, nachdem ich ihn lang vergebens gesucht hatte."

„Gestern Abend! Alles gestern Abend! Freilich gestern Abend!" seufzte der Baron. „Das war ein merkwürdiger Abend."

„Ein sehr merkwürdiger Abend, Excellenz!" hörte man jetzt Goldasts feines Stimmchen. „Der schlechteste Abend meines Lebens. Nachdem ich den ganzen Tag unermüdlich auf dem Stockfischfang gewesen war, mußte ich hungrig und sogar als Demagog in's Polizeigefängniß wandern, ich mit meinem Ihnen nun bekannten Plan als Demagog! während diese beiden jungen Herren köstlich schmausten."

„Ich konnte doch die für Herrn Sillig und den schlanken Stock angeschafften Gerichte nicht verderben lassen," bemerkte Frau von Villiers lächelnd.

„Und mein Mißgeschick dauert fort," klagte Goldast weiter. „Heute komme ich um die reiche Braut, wie gestern um den fetten Stockfisch."

„Es sind Leute da, mit denen Sie sich trösten können, mein Bester," sagte der Baron trocken zum trauernden Eßkünstler „Aber Sie wenigstens sollen heute entschädigt werden. Bleiben Sie zum Diner. Ich glaube, es gibt heute wieder frischen Stockfisch."

„Um Gotteswillen, machen Sie mir nicht trügerische Hoffnungen, Excellenz!" rief Goldast. „Sagen Sie nicht: ich glaube! Geben Sie mir Gewißheit, Excellenz!"

„Lilli, Du mußt das am besten wissen."

„Es kommen heute zwei ausgezeichnet schöne Stock-

fische auf unsre Tafel," versetzte das schelmische Mädchen. „Ich habe an Herrn von Goldast gedacht."

„Haben Sie?! O Sie Engel!" jubelte der wieder auflebende kleine Philosoph. „Nun so mögen Sie in Gottes Namen Eigenthum eines Glücklichern werden! Sie machen doch ein Haus? Sie geben doch Diners, Soupers, Dejeuners à la fourchette?"

„Herr von Goldast," sprach Leisnitz feierlich, „ich bitte Sie, das Arrangement der Hochzeitstafel zu übernehmen."

„Das ist ein Wort, Freundchen, das sich hören läßt!" schmunzelte das Zungengenie. „Ich gönne Ihnen die reiche schöne Braut. — Sie nehmen doch Actien auf meinen Reformationsplan?"

In diesem Augenblick ließ eine silberne Glocke ihren hellen Klang durch das Haus ertönen.

„Es wird zur Tafel geläutet," redete der Hauswirth die Gesellschaft an. „Ich hoffe, bei Tische werdet Ihr mir Aufklärung über manche mir noch dunkle Partie in dieser merkwürdigen Doppelliaison geben, Kinderchen."

„Ich will Ihnen ein offenes ehrliches Sündenbekenntniß ablegen, Onkel," sagte Leisnitz und blickte dabei Sillig scharf und bedeutungsvoll an. „Nichts, gar nichts werde ich Ihnen verschweigen. Ich bin leichtsinnig gewesen, ich habe, von einem Schurken verführt, gegen Sie gefehlt, aber Frau von Villiers hat mich mit sanfter kluger Hand wieder auf den rechten Weg geleitet, und Linchen mir über Dinge die Augen geöffnet, die auch Sie nun im rechten Lichte sehen sollen."

Der Baron von Geisheim bot der Frau von Villiers galant den Arm, neben ihnen gingen Bernhard und Goldast ebenfalls Arm in Arm, und der

Erstere verschwendete alle möglichen Galanterieen als an seine Dame, an den Letztern. Hinterher gingen Leisnitz und Karoline. Als sie nun so auf dem Wege nach dem Speisesaale waren, trug ein Diener einen gesottenen dampfenden frischen Stockfisch an ihnen vorüber. Augen, Nase, Mund und Herz gingen dem kleinen Eßkünstler auf. Er schnüffelte mit Wohlbehagen, schnalzte mit der Zunge, und aus den Augen und Mundwinkeln lief ihm Wasser. „Victoria!“ sagte er halb leise. „Ich habe den Fisch gefangen!“

Da bog sich die schöne Witwe mit bezaubernder Grazie und dem süßesten Ausdruck von Schelmerei zu Bernhard hinüber und flüsterte ihm zu: „Victoria! Ich habe den Fisch gefangen!“

Leisnitz hörte es und raunte seinem Linchen zu: „Victoria! Auch ich habe ein nettes Fischchen gefangen!“

„Ja und Sie tragen es in einem niedlichen Körbchen der Frau von Villiers heim,“ versetzte Linchen lachend.

„Warte, Schelm!“ Und er küßte ihr den Mund zu.

„Es hätte doch anders kommen sollen!“ sagte der Baron leise mit einem Anfluge von Schmerz zu seiner reizenden Begleiterin.

„Wie denn?“ fragte sie. „Ich verstehe Sie nicht, Baron.“

„Fühlen Sie sich wirklich glücklich im Besitz des jungen Springinsfeld?“

„Unaussprechlich!“ versetzte sie mit leuchtenden Blicken.

„Nun so gratulire ich herzlich. Bernhard ist ein kreuzbraver Junge, und im Ehejoch wird Euch die Demagogie schon vergehen. Ihr werdet gemeinschaft-

lich einsehen, daß man dem Vaterlande auf eine weit vernünftigere Weise nützen kann und soll."

„Ich bin kreuzfidel, wie ein Demagog!" jubelte Geldast, als sie sich an die schön geschmückte Tafel setzten „Heute ist mein erster Reformationstag. Wer kauft Actien?"

Sillig, der allein im Salon zurückgeblieben war, überlegte kurz, daß es besser sei, Leisnitz' Sündenbekenntniß und die versprochenen Aufklärungen in diesem Hause nicht abzuwarten. Er entschloß sich also schnell, sein Heil in der Frömmigkeit weiter zu suchen, und zuzusehen, ob nicht irgend ein vornehmer Herr einen frommen Secretär oder Geschäftsführer brauche. Auf der Treppe begegnete ihm der alte Jakob und sagte: „Ich gratulire!"

„Wozu?" fragte der flüchtige Secretär.

„Dazu, daß Sie die lästige Sorge um das Irdische glücklich losgeworden sind," versetzte der Alte lachend und fügte im parodirenden Pathos hinzu: „Sehet die Lilien auf dem Felde und die Sperlinge auf dem Dache! Sie säen nicht, sie spinnen nicht —"

„Dummkopf!" schimpfte Sillig und war im Nu die Treppe hinab.

„Es ist ihm vergangen, mich bekehren zu wollen," lachte der alte Kammerdiener und ging weiter. Als er die Thür des Speisesaals öffnete, stießen sie drinnen eben die vollen Gläser klingend aneinander und riefen, wie mit einer Stimme:

„Es lebe der Stockfisch!"

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Elfter Band:

Der Freibeuter.

Erster Theil.

Zweite Auflage.



Leipzig,
Ernst Keil.
1861.

Der Freibeuter.

Von

Ludwig Storch.

Erster Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1861.

1.

Eine Menschenfalle.

Vor dem Dammthore in Hamburg in einem jener wüsten Wirthshäuser, welche man im vorigen Jahrhundert mit dem Namen Kaffeehäuser beehrte, obgleich sie eigentlich nichts weiter waren, als schmutzige Spelunken und Aufenthaltsorte roher Seeleute, lüderlicher Soldaten und andern nichtswürdigen Volks, in einer solchen Pandorabüchse hockte ein Haufen junger und alter Gesellen um einen Tisch, theils mit behaglichen gemeinen, theils mit abgespannten geistreichen Gesichtern, in welche das Laster mit scharfem Pfluge Furchen gezogen und Todessaat gestreut hatte. Man sah bald, daß sie ein damals beliebtes Hazardspiel, Basset, mit all' jener Leidenschaft spielten, welche sich nicht allein in wilden Geberden, giftigen und fröhlichen Blicken und geballten Fäusten, die die eichne Tischplatte zu zersplittern drohten, sondern auch in Flüchen und Verwünschungen, aus deren Art man Stand und Gewerbe des Mannes abnehmen konnte, und im Genusse des Grogs und Branntweins kund that und augenfällig genug äußerte. In der Stube sah's eben so übernächtig aus, wie in den Zügen der Spieler, obgleich die späte Herbstmorgensonne, gleichsam darüber verwundert, sich Mühe gab, durch die schmutzigen, blinden und mit altem Papier geflickten Fensterscheiben zu blicken, was ihr inzwischen nicht so gelang, wie einem

baumlangen Kerl in dänischer Lieutenantsuniform, welcher sein kupferrothes Gesicht an den untern Fuß des einen Schiebefensters legte und mit großen schwarzen Augen die Stube durchmusterte. Diese schmunzelnden Augen blieben an einem schönen Jüngling hängen, der am Spieltisch mit zitterndem Krampf die Karten faßte und mit ängstlichem Blick in die bunten Blätter starrte, nichts weiter gewahrend und beachtend. Seine hohe Stirn, zwar von der Sonne verbrannt, zeigte doch in den Winkeln der Schläfe, in den bedeutungsvollen Falten über den zarten Brauen und in den Nasenwinkeln eine feine bläuliche Haut, seine Nase war eine von denjenigen, welche man mit dem Beiworte „vornehm“ zu bezeichnen pflegt, d. h. sie war mäßig groß, sanft gebogen und verlieh dem Gesicht etwas Würdevolles. Ein paar blaue Augen verkündeten milden Sinn und Verstand, obgleich sie jetzt von Leidenschaft und Schlaflosigkeit erhitzt, trüb auf dem unseligen Papier schwammen. Mit dem übrigen Gesicht stand der Mund im Widerspruch. Scharf geschnitten und in den Winkeln herabgezogen, schien er Hohn, und im Aufwerfen der Unterlippe Trotz zu verkünden. Die Lippen entbehrten jener frischen Röthe, welche in diesen Jahren sie gleichsam zu zwei Purpurrosen umwandelt, die verlangend und reizend den Lippen-Rosen der Geliebten entgegenblühen. Die Blüthen dieses Jünglings schienen von einer vorzeitigen Sommergluth gewelkt zu sein. Wenn man den Widerspruch in dem interessanten Gesichte übersah, so schien es, als sei Kälte über die Gestalt ausgegossen, die an Theilnahmlosigkeit grenzte, aber bei genauerer Betrachtung konnte keinem Beobachter das leise fieberhafte Zucken entgehen, das über das Gesicht fuhr, wie ein fernes Wetterleuchten über den abendlichen Sommerhimmel; auch

sprachen die kalten Schweißtropfen auf der blassen Stirn, die krampfhaften Bewegungen der Hände und das öftere Wechseln des Platzes auf der Bank genugsam von innerer Bewegung. Wenn er von den vor ihm liegenden Goldstücken an die Mitspieler auszahlte — und das geschah fast nach jedem Spiele — zitterte er merklich. Um den Tisch saßen Gesichter, die den Stempel der Gaunerei an der Stirn trugen, doch war auch manches Bessere dabei. Zu letzteren war ein Mann von mittlerer Größe mit anziehendem Gesicht zu rechnen, dessen Alter sich höchstens in die letzten der zwanziger Jahre verstieg. Aus seiner gedrungenen Gestalt, seinen raschen Bewegungen, seinem feurigen Blick ging ein großer Vorrath von physischer wie psychischer Kraft hervor. Er trug einen an den Aufschlägen der Aermel mit Gold gestickten Sammetrock, feine Manschetten und ein zierlich gefaltetes Hemd. Die Locken einer zierlichen Perrücke fielen auf seine Schultern. Die lächelnden Blicke dieses Mannes waren jezuweilen scharf auf den bleichen jungen Mann gerichtet, der sein Geld im Spiele verlor. Aber auch noch zwei Andere blickten diesen an, die neben dem feingekleideten Mann zur Rechten und Linken saßen, ein schmächtiger, langer, auch gut, obgleich nicht kostbar gekleideter Mann mit großen hervortretenden Augen und ein dickes ältliches vergnügtes Vollmondsgesicht. Beide flüsterten dem Mittleren zu, fixirten den leidenschaftlichen und mit Unglück spielenden Jüngling, und der Dicke trank dann mit Wohlbehagen aus seinem Kruge.

„Er verschießt jetzt die letzte Munition,“ sagte der lange Blasse leise; „seine Fregatte hat starke Breschen, und ich glaube nicht, daß er ein Boot aussetzen kann, um sich zu salviren.“ Auf einen Wink des Nachbars

schwieg der Sprecher; sie nahmen die Karten wieder zur Hand; der Jüngling verlor sein letztes Geld, griff hastig und mit einem verzweifelten Ausdruck in die Tasche und langte zu Aller Erstaunen eine goldene Dose hervor.

„Ich habe kein baares Geld mehr bei mir," sprach er deutsch, obgleich mit fremdem Accent, „wie hoch taxiren die Herren die Dose?" Sie ging von Hand zu Hand; Einer bot dreißig Reichsthaler darauf, ein Anderer fünf mehr. So kam sie auch in die Hand des dicken Zechers, der seinem vornehmen Nachbar mit Kennermiene zunickte und die Dose hinhielt.

„Ich gebe funfzig Reichsthaler," sprach dieser, und der junge Mann nickte Gewährung. Der Meistbietende zog eine von Goldstücken strotzende Börse, und einen Augenblick darauf lag das Geld auf dem Tische, und die Dose war in des Käufers Händen. Sogleich begann das Spiel wieder; man schrie und tobte, und der junge Mensch verlor.

„Das war nur ein Palliativ," flüsterte der Dicke. „Der Brand ist an der Wunde; da hilft kein Schnitt. Mit der Dose könnt Ihr das Bürschchen gleich fangen, Kapitän. Das ist eine Lockspeise, denn er gab sie nicht gern her."

„Er takelt bald ab," brummte der Lange auf der andern Seite. „Die Kerls beschießen das Schifflein, als ob sie mit uns im Einverständniß wären. Die Prise ist unser. Nehmt sie nur gleich im Namen unsers Königs in Besitz, Kapitän."

Der Kapitän nickte beifällig, das Gold des Jünglings schwand, während Schweiß von seiner Stirn troff.

Unterdessen war das kupferrothe Gesicht wieder am Fenster sichtbar geworden; Einer schob es auf und

raunte dem vierschrötigen Kerl draußen zu: „Die Krabbe hat noch funfzig Reichsthaler Succurs erhalten, aber ich denke, das war der letzte Stoßseufzer. Wir haben ihm nicht schlecht zugesetzt. Bald ist das Fischlein ohne Wasser, und wenn der Köder bei der Hand ist, beißt's an."

„Was ist der Bursche für ein Landsmann?" fragte der Offizier.

„Das hat noch keiner von uns klar kriegen können."

„Ein Deutscher wohl nicht, sonst spräche er nicht so fremd. Dem Gesicht nach hätte ich ihn für einen Franzosen gehalten, aber dazu spricht er das Deutsche zu gut. Der Kleidung nach ist er ein Engländer. Wenn man ihn so ansieht, sollte man meinen, er sei vornehmer Leute Kind, dazu will sich aber der alte Rock und das abgetragene Kamisol nicht passen. Hingegen läßt sich auch in Betracht derselben nicht begreifen, wie er zu der goldenen Dose gekommen sein mag."

„Hast Du nicht herausgebracht, zu welchem Zwecke er nach Hamburg gekommen ist?"

„Nicht die Spur!"

„Es scheint noch allerlei Volk drinn zu sein, das uns noch ein Hinderniß in den Weg legen könnte. Mohrenelement! ich brenne vor Verlangen, diesem Burschen den bunten Rock anzupassen. Kennst Du den Kerl in der gepuderten Perrücke nicht?"

„Er kommt mir bekannt vor, aber Ihr könntet mir einen Monat doppelte Löhnung versprechen, ich wüßte nicht zu sagen, wer er ist. Wenn ich seine Aussprache mit seinem Gesicht und seiner übrigen Gestalt vergleiche, so komme ich auf den Gedanken, daß er ein Irländer ist. Er hat die Dose gekauft und ließ bei

Gelegenheit einen gespickten Beutel voll Louis sehen; sein Kamerad zur Rechten ist sicherlich Seemann, das hab ich' ihm aus ein paar Worten abgemerkt; vielleicht gehört er zu dem schwedischen Kaper, der sich am verwichenen Montag in Cuxhaven vor Anker gelegt hat."

„Mordelement! kein Hund von Schweden weiter wagt's sich den Dänen so auf die Nase zu setzen, wie der Kapitän John Norcroß, und ich wollte gleich mein Portepée dran setzen, Norcroß ist's, der sich nach Cuxhaven wagt und ruhig hinlegt, als wäre Dänemark so weit wie die Insel der einäugigen Leute. Ich verspüre Lust seine Bekanntschaft zu machen, obgleich er den Dänen schon viel Schaden gethan, und sollt' ich auch meinen Rekruten drüber verlieren."

„Bei Leibe nicht!" versetzte der am Fenster. „Herein dürft Ihr nicht, Lieutenant Kreuz; ich verlöre am Ende meine Extralöhnung, und Ihr könnt's glauben, es wird einem Spion sauer genug gemacht, solch Stück Wildpret aufzutreiben und einzukreisen. Man verdient sein Geld ehrlich und redlich dabei."

„Mordelement! bleib' mir mit Deiner Ehrlichkeit vom Leibe! Das klingt, als wenn ich von meiner Gottesfurcht reden wollte. Sag' lieber, soll ich meinem Tambour einen Wink geben?" der Spion wandte den lauernden Blick wieder nach innen und beobachtete die Mienen und Bewegungen des jungen Menschen, dessen breiter Hut jetzt wie in Verzweiflung zurückgeschoben war. Der Kerl nickte dem Lieutenant mit satanischer Freude zu, denn er hatte bemerkt, daß das Geldhäufchen verschwunden und der Jüngling wahrscheinlich rein ausgebeutelt war; doch wartete er noch einige Augenblicke, um zu erspähen, ob das Schlachtopfer nicht noch eine Resource habe. Wirklich riß der Jüng-

ling, als er sein letztes Geld verloren hatte, das Wamms auf und griff mit Heftigkeit nach etwas, das er auf der bloßen Brust trug. Die ihm zunächst Sitzenden gewahrten, mit den Augen die Bewegung des Jünglings verfolgend, eine Brieftasche oder Etui von rothem Maroquin; die Falschspieler meinten, er werde aus demselben eine Banknote hervorziehen, und ihre Gesichter verschoben sich schon zu einem grinsenden Lächeln, gleichsam zum Gruß der neuen Beute. Auch der Spion hatte das rothe Büchlein bemerkt und machte gegen den Offizier unter dem Fenster eine halb freundliche, halb ärgerliche Bewegung. Aber indem alle die gierigen Augen erwartungsvoll an der Hand des Jünglings hingen, schien diese von einem Starrkrampfe befallen, der sich auch den übrigen Körper mittheilte; denn der erst so Regsame saß jetzt wie eine Bildsäule mit erdfahlem Gesicht und erloschnem Auge. Zuerst fing die Unterlippe an leise zu zittern, dann die Hand. Diese bebte bald so stark, als habe er sie an einen Dolch zum Vatermord gelegt und in demselben Momente sei das ganze Gewicht der entsetzlichen That, die er zu begehen im Begriff stehe, in sein Bewußtsein hineingestürzt und erfülle ihn nun mit Abscheu vor sich selbst. Dieser Zustand hatte unter dem schweigenden Staunen der Zuschauer kaum ein paar Augenblicke gedauert, als er das Etui rasch und mit einem schmerzlichen Seufzer wieder zurückstieß, das Hemd darüber zog, das Wamms zunestelte und sogar den Rock, der bis jetzt immer aufgestanden hatte, bis über den Bauch zuknöpfte, gleichsam als wolle er einen theuern Schatz den profanen Blicken der ihn umgebenden Gesellschaft dadurch auf immer verbergen.

„Ich muß vom Spiele abtreten," sagte er dann

mit erzwungener Gleichgültigkeit; „die Herren sehen, daß ich mein Letztes verspielt habe."

„Laßt losschlagen, Herr Lieutenant," flüsterte der Spion zum Fenster hinaus, und ging dann mit freundlichen Geberden auf den Jüngling zu.

„Wenn Ihr ein kleines Dahrlehn von einem ehrlichen Manne annehmen wollt," sagte er geschmeidig, indem er die Börse zog, „so bin ich gern erbötig, Euch zu helfen. Ich kenn' Euch zwar nicht, doch sagt mir Euer Gesicht, daß ich's ebenfalls mit einem Braven zu thun habe, Nehmt hin! Mag es Euch mehr Glück bringen, als Euer eignes Geld!"

„Ich würde es Euch nicht wiedererstatten können, wenn ich es verlöre, wie meine Goldstücke, und es ist einmal mein böser Tag," versetzte der Jüngling fest und schob die Börse zurück. Eben stand der fein gekleidete Kapitän von der andern Seite des Tisches auf und kam ebenfalls auf den Jüngling zu.

„Mein Herr," sprach dieser, „das Glück hat Euch heute nicht begünstigt; vielleicht bringt Euch entlehntes Geld Euer eigenes wieder ein — man hat ja den Glauben — erlaubt mir, Euch diese funfzig Thaler vorzustrecken!"

„Ich habe dieselbe Güte schon ein Mal abgelehnt," versetzte der Jüngling mit Würde, indem er auf den Spion deutete, „und es würde für diesen Herrn beleidigend sein, wollte ich von der Euerigen Gebrauch machen. Auch muß ich Euch gestehen, daß, wenn ich das Geld wiederum verlöre, ich nicht im Stande sein würde, es Euch zu ersetzen."

„So geb' ich Euch mein Wort, daß dann der Schuldbrief zerrissen ist."

„Ich aber würde des ungeachtet Euer Schuldner

bleiben, und nichts ist mir drückender als Verbindlichkeiten, die ich nicht lösen kann."

Während dieser Worte schickte sich der junge Mann an, das Haus zu verlassen. Man sah, welche Gewalt er sich anthat, nicht die Fassung zu verlieren. Der Kapitän näherte sich ihm von neuem, um ihm, wie es schien, etwas heimlich zu sagen; der Spion blickte ungeduldig nach dem Fenster. In diesem Augenblicke ließ sich ein Tambour mit gewaltigen Trommelschlägen auf der Straße vernehmen; zwischen dem Lärm der Trommel vernahm man das Jauchzen und Rufen einiger Männerstimmen. Dieser Ton schien auf die Versammlung einen eigenen Zauber auszuüben; denn es entstand sogleich ein lustiges und ausgelassenes Rufen und Schreien.

„Was ist das?" fragte der Jüngling erstaunt den Spion.

„Die dänische Werbetrommel" versetzte dieser. „Und weil unter der dänischen Fahne das beste Leben von der Welt ist, so eilen ihr viel junge lustige Gesellen zu. Hört nur wie sie jubeln!"

Im Gesicht des jungen Mannes, der zum Fenster geeilt war, blitzte es auf. „Der Lieutenant Kreuz zahlt ein gutes Handgeld," fuhr der Versucher fort, der ihm gefolgt war; „je nachdem der Mann ist, gibt er dreißig bis funfzig Reichsthaler. Und ein vergnügtes Leben ist in Dänemark! Da weiß man nichts von der Hungerleiderei und Strenge des Schwedenkönigs; alles ist vollauf und der Soldat hat seine Freiheit!"

Auf der Straße schritt der lärmende Zug am Hause vorüber. Vorweg der Tambour, das Kalbfell erschütternd, dann der lange Lieutenant, in der linken Hand einen vollen Geldsack, auf welchen er mit der

Rechten deutete, wozu er eine Einladung zu den Diensten des Mars und der Bellona unter den Fahnen seines Königs hören ließ, wofür er Geld und alle möglichen Lebensfreuden in schmucklosen Kernausdrükken versprach. Ihm auf den Fersen trug ein Fahnenjunker die Fahne mit dem dänischen Wappenbild; zur Seite ein Unteroffizier mit neuen Soldatenröcken, und unter der weithin schattenden Fahne taumelte ein Häuflein berauschten Volkes, in dessen Händen man noch den Freudenbeschwörer erblicken konnte, die Schnapsflasche. Mit schweren Zungen priesen sie das Glück, das ihnen zu Theil geworden und zeigten den Vorübergehenden und den an den Fenstern Sehenden den neuen Rock, den sie im Arme trugen.

„Bei diesen Truppen könntet Ihr es bald zum Offizier bringen, mein Herr," redete der Spion dem Jünglinge zu, aber dieser hatte schon die Thür in der Hand und schob den Kapitän zurück, welcher ihm den Weg vertreten wollte. Zwar bemühte sich Letzterer noch einmal, den Flüchtling aufzuhalten, aber er entwischte seinen Händen, ohne auf einen Zuruf zu hören, und stürzte hinaus, auf die martialische Gestalt des Lieutenants zu. Augenblicklich verstummte die Trommel.

„Wenn's Euch gefällig ist, mein Herr," redete der Lieutenant den Jüngling an und griff an den Hut, „so nehmt diese Goldstücke, geprägt mit dem Bildniß Seiner Majestät, unseres großmächtigsten Königs Fredericus Quartus, und diesen Rock, der Euch vortrefflich passen wird."

Der Jüngling nahm schweigend das dargebotene Geld, faßte den Rock, welchen ihm der Unteroffizier bereits auf den Arm gelegt hatte und stellte sich unter die Fahne, fröhlich begrüßt von seinen neuen Brü-

dern. Die Trommel rasselte, und der junge Mann schritt in sich gekehrt im Zuge, welchem sich Einige aus dem Kaffeehause angeschlossen hatten, vergnügt, daß ihnen der Fang so leicht geworden war.

2.

Schrauberei.

Aus der Wirthsstube verlief sich die listige Gesellschaft. Jene drei Zusammensitzenden blieben allein.

„Bei allen Donnerwettern, die unserem guten Graf-Mörner schon über das Verdeck gekommen sind und noch kommen werden!“ rief der hagere Mann ärgerlich, „Ihr habt in diesem Burschen Euch eine gute Prise vor der Nase wegschnappen lassen, Kapitän. Auf dem Wasser, merk' ich wohl, versteht Ihr Euch besser auf die Kaperei als auf dem Lande, und dieser Dänische Schlagtod, der wie ein flotter Dreidecker im schönsten Fahrwasser und mit dem besten Winde vorüberstrich, hatte viel Boote ausgesetzt, die ihm die Prise einfingen und zuführten.“

„Laßt es nur gut sein, Lieutenant Gad,“ versetzte der Kapitän ruhig, „ich habe meine Absichten auf diesen seltenen Vogel noch nicht aufgegeben. Es ist wahr, ich hätte vielleicht den jungen Mann schon aufbringen können, aber wir hatten alle drei nicht beachtet, daß wir von dänischen Spionen umgeben waren, und Meister Habermann weiß doch sonst Ochsenfleisch von Men-

schenfleisch schon durch den bloßen Geruch zu unterscheiden."

Dabei verbeugte sich der Kapitän lächelnd gegen den dicken Man, welcher gemächlich die Reste seiner Flasche verschluckte und dann eben so langsam als ruhig antwortete: „Ich kenne einen Mann, der, mit Verlaub zu sagen, alles Fleisch vortrefflich kennt, doch nicht eher, als bis er's unter dem Messer hat, und dieser Mann ist, mit Verlaub zu sagen, kein anderer, als der Schiffschirurgus, Gabriel Habermann, Euer gehorsamer Diener, Kapitän Norcroß. Der Kerl mag aussehen wie er will, so laßt mich ihm nur ein Bein absägen, oder eine Kugel aus dem Leibe schneiden, so will ich gleich sagen — und wenn er das Maul nicht aufthäte — ob's ein französischer Geißbock, ein dänischer Ochs, ein deutsches Schwein oder ein englischer Schöps ist; fiat applicatio, sagen wir Lateiner."

„Habt Ihr bedacht, Meister Habermann, daß ich selbst von Geburt ein Engländer bin, und Ihr mich demnach unter jener allgemeinen Bezeichnung nothwendig mitverstehen müßt?" scherzte der Kapitän.

„Oho! bei allen Häringen der Westsee!" polterte der Lieutenant und schlug mit beiden Fäusten lachend auf den Tisch. „Meister Habermann pflegt stets auf seine deutsche Abkunft stolz zu sein, und fürwahr, sein beliebter Vergleich trifft in keiner Hinsicht besser, als in Bezug auf seine eigene werthe Person."

Der Schiffschirurgus, erst in Verlegenheit, daß er sich des Kapitäns ihm wohlbekannter Abkunft nicht erinnert, gerieth über des Lieutenants grobe Bemerkung in Wuth. Seit lange war er nicht in so heftiger Gemüthsbewegung gewesen, die ganze Aeußerung seiner lebendig gewordenen Affecten bestand aber in

weiter nichts, als in einem dem Lieutenant bösen zugeworfenen Blick, und den Worten: „Mit Verlaub, Lieutenant, seht Euch vor, mich nicht einmal für einen Eber zu halten, der Euch mit den Hauern in's Fleisch fährt!“ Dann verzog sich sein Gesicht wieder in die Falten jener Bonhomie, die mit der Welt und sich selbst in Frieden lebt, wenn ihr die genießbaren Schätze der Küche und des Kellers täglich und stündlich ohne langweilige Beschwörungen zu Gebote stehen, ja als der Kapitän und der Lieutenant noch zu lachen fortfuhren, hielt es der Schiffschirurgus für das Beste, mit einzustimmen, weil ihm dies der Nothwendigkeit überhob, sich bei dem Kapitän wegen der Beleidigung zu entschuldigen, die er ihm als gebornem Engländer angethan zu haben wirklich vermeinte.

„Im Ernst,“ sagte Kapitän Norcroß, „es thut unserm Graf-Mörner Noth, daß er complettirt werde; seit uns der Lieutenant Collin in Marstrand ein Dutzend meiner Leute verführt und davon gelaufen ist, und ich gezwungen war, meinen Kapitänlieutenant in's Gefängniß legen zu lassen, läuft unsere Fregatte wie ein Windhund auf der See. Und wenn auch Lieutenant Gad bei unsrer nächsten Ankunft in Stockholm durch des Königs Gnade avancirt, so fehlt es uns doch immer noch an ein paar tüchtigen Köpfen und an einer Schaluppe voll handfester Burschen, die wir an die Ruderbänke und Kanonen stellen können.“

„Gabriel Habermann müßte sich schlecht auf das menschliche Antlitz verstehen, welches doch von Fleisch und Bein ist, wie jeder andere Theil des Korpus,“ bemerkte der Schiffschirurgus mit einem schelmisch lächelnden Blick auf den Lieutenant, „wenn er, mit Verlaub zu sagen, nicht gesehen hätte, daß sich der junge

Mann, welchen der dänische Lümmel am Schlepptau mit fortgezerrt, nicht vortrefflich zum Kapitänlieutenant des Graf-Mörner passe, und Ihr würdet wohl thun, Kapitän, wenn Ihr alle Segel aufhißtet, um diese Brigg noch aufzubringen."

„Niemand in der Welt, der sich besser auf die menschliche Physiognomie versteht, als Meister Habermann, könnte Euch doch bessern Rath ertheilen, als er, der ehrenwertheste aller Fleischkenner und Fleischschneider," sagte der Lieutenant giftig, „denn ich wollte meinen Lieutenantsdegen dran setzen, der fremde junge Mann war ein Chirurgus, der in Paris oder sonst auf einer berühmten Universität seine Studien absolvirt hat und zum Doctor promovirt worden ist. Trug er denn nicht sein kostbares Bindezeug in der Seitentasche seines Rocks und zog er es nicht hervor, um es zu versetzen? Hernach gereute ihn dieser vorschnelle Vorsatz, weil er sich durch Ausführung desselben um's Brot gebracht hätte; denn jedenfalls gedenkt er seine Kunst auszuüben; aber was wäre ein Chirurgus ohne Messer, Scheere, Aderlaßschnepper, Lanzette, Pincette u. s. w.? Nichts mehr und nichts weniger, als was ein Maler ohne Farben und Pinsel sein würde. Wie Euch also Meister Habermann wohlmeinend gerathen, Kapitän Norcroß, unterlaßt um unsrer Kaperehre willen nicht, auf diese rothe Flagge Jagd zu machen — ich meine die Aderlaßbinde des jungen Doctors der Chirurgie — und sie aufzubringen, damit uns nach einem Gefechte nicht fernerhin die Hälfte der verwundeten Leute unter dem Messer stirbt. Nebenbei wird Euch der junge Doctor auch schon die Dienste eines Kapitänlieutenants versehen, und ich wüßte in der Welt nicht, woher Ihr ein brauchbareres Subject für den Graf-Mörner aufbringen wolltet, einen so treffli-

chen Mann, der im Treffen die Leute mit dem Degen commandirt und zum Siege treibt, nach dem Treffen aber mit dem Messer bedient und zum Leben bringt. Nein, wahrlich! bei aller lobenswerthen und nicht zu verachtenden Geschicklichkeit des Meister Habermann muß man doch sagen, daß sie solcher vielseitigen Brauchbarkeit nicht werth ist, die Schuhriemen aufzulösen, und unsers ehrenfesten Schiffschirurgus bekannte Bescheidenheit wird dies selbst löblicherweise zugestehen keinen Augenblick Anstand nehmen."

Des Chirurgen Gesicht zeigte Spuren von Aerger.

„Ich werde jedem Geschickteren nicht minder weichen als Ihr, Lieutenant Gad!" rief er aufstehend, ließ sich eine Schale Kaffee reichen und brannte eine Thonpfeife an, damit ihm die Alteration nichts schade, denn Kaffee und Taback galten damals noch als Präservative für alle Uebel.

„Ich fühle mich Euch beiden, meine Herren, zum lebhaftesten Danke verpflichtet," sagte der Kapitän, „und fürwahr, ich werde nicht ermangeln, Euren Rath zu befolgen, Meister Habermann, den Lieutenant Gad so eifrig unterstützt. Wir sind ohnedies schon einen Tag zu lange in Hamburg, und werden gehen, die Berichte unsrer Spione abzuhören. Läßt sich nur irgend etwas Fangbares auf dem Wasser sehen, so wollen wir ohne Weiteres in See stechen. Es verlangt mich, Seiner Majestät, unserm Könige, wieder einmal Bericht abzustatten von meiner Thätigkeit, und vom rothen Munde der stockholmer Damen Küsse zu naschen."

„Wer's doch so weit gebracht hätte, wie Ihr!" rief der Lieutenant mit einem Anstrich von Neid, „des Königs Gunst im vollen Maße, des braven Görz Freundschaft, die Gewogenheit der Damen von Stande,

und freien Willen zu thun und zu lassen was Euch beliebt. Was könnt Ihr weiter wünschen?"

„Beständigkeit des Glücks," versetzte Norcroß ernst, „und stets so wackre Männer und gute Freunde um mich, wie Ihr, meine Herren." Und damit reichte er rechts und links die Hand dem Lieutenant und dem Schiffschirurgus. Sie bezahlten die Zeche und verließen das Kaffeehaus.

3.

Der dänische Rekrut.

Der in die Schlingen des Werbers gefallene junge Mann folgte mit entschlossenem Schritte der dänischen Fahne, die ihn nach Altona führte. In seinen Zügen hatte die frühere Verzweifelung über den Verlust seines Geldes dem Trotze Platz gemacht, der ein widriges Verhängniß herausfordert.

Die neuen Kameraden versuchten vergeblich, ihm ihre Herzstärkung aufzudringen, er wies die funkelnden Flaschen zurück und schien zur Erlangung eines festen Muthes nicht solcher Mittel zu bedürfen; auch ließ er sich nicht auf ihre zudringlichen Fragen ein, sondern ging still vor sich hin, nur dann und wann, von den Andern unbemerkt, das große Auge dem Himmel zugerichtet, als wolle er damit eine Frage an das dort waltende Schicksal richten.

Lieutenant Kreuz fühlte sich endlich bewogen, sich herabzulassen und den neuen Dienstmann der Krone

Dänemark mit einigen ermunternden Worten anzureden.

„Mordelement! Was da! Kamerad, Du machst ein Gesicht, wie eine Katze beim Donnerwetter. Trink' einmal aus meiner Feldflasche und öffne mir dann Dein Herz. Dies Labsal ist zugleich eine auflösende und abtreibende Arznei; alle Sorgen schwinden vor seinem Geiste wie Nebel, jede Noth fliegt in die Luft wie ein Schuß Pulver. Ich wollte mein Portepée dran setzen, daß Christ der Herr den Besessenen ein Quart Branntwein eingegeben und also die Teufel ausgetrieben hat."

Er schlug eine rohe Lache über seinen Witz auf, und hielt seine Flasche dem neuen Rekruten hin. Dieser machte aber nicht die mindeste Bewegung danach, sondern sah mit vornehmer Verachtung auf den Werbeoffizier. Um seinen höhnisch verzogenen Mund spielte ein spöttischer Zug, den aber der Lieutenant nicht zu verstehen vermochte. Vielmehr rief dieser: „Na, Bursche, Du brauchst nicht so schüchtern zu sein! Mordelement! Zottelkopf, sei nicht so blöde und trink', in's Teufels Namen! mit dem berühmten Lieutenant Kreuz aus dessen Feldflasche. Es wird Dir Ehre bringen, und kannst Du Dich dessen beim Regimente rühmen, so werden die andern Respect vor Dir bekommen; denn mich soll gleich ein Vierundzwanzigpfünder in Stücken zerreißen, so groß wie eine Flintenkugel, wenn ich jemals einem frisch von mir geworbenen Rekruten meine Feldflasche geboten habe. Aber Du hast mir vorgestern schon in die Augen gestochen, mein Junge, und ich könnte Dir viel zu Gefallen thun."

„Habt Ihr mich denn schon vorgestern gesehen?" fragte der Rekrut erstaunt.

„I freilich, Bübchen," versetzte der Offizier schmun=

zelnd. „Die Sache ist ja nun abgemacht — und laß nur gut sein. Du sollst's gut haben in dänischem Brot. Wir sind gute Freunde. Na, aber nun trink'! oder Mordelement! ich schmeiß' Dir die Flasche an den Kopf."

Der Jüngling that als ob er einen Schluck nähme, in Wahrheit aber glitt kein Tropfen des ihm verhaßten Getränks über seine Lippen; einen Augenblick schauderte er bei der durch des Offiziers Reden ihm gewordenen Einsicht, daß er mit List in eine Falle verlockt worden sei, aus welcher keine Rückkehr möglich.

Im nächsten Augenblick erfüllten andere Gedanken seinen Kopf, die ihm seinen unfreiwilligen Schritt als eine bittersüße Nothwendigkeit bezeichneten und als Rache an den Verfolgungen seines Schicksals vorspiegelten. Der frühere Trotz kehrte wieder, und Vorsätze seltsamer Art keimten in seinem Geiste auf, die ihn zuletzt mit wilder Freude erfüllten, bald als gemeiner Soldat unter den Fahnen des Dänenkönigs zu stehen.

„Hast Du doch genippt, wie ein Vöglein aus der Quelle," lachte der Lieutenant; „Du mußt's anders lernen unter dänischem Commando," und damit that er einen tüchtigen Zug aus der Flasche.

Nach diesem Beweise an seiner eigenen Person wandte sich der Lieutenant im vertraulichen Tone an den Rekruten: „Wir haben nun zusammen getrunken, nun wollen wir auch zusammen reden, und kein Mensch in der Welt kann behaupten, daß Anton Kreuz nicht dessen Freund sei, mit welchem er aus einer Flasche getrunken hat. Mordelement! Junge, Du sollst mir nicht einwenden, es schicke sich nicht für mich, mit einem Rekruten aus meiner Flasche zu trinken und Freundschaft zu schließen; ich weiß, was ich zu thun

und zu lassen habe; und so weiß ich denn auch, daß Du, ehe das Neujahr herbeikommt, den dänischen Lieutenantsdegen trägst, so gut wie ich, und bei allen vierundzwanzigpfündigen Donnerwettern, mir will schon ahnen, als müßt' ich zu Dir sagen: mit Permission, gnädiger Herr Hauptmann. Ha, meinst Du nicht auch, Bursche? Bei meiner Ehr' und Treu', das sehe ich Dir an der Nase an, und es soll mich Keiner Lügen strafen, so wahr ich ein gescheiter Kerl bin!"

„Desto besser für mich," versetzte der Jüngling; „ich würde Euerer Prophezeihung bestens gedenken."

„Würdest Du, braver Junge?" lachte der Lieutenant seelenvergnügt. „Na, das ist ein ächtes Soldatenwort. Darauf müssen wir noch Eins trinken." Und von neuem nöthigte er dem Rekruten die Flasche auf und sprach, nachdem derselbe wieder scheinbar gezogen, dem gebrannten Wasser herzhaft zu.

„Nun haben wir von der Zukunft gesprochen; jetzt laß uns auch von der Vergangenheit reden! Mordelement! ich weiß ja noch nicht einmal Deinen Namen, Hallunke! Püppchen, wie heißt Du? Wenn ich ein Jüngferchen wäre, ich vergaffte mich in Dich. Wie ist Dein Name, Rekrut?"

„Joseph Flaxmann."

„Warum nicht lieber Flachskopf oder noch besser Flachkopf," sagte der Lieutenant, seinen flachen Witz belachend. „Soll ich Joseph Flaxmann in die Liste schreiben?" fragte er pfiffig blinzelnd.

„Wie Ihr wollt!" versetzte dieser trotzig.

„Du hast Recht, Bursche. Einen Namen muß doch Einer haben, bei dem man ihn ruft, übrigens gilt's gleich, was das für einer ist. Wer sich auf die rollende Kugel der Frau Fortuna stellt, wie ein junger Kriegsmann, braucht nichts mitzubringen, als ei-

nen ehernen Arm, eine stählerne Brust und eine steinerne Stirn, und in diesem Arme Kraft, einen schwedischen Dickkopf mit einem Hieb von einander zu spalten, in dieser Brust ein tapferes Löwenherz, das ohne Zagen einer spielenden Batterie entgegengeht, in dieser Stirn Verstand und Witz, einen guten Operationsplan zu entwerfen und eine Kriegslist gegen den Feind auszuhecken. Was Namen? mit diesen drei Dingen wird sich ein junger Mann schon einen Namen erfechten. Da sehe einer unsern weltberühmten Seehelden Tordenskiold an. Der hat Peter Wesel geheißen. Wer kennt Peter Wesel? Kein Mensch. Peter Wesel ist ein obscurer Name, und doch ist's des berühmten Mannes eigentlicher Name. Das macht, er hat sich durch seine Tapferkeit und ungeheure Thaten den prächtigen Namen Tordenskiold, zu deutsch Donnerschild, erworben. Unter diesem Namen kennt ihn alle Welt, obgleich er erst fünfundzwanzig Jahre alt ist. Doch sag' an, woher bist Du gebürtig, Joseph Flaxmann?"

„Aus — aus — — — ich denke, Herr Lieutenant Kreuz, es wird sich mit Geburtsort und Vaterland ebenso verhalten, wie mit dem Namen."

„Du hast wiederum Recht; bist ein pfiffiger Kerl, und wir verstehen uns schon; aber ich muß einen Geburtsort in die Liste eintragen. Der Mensch fällt doch nicht vom Himmel herab, fertig und bereit, dänischer Soldat zu werden." Der Lieutenant verschnaufte sich und wischte sich den Schweiß von der Stirn, denn so lange und zusammenhängend hatte er lange nicht gesprochen, dann sah er den Rekruten wieder fragend an und rief: „Mordelement! wird's bald?"

„Nun so schreibt von Burtehude."

„Gut, von Burtehude. Das ist nun Alles recht

schön, Joseph Flaxmann von Buxtehunde; so haben wir nun gesprochen, Du als Rekrute, ich als Offizier. Nun laß uns aber wieder als Freunde reden; denn wir haben zusammen getrunken. Du sollst nicht sagen, daß ich Dir nicht mit aller möglichen Aufrichtigkeit entgegengekommen bin. Unter Freunden darf kein Geheimniß sein. Sieh, ich bin ein geborner Holländer, ein Bauernsohn, und hab' manches Feld geackert. Ich hatte auch schon eine Frau — der Satan steh' ihr bei! — es war ein dummes Bauermensch. Da kam ein dänischer Werber in unser Dorf. Wir tranken zusammen und wurden des Handels bald eins. Ich ließ Greten mit ihren Bälgen mit Acker, Pflug und Karrn im Stich und ging nach Dänemark. Das sind nun sechzehn Jahre. Dann hab' ich mit gegen den schwedischen Löwen gefochten; erst setzte er uns die Krallen in's Genick, bald haben wir ihn auf die Tatzen geschlagen. Nachher wurd' ich Unteroffizier und nahm mir ein hübsches Weib. Ich merkt's, daß ihr Andre besser gefielen als ich, und meinem Grundsatze getreu: leben und leben lassen, hinderte ich sie nicht. Nach der Einnahme von Stralsund wurde ich Offizier und freite meine dritte Frau, die ich aber, als ich nach Lähmung meines rechten Armes durch einen verwetterten Schuß als Werbeoffizier hier angestellt wurde, nicht mit nach Hamburg nahm."

„Sind denn Euere beiden früheren Weiber gestorben?" fragte der Rekrut.

„I, bei Leibe nicht! Ich gönn' ihnen auch das Leben. Was hülf' es mir, wenn die Gänse todt wären; ich könnt' ihnen ja nicht einmal die Federn rupfen. Wer wird sich mit Ketten binden? Sprich mir nicht von der Religion. Wenn Gott im Himmel waltet — ich will's nicht leugnen — so wird's ihm nichts ver-

schlagen, ob ich eine Frau oder zehn habe. Ich lästre ihn damit nicht; er ist ein guter Gott, ich ein guter Kerl; er hat die Menschen lieb, und ich die Weiber. Warum soll ich ihrer nicht so viel freien als ich Lust und Belieben habe, wenn sie mich nur mögen? — Brüderchen, nun weißt Du meinen Lebenslauf, erzähl' mir den Deinigen. Da, trink' aber erst einmal, daß Dir die Zunge glatter im Maule läuft."

Der Rekrut spielte mit verlegenem Gesicht seine Trinkrolle fort, begann aber, trotz des Lieutenants auffordernden Blicken die Erzählung nicht.

„Nun wie heißt Du eigentlich und wo bist Du eigentlich her?" fragte Kreuz schmunzelnd und legte seinen Arm um des Jünglings Nacken, ihm zuckersüß in das Gesicht blickend.

„Joseph Flaxmann von Buxtehude," sagte der Rekrut leise.

„Mordelement!" donnerte der Goliath mit einem plötzlich bitterbös gewordenen Gesicht, riß seinen Arm los und gab dem Jüngling einen so gewaltigen Stoß mit der nervigen Faust vor die Brust, daß dieser rücklings zu Boden taumelte. „Bomben und Granaten! Pulverblitz und vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter! Willst Du mir so kommen, Bursche? Oho! Kumpan, denkst Du, ich sei ein Dummbart? Ich habe wohl mehr solcher naseweisen Burschen unter der Fuchtel gehabt. Habe mich noch von Keinem narren lassen, werde auch beim rothen Teufel mit Dir Flachkopf nicht anfangen. Wart', Schlingel, wir wollen aus einem andern Tone mit Dir sprechen. Willst Du das Pfötchen nicht, sollst Du die Kralle haben. Mordelement! Kopf in die Höh! Augen links! Vorwärts marsch!" Der beleidigte Werber zog den Degen und fuchtelte den Rekruten um Kopf und Rücken

herum, aber als dieser sogleich Ordre parirte und wie ein langgedienter Soldat kerzengerade marschirte, wagte es der aufgebrachte Offizier doch nicht, seine Rache durch Schläge auszulassen, sondern begnügte sich, brummend und zuweilen fluchend vor der Linie herzugehen.

In Altona angelangt, wurde Flaxmann von den Uebrigen getrennt und in die Kaserne gesperrt. Seine Begleiter konnten frei und ungehindert gehen, wohin sie wollten. Darüber verwundert fragte der Jüngling andere Rekruten, welche schon vor ihm hier hinter Schloß und Riegel der Stunde ihres Transports nach Kopenhagen entgegenharrten, und erfuhr, daß diese Begleiter nichts als die Spione und Lockvögel des Lieutenants Kreuz seien, mit denen er manchen wackern Kerl in Hamburg wegkapere.

Unter den Rekruten befand sich ein Franzose in den mittlern Jahren, der sich schon in der ersten Viertelstunde ihres Zusammenseins an Flaxmann anschloß.

„Ich habe mich nicht kapern lassen," sagte dieser, „sondern bin freiwillig unter die Fahnen getreten, um Geld zu erlangen, welches mir während eines dreimonatlichen Aufenthalts in Hamburg ausgegangen war. Ich kam auf einer holländischen Brigg dahin, auf welcher ich Oberbootsmann war, hatte mich aber mit dem Kapitän überworfen und blieb in Hamburg in der Hoffnung zurück, auf einem andern Schiffe eine Anstellung zu finden, welches mir aber nicht geglückt ist. Seht, Monsieur, nun habe ich mir das Handgeld zahlen lassen und trete in Kopenhagen unter das Kommando des jungen berühmten Tordenskiold. In Hamburg habe ich die Vögel, in deren Krallen Ihr gefallen seid, kennen gelernt; ich gerieth mitten in ihre Gesellschaft. Ihr werdet dieselben Leute in allen nobeln Wein-, Gast- und Kaffeehäusern, aber

auch in allen schlechten Krügen, Schenk- und Wirthshäusern in und um Hamburg, bei allen Lustbarkeiten, auf allen Straßen und Plätzen finden, und sie spüren einen fremden Kerl, der eben angekommen ist, sogleich auf, wie Jagdhunde. Sie spielen alle Karten- und Würfelspiele mit allen Kniffen und Betrügereien so fertig, daß sie einem ehrlichen und in solchen Spitzbubenschlichen unbewanderten Mann, der sich mit ihnen einläßt, bald alles Baare aus der Tasche ziehen. Lieutenant Kreuz selbst ist der fertigste Spieler. Dieser Mann weiß sich in der vornehmsten, wie in der gemeinsten Gesellschaft beliebt zu machen. Euer Geld, Monsieur, theilen die Spione mit ihm, sie stellten auch die Rekruten vor, die Euch hierher begleiteten. Wenn Ihr viel verloren habt, so stolzirt Kreuz morgen in einem mit goldnen Tressen besetzten Rock, einer prächtigen Allongenperrücke, ja wenn er selbst noch glücklich im Spiel gewesen ist, so fährt er wohl gar in einer schönen Equipage und hat Kutscher und Bedienten drauf. Ihr aber seid verrathen und verkauft."

„Es hat nichts auf sich," versetzte Flaxmann trocken und gleichgültig; ob ich ein paar Thaler mehr oder weniger habe, und Soldat wäre ich doch geworden. Ihr spracht aber eben, daß Ihr bei der dänischen Flotte Dienste nehmen wollt, Monsieur — wie ist Euer Name?"

„Pierre Courtin."

„Also Monsieur Courtin; ich hätte ebenfalls Lust, mich dem Seedienste zu widmen, und ich bitt' Euch, mir guten Rath zu geben und Euch meiner anzunehmen, da ich vom Seewesen noch nichts verstehe."

„O ça! dann seid Ihr mein Mann! Ventre — de — Dieu wir wollen zusammenhalten, wie ein paar brave Schiffsleute; Ihr habt allen Anstand zu

einem guten Lieutenant. Vrai — bot! aus Euch wird was Tüchtiges." Der Franzose umarmte den neuen Ankömmling, vergnügt über dessen Entschluß. Dann plapperte er noch viel von seinen Seefahrten und Abenteuern und begnügte sich, nachdem er den neuen Kameraden aufgefordert, ein Gleiches zu thun, in seiner untrübbaren Heiterkeit mit einem dürftigen Bericht desselben, worin sich dieser wieder als Joseph Flaxmann aus Buxtehude aufführte.

Nach einigen Stunden erschien der Lieutenant Kreuz mit dem Kapitän d'Armes und dem Regierungschirurgus, um Flaxmann die Montirungsstücke übergeben und ihn der Vorschrift gemäß untersuchen zu lassen. Der Lieutenant befahl dem Rekruten mit barschem Tone, sich zu entkleiden, und als dieser zauderte, zog der Riese seinen Degen, um den Widerspenstigen mit Schlägen zum Gehorsam zu bringen. Der Jüngling gehorchte mit verbissener Wuth. Zaudernd legte er ein Kleidungsstück um das andere ab, bis auf das Hemd, welches von feiner Leinewand war.

„Herunter mit dem Laken!" herrschte Kreuz. „Dänische Soldaten werden nicht so vornehm gehalten, daß sie Hemden tragen wie der König. Hier ist Dein Commishemd! 's wird die Haut etwas kratzen, schadet aber nichts, mein Junge. Nun was wird's? Mordelement! Kommt die zarte Fahne bald vom Leibe, soll ich sie Dir herunter reißen, Hallunke?"

Der Jüngling stand unschlüssig, blaß und zitternd. Seine Hände hatten sich über die Brust gekreuzt und krampften in die Muskel, als wollte er dort ein Kleinod beschützen.

„Höllenfeuer und vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter!" kreischte der Lieutenant, und sein kupferrothes Gesicht wurde dunkelbraun. „So soll gleich ein

Mohrenbataillon mit Damascenerklingen dreinhauen!" Mit diesen Worten griff er in den Kragen des Hemdes und riß es dem Jüngling vom Leibe. Ein schöner, fast weiblich zarter Körper stellte sich den Blicken der Umstehenden dar. Flaxmann hielt die Hände noch immer über die Brust gebreitet, und deckte damit das Etui, welches an einem um den Hals laufenden seidenen Bande befestigt war.

„Doctor, thut Euere Schuldigkeit!" befahl der Lieutenant dem Chirurgus. „Arme gerade!" commandirte er den Rekruten, und als dieser nicht gehorchte, versetzte er ihn mit der flachen Klinge einen Hieb und riß ihm die Hände von der Brust. Alle sahen ein in rothen Saffian gebundenes Büchlein in Form einer Brieftasche mit einem Schlößchen an dem Bande hängen. „Potz Pulver und Blei!" rief der Lieutenant verwundert und streckte die Hand nach dem Etui aus. „Was hast Du hier, Bursche? Laß sehen!" Das Gesicht des Jünglings hatte sich während dieser Worte so eigenthümlich verändert, daß selbst der Lieutenant den vorwärts gethanen Schritt wieder zurückwich und die emporgehobene Hand wieder fallen ließ. Die Andern sahen mit neugierigen Augen auf den Rekruten, den der Chirurgus fragte, ob ihm nicht wohl sei? Flaxmann schien die Frage nicht zu hören und stand wie angewurzelt.

„Mordelement!" rief Kreuz, dessen Verblüfftheit gewichen war, „willst Du wohl antworten? Was hängt da für ein Ding an Deiner Brust? Gib's her! Was hat ein dänischer Soldat mit solchem Dings zu schaffen? Her damit!" Und abermals wollte er, da keine Antwort erfolgte, danach greifen.

„Um aller Heiligen willen!" rief der Rekrut mit einer Stimme, welche der Ausdruck der höchsten Gei=

stesempörung war. „Rührt nicht an dieses Büchlein; wir wären Beide des Todes!“ Zum andernmal fuhr Kreuz zurück; denn die Drohung schien wirklich von Seiten des Rekruten in Erfüllung zu gehen, ohne daß das Buch von einer andern Hand berührt worden war; seine Stimme klang ja schon wie die eines Sterbenden, über die blauen bebenden Lippen floß Speichel und auf dem Gesichte wurde eine Art Todesschweiß sichtbar. Der Lieutenant, wenn er auch nicht an den eigenen Tod durch Berührung des Büchleins glaubte, schien doch für den Rekruten oder vielmehr für die dreißig baare Reichsthaler, die er kostete, zu fürchten. Von der andern Seite stachelte ihn Neugier, so daß er ihren Versuchungen erlag, und zum drittenmal die ungeschickten Finger nach dem Etui ausspreizte, indem er mit Hohnlachen, um seine Verlegenheit zu verbergen, rief: „Mordelement! Lieutenant Kreuz hat sich nicht vor den Kanonen und Granaten des schwedischen Löwen gefürchtet, wird sich doch bei des Teufels Pech und Schwefel! nicht vor dem Dreckdings da fürchten sollen. Her damit! Ich habe ein Recht zu fragen, was das Brieftäschlein enthält?“

Er rührte an das Band, aber in demselben Augenblick stürzte Flaxmann ohnmächtig zusammen, und der französische Bootsmann fing den Unglücklichen auf.

„Sacre — coquin!“ fluchte dieser und ballte dem bestürzten Lieutenant die Faust entgegen, „was geht Dich diese Brieftasche an? Meinst Du, wir wüßten nicht, wie Ihr marauds diesen meinen Freund mit falschen Würfeln und betrügerischen Karten ausgeplündert habt? Willst Du ihn auch hier noch berauben und das letzte Eigenthum, daß er vor Euern Diebskrallen verborgen, abnehmen? Ich will mich doch einmal in Kopenhagen erkundigen, ob dies der König

seinen Werbeoffizieren anbefohlen oder erlaubt hat.“ Diese Worte wirkten. Kreuz schien den Franzosen zu kennen und zu wissen, wessen er fähig sei. Auch stieg wieder der Gedanke in seinem Kopfe auf, der Rekrute könne — wie der Anschein lehre — doch etwas Vornehmes sein und ihm die schlechte Behandlung einst entgelten lassen. Er steckte den Bratspieß in die Scheide, befahl dem Kapitän d'Armes, den Rekruten einzukleiden, und verließ fluchend die Stube. Bald darauf sah man ihm mit seinen Spionen und Helfershelfern auf einem Wagen nach Hamburg zurückfahren.

Flaxmann, wieder zu sich gekommen, sah sich mit scheuen Blicken um. Da er den Lieutenant nicht erblickte, verlor sich seine Unruhe. Courtin redete ihm gutmüthig zu und gab ihm die Versicherung, so lange sie Beide zusammen wären, sollte ihm kein Haar vom Kopfe, geschweige das Kleinod entrissen werden. Drauf warf er dem Erschütterten das Commishemd und die Soldatenkleider über. Sorgfältig verbarg der Jüngling das Etui auf der Brust und stand bald als dänischer Soldat bei den Andern.

Die Rekruten lebten einige Tage in der Caserne, bis ein Transport Neuangeworbener hinzukam. So ging es fort, bis die Nachricht einlief, daß ein dänischer Schoner im Hafen zu Travemünde auf die Rekruten warte, um sie nach Kopenhagen zu führen. Am bestimmten Tage wurden sie unter starker Bedeckung über Lübeck bis zum Bord des Schiffes transportirt, welches am folgenden Morgen die Anker lichtete.

Während des Marsches hatte Flaxmann Gelegenheit, den lustigen Franzosen als einen gutgesinnten gefälligen Mann kennen zu lernen, der ihm Alles zu Liebe that, was er ihm an den Augen absehen konnte.

4.

„Der Graf-Mörner."

Die Fregatte, welche des berühmten tapfern Generals und Lieblings Karl's des Zwölften, des Grafen Mörner, Namen trug, war eines jener berüchtigten und gefürchteten Kaperschiffe, welche der kriegerische Schwedenkönig zum Schrecken seiner zahlreichen Feinde in die Nord- und Ostsee, ja in das atlantische Meer sendete.

Es ist bekannt, daß Karl der Zwölfte nach seinem seltsamen fünfjährigen Aufenthalt in der Türkei als ein gemeiner Courrierreiter plötzlich in Stralsund angelangt, entschlossen war, kühne Pläne zu Schwedens Ruhm und Größe auszuführen. Dänemark, Rußland, England und Holland hatten mehr oder minder Ursache, sich über Karl's feindseligen Sinn zu beklagen; denn der unbeugsame König hatte seinen zahlreichen Kaperern Befehl ertheilt, die Schiffe aller dieser Mächte aufzubringen und als Prisen nach Schweden zu führen.

Nach den Niederlagen, welche er von den Dänen erlitten, namentlich nach dem Verlust von Stralsund, Rügen, Wismar, nach dem unglücklichen Feldzuge in Norwegen und der vergeblichen Belagerung von Friedrichshall, ließ der starrsinnige Schwedenkönig noch einmal so viele Kaperschiffe ausrüsten, und wenn erst höchstens zehn die Meere durchstreift hatten, so liefen zu manchen Zeiten nun vierundzwanzig aus den schwedischen Häfen aus. Kein Fahrzeug der ihm feindlichen

Mächte war sicher, Handel und Verkehr litten und Europa seufzte unter der Last dieses Kriegszustandes.

Eins der schönsten und ansehnlichsten schwedischen Kaperschiffe war die Fregatte, welche seit dem Frühling 1716 der Führung des Kapitäns John Norcroß anvertraut war. Ihr Kiel war mit den nordischen Wasserstraßen vertraut, und John Norcroß im deutschen und baltischen Meere wie zu Hause.

Stolz stieg der Graf=Mörner eines Morgens aus den Nebelmassen hervor, die zur Herbstzeit auf der Ostsee liegen; schon flogen die obersten Hüllen flatternd um die Spieren, Masten und Raaen des majestätischen Schiffs, dessen Hauptsegel eingerefft waren. Die siegreichen Strahlen der Sonne drückten die Nebel herab, in schneller Flucht eilten sie verschwindend und zerrinnend über die ruhigen Gewässer und gaben das Takelwerk und den Rumpf der Fregatte mit seinen Planken und Stückpforten den Blicken der Sonne preis. In behaglicher Ruhe schaukelte sich der Bau auf der sanft bewegten Meerfluth, und an den kreuzweis gegeneinander gestellten kleinern Segeln konnte man die Absicht erkennen, das Schiff still zu halten. Kaum aber hatten die verflogenen Nebel eine Aussicht über die Meeresfläche vergönnt, als man auf den Wink des auf dem Verdeck stehenden Kapitäns die Pfeife des Bootsmanns durch alle Räume des Schiffs schrillen hörte, und das Gewühl der Matrosen auf den Treppen, an den Kanonen, an den Tauen und Segeln, von jenen Ausrufungen, die nur ein Seemannsohr gut verträgt, begleitet, über das Schiff hinbrauste, um gleich darauf einer großen Stille Platz zu machen, in welcher Jeder an dem ihm gehörigen Platze des befehlenden Wortes gewärtig war.

Augenblicklich erschallte durch das Sprachrohr der

Ruf: „Laßt die Segel los! Dreht das Bramsegel! Setzt noch ein Vordersegel bei! Legt Euch vor den Wind und geht in's Fahrwasser!" Nun sah man die Matrosen wie Katzen an den Tauen hinaufklettern und sich an den Raaen festklammern, und alsobald stürzte die schwere betheerte Leinewand an den Masten herab und hing, während man nur das Klappern der Taue und des Holzes hörte, schlaff herab, bis sie allmälig ein vom Meere herüberstreichender Ostwind aufblähte, und der Steuermann das Schiff in den Wind brachte, welches, von diesem Morgengruße erfreut, leicht und sicher dahinschoß. Die Sonne hatte ihre siegreiche Herrschaft über die Gewässer ausgebreitet und Kapitän Norcroß ließ sich, rüstig und frohen Muthes über das Verdeck schreitend, von ihren Strahlen bescheinen und vom frischen Morgenhauch umwehen. Des Kapitäns Anzug war von dem, welchen er im Kaffeehause zu Hamburg getragen, so verschieden, daß man ihn schwerlich würde wieder erkannt haben, wenn nicht sein ausgezeichnetes Gesicht alle übrigen Aeußerlichkeiten entbehrlich gemacht hätte. Ueber die unscheinbaren großen Schnallen seiner breiten Taschenschuhe hing jetzt die weite gestreifte Matrosenhose; um den dunkelgrünen Rock war über den Hüften die rothe Tuchschärpe gebunden, welche ihn als Befehlshaber der Fregatte bezeichnete; an der Seite steckte der kurze Degen, welchen nur Seeoffiziere zu tragen pflegen; das schwarze Halstuch hing weitgeknüpft um den Hals, auf dessen weißen Hemdkragen sich statt der Perrücke die natürlichen Locken eines glänzenden braunen Haars herabringelten. Leicht darauf gestülpt war die lederne Seemannskappe, die den dreieckigen Hut verdrängt hatte. Unter dem Arme hielt er das Sprachrohr, und sein scharfes Auge überblitzte bald die Meerfläche, bald

die kräftigen Bursche, die in betheerten Jacken umhersprangen und dem jungen Tage ihre Freude entgegenjubelten.

„Ausgucker! Schläfst Du, Kerl? Siehst Du nichts?“ rief jetzt der Kapitän der im Mastkorbe sitzenden Wache zu.

„Es schwebt Backbord, Süd-west-süd am Horizonte, wie eine Möve,“ versetzte eine jugendliche Stimme von oben.

„Haben sie Dich wieder hinaufgesteckt, kleine Wasserratte?“ sagte der Kapitän. „Lieutenant Gad, wie kömmt's, daß Juel Swale wiederum im Korbe sitzt? Ich habe es doch ausdrücklich verboten,“ rief er dem am Gangspill stehenden Lieutenant zu.

„Ich weiß eben so wenig wie Ihr davon,“ versetzte Gad.

„Die Kröte hat sich angebettelt,“ sagte der Steuermann, der ohnfern den Beiden seinen Platz hatte; „läßt doch der Seekrebs den Matrosen keine Ruhe, bis sie ihm die Wache auf dem Mars abgetreten haben, und wenn Ihr denkt, er träumt in seiner Hangematte von den Honigfladen seiner Mutter, klettert er wie eine wilde Katze durch das Tauwerk, reitet auf den Raaen und schaukelt sich im Korbe. 'S ist ein Teufelsjunge und macht Euch schon einen Timmerstich, wie jeder Bursch, der zehn Jahre Seeluft geschluckt hat. Grade wie ich, in diesem Alter! Drum hab' ich auch den Jungen in's Herz geschlossen, wie wenn er mein eignes Kind wäre, und Ebbe Reetz hat noch Keinen verderben gesehen, dem er seine Gunst geschenkt hatte.“ Nach dieser Expectoration zu Gunsten des Schiffsjungen Juel Swale versank die Stimme des Steuermanns, indem er seine breiten knorrigen Hände an das Steuer legte, wieder in jene abgerisse-

nen Töne, mit welchen er gewöhnlich sein Steuer, wie ein lebendes und verständiges Wesen, wohl auch das Schiff selbst und die rollenden Wellen des Meeres anredete.

„Euere Neigung, Meister Reetz, trifft mit der meinigen zusammen," sagte der Kapitän mit herablassender Würde; „auch ich bin dem Buben gewogen, und hoffe, einen tüchtigen Seemann aus ihm zu erziehen. Aber meine Hoffnung wird einmal mit ihm nächtlicher Weise aus dem Tauwerk herab den Hals auf dem Hackebord brechen, oder im Meere ersaufen. — Siehst Du noch nichts weiter, Teufelsjunge?" rief Norcroß dem jungen Ausgucker abermals zu.

„Es scheint mir, als wenn sich die Möve in ein Segel verwandle. Ja, es ist ein Boot mit einem Raasegel."

Der Kapitän nahm das Glas und sah nach der bezeichneten Richtung. „Der Junge hat Recht, und Augen wie ein Falke. Er weiß wohl, daß er am besten in den Mastkorb paßt, drum sitzt er auch immer oben, wie ein Adler auf seinem Horst. Sie sind's und stechen dem Wind Steuerbord in die Flanken. Sie haben Noth gegen die Meerfluth zu werpen und werden die Riemen wacker streichen müssen. Wendet Backbord, Meister Reetz, und fallt etwas vom Winde ab; wir wollen den Burschen Mühe ersparen." Im Nu wurden die Befehle befolgt, und langsam glitt das Schiff, die Strömung der Meereswellen in schiefer Richtung durchschneidend, der Himmelsgegend zu, in deren Strich das Boot wahrgenommen wurde. Nach einer Viertelstunde waren die beiden Fahrzeuge einander nahe, und der Oberbootsmann bot vom kleinen Fährzeuge herüber seinem Kapitän auf dem großen einen guten Morgen.

Die Fallreetreppe wurde von der Fregatte hinabgelassen, und die Seeleute stiegen aus dem Boote, nachdem dasselbe am Schlepptau befestigt worden war, in die Fregatte. Hier fanden erst jene umständlichen Begrüßungen Statt, von welchen man damals noch, aus Furcht etwas an Respect zu verlieren, der doch zur Erhaltung der Mannszucht und guten Ordnung so unumgänglich nöthig war, kein Haar breit abweichen zu dürfen glaubte; sobald die Ceremonien vorüber waren, redete der Kapitän den angekommenen Bootsmann an:

„Ihr habt auf Euch warten lassen, Meister Pehrsohn, und während Euerer Abwesenheit haben wir bereits eine gute Prise gemacht. Ein russischer Kutter, der nächstens im Hafen von Kopenhagen einzulaufen gedachte, kam uns vor den Schnabel, indem er sich aus Vorsicht weit von den schwedischen Küsten und den deutschen nahe hielt. Und gerade diese Vorsicht führte mir den stämmigen Burschen zu, der zu Anfang sich anstellte, als wollte er sich sehr wehren, nachher aber, als ich ihm eine volle Ladung hatte geben lassen, die Flügel um so schneller hängen ließ. Es war ein guter Fang und ist bereits nach Stockholm abgeführt."

„Gratulire!" versetzte der Bootsmann. „So uns der Himmel heute noch mit Wind und Wetter verschont und seine Sonne scheinen läßt, so denk' ich, unsers allergnädigsten Königs Majestät soll diesen Abend auch um einen neuen dänischen Schoner reicher sein, ein Schiffchen so nett und blank, wie ein gesottenes Ei, wenn man's aus der Schale löst; sein Segeltuch ist erst vom Webestuhl herab, und an seinen Rippen und Planken kann man noch alle Nägelköpfe zählen. Nicht zu verachten sind auch die Bursche, die

in die dänischen Kasernen geführt werden sollen; ich denke, sie sind gut für unsern tapfern König, und mancher ist dabei, der schon sein Seising knüpfen, Segel einreffen, Raaen brassen und mit Loth und Anker umgehen lernte; ich denke, wir können manchen brauchen, Kapitän."

„Wenn sie sonst keine Maulwürfe sind, so sollen sie gutes Leben bei uns haben, Meister Pehrsohn," versetzte der Kapitän. „Doch erstattet mir Bericht über Euere Expedition."

„Wir legten, wie Ihr befohlen, zwei Meilen nördlich von Travemünde an und versteckten unser Boot hinter Fels und Schilf. Gegen Abend schlich ich mich mit Jonas Bök in den Hafen. Wir fanden den Schoner, aber die Rekruten noch nicht; doch erfuhren wir noch in der Nacht auf der Streu von einem alten Bootsknecht, daß sie täglich erwartet würden. Wir trieben uns am Tage umher, und gaben vor, wir suchten Dienste. Die Plattköpfe vertrösteten uns auf die Rekruten und meinten, wir würden wohl Handgeld erhalten. Gestern Nachmittag kamen die Bursche richtig anmarschirt, und ich nahm sie mir in Augenschein. Jungen, schlank und stark wie ein Reefseising, und ausgetakelt, daß mir das Herz im Leibe lachte. Wir machten uns noch gestern Abend auf und davon und stachen in See. Meine Jungen mußten die Nacht hindurch die Riemenblätter streichen, daß ihnen der Athem schier ausging. Da uns aber der Wind nicht günstig war, so hatten wir unsre liebe Noth. Diesen Morgen ist der Schoner ausgelaufen — so war's gestern Abend beschlossen — und muß, wenn der Wind nicht abfällt, gegen Mittag in unsrer Nähe sein."

„Ist der Schoner gut besetzt?"

„Er hatte eine Reihe Zähne, deren jeder aber nicht mehr als zwölf bis sechzehn Pfund verarbeitet; das Schiffsvolk scheint mir eben nicht aus Helden zu bestehen, und der Lieutenant, der das Schiffchen führt, ist ein alter Mann. Wenn ich so gewiß Schout-by-Nacht vor der königlich schwedischen Flotte wäre, als der Schoner unser ist, so wollt' ich mich diesen Morgen noch einrichten, die schwedische Seemacht gen Rügen und Stralsund zu führen, um Beides den dänischen Katzen wieder aus den Zähnen zu reißen."

Nach dieser Versicherung des handfesten Oberbootsmannes gab der Kaperkapitän die Befehle zur Bekämpfung eines feindlichen Schiffs. Die Kanonen wurden losgekettet und geladen, die Schotten gerückt, die Matrosen durch die gellende Bootsmannspfeife an ihre Plätze gerufen, die Wache im Mastkorbe abgelöst und nun begann das Schiff jenen geschickten Lauf, welchen man in der Schiffssprache mit „kreuzen" bezeichnet. So bestreifte die Fregatte eine geraume Fläche des Meeres, welches die dänischen Inseln, die Südspitze von Schweden und meklenburgischen Küsten bespült, und hielt, bald von Ost nach Südwest, bald von West nach Nordost steuernd, die Straße von Lübeck nach dem Sund besetzt; zuweilen kam es den Inseln Falster und Möen so nahe, daß man in der Ferne die Ufer derselben erblicken konnte.

5.

Ein Seekampf.

Eben war die Schiffsmannschaft daran, ihre Mittagsration einzunehmen, als der Ruf des Matrosen im Korbe: „Ein Segel! Ein Segel!“ sie an ihre Posten rief. Der Kapitän Norcroß entdeckte am Rande des Horizontes den schwarzen beweglichen Punkt in der erwarteten Richtung. Unverzüglich wurde die Fregatte in einen Segelwald gehüllt, und schneller als ein Adler aus den Lüften auf seine Beute stürzt, schoß der majestätische Graf-Mörner über die Wasser. Bald trat das kleine dänische Schiff deutlich hervor, aber nicht sobald hatte es das schwedische Kaperschiff gewahrt, als es rasch wendete, schnell alle Segel losließ und nach der deutschen Küste zu entfliehen suchte. Zwar hatte der Däne die Leichtigkeit seines Gebäudes vor dem Schweden voraus, aber dieser wahr ihm offenbar in der Kunst der Schiffsführung überlegen und hatte bei weitem mehr Mittel, seinen Kiel zu beflügeln. Also war noch keine Stunde vergangen, als Kapitän Norcroß zum ersten Mal Feuer geben ließ. Zwar erreichte dieser Schuß, der eigentlich nur das Signal des gebotenen Kampfes sein sollte, den Schoner nicht; aber dieser sah ein, daß er der Fregatte nicht entfliehen könnte, wendete daher entschlossen, kehrte ihr Steuerbord zu und legte sich sie erwartend vor den Wind. In demselben Augenblicke spieen beide Schiffe Feuer und Dampf auf einander los, ein gewaltiges Krachen erfüllte die Luft und über das Verdeck des Graf-Mörner pfiffen die dänischen Kugeln.

„Sie müssen's besser lernen!“ jubelte eine kleine lebhafte Gestalt unfern dem Kapitän auf einer eben abgebrannten Kanone reitend, ein Knabe von ohngefähr zwölf Jahren in Matrosentracht und mit viel Theer an der Jacke. Das Bürschchen schob die Kappe hell auflachend auf ein Ohr, warf sich mit dem flachen Leib auf die Kanone und versuchte mit scharfem Blick durch den Pulverdampf zu dringen und zu erspähen, wie den Dänen auf dem Schoner der Mittagsgruß bekommen sei. Einen Augenblick darauf stand er schon wieder auf den Beinen, wie durch die magische Kraft einer Zauberruthe emporgeschnellt. „Sie haben ihre Schlüsselbüchsen, weil sie vorn nicht schwerer wiegen, als Euer Degenknopf, Kapitän, zu hoch gestellt; die Fockraaen haben sie uns zersplittert und durch das Marssegel einige Pillen gejagt; ich wär' im Korb gefährdeter gewesen, als hier unten hinter meinem herjedal'schen Ochsen*), der die dänische Bestie da drüben angebrüllt hat, daß ihr das Herz im Leibe zittert.“

„Deine Lucksaugen haben recht gesehen, Juel,“ erwiderte der Kapitän dem kecken Schiffsjungen, der's auf der ganzen Fregatte allein wagen durfte, in solchem Augenblick dem Befehlshaber mit Geschwätz zu stören, und fixirte das dänische Schiff.

„Oho! Seht Ihr nicht, wie wir ihm einige Rippen eingeschlagen haben?“ kreischte der Junge weiter, und des Kapitäns Auge folgte der Bewegung von Juel's Hand. „Sie verkeilen eben das Loch. Soll ich sie mit einem meiner Spielbälle auf die Finger werfen?“ Der Kapitän schien die Frage des Knaben

---

*) Name einer Kanone. In der Landschaft Herjedalen wird vorzüglich gutes Rindvieh gezüchtet.

zu überhören und wandte sich rasch zu dem Lieutenant; in demselben Augenblicke hörte man den Ruf: „Geladen!“ ertönen, und die Bursche stürzten sich vor die Kanonen, um sie zu bedienen. Auch der Knabe hatte sich über den Kugelkasten geworfen und flog nun mit den eisernen Bällen spielend wieder zu der Kanone, welche er kurz vorher umarmt und mit so sonderbarem Namen bezeichnet hatte, und ehe noch ein Andrer mit der Ladung fertig war, lag Juel schon hinter dem gewaltigen Feuermörser und richtete ihn, mit dem Auge auf der Oberfläche hin nach der Bresche im feindlichen Schiffe zielend. Mit fester Hand ergriff er die glimmende Lunte und harrte des Worts, welches auch sofort aus dem Sprachrohre über das Verdeck hindonnerte. Die Feuerschlünde thaten sich krachend auf, aber kaum war der Schuß hinausgefahren, als man schon die Stimme des Kapitäns wieder vernahm: „Wendet! Steuert Backbord!“ Sogleich kamen sich die Schiffe so nahe, daß man selbst durch den dicksten Pulverdampf hindurch doch die zerschossenen Masten des Schoners erkennen konnte. „Entert!“ befahl Noreroß, und kaum war seine Stimme verhallt, als auch die Matrosen schon die mit Haken versehenen Eisen und Klammern nach dem Schoner auswarfen und ihn in wenigen Minuten mit diesen Bändern an den Graf-Mörner befestigten. Viele der wackern unerschrockenen Bursche stürzten während dieser Arbeit, getroffen von den Pistolenkugeln der dänischen Schiffsmannschaft. Einige hauchten sogleich blutend ihr Leben aus, andre schleppten sich, theils wimmernd, theils ihren Schmerz heldenmüthig verbergend, über das Verdeck uud die Treppe hinab, wo Meister Habermann, der Schiffschirurgus, sie mit seinen handgreiflichen Scherzen empfing und sogleich un-

ter das Messer nahm, welches er beim ersten Kanonenschuß aus seiner Bindetasche gezogen und in der flachen Hand gewetzt hatte.

„Seht! seht, Jungen!“ rief er seelenvergnügt, „die kleinen Aderlässe schaden Euch nichts. Auf einem Kaperschiff braucht man keinen Schnepper; diese bitteren Kirschen führen eben so gut Blut ab, und oft mehr als nöthig. Na, Jäck', sieh die rothe Beere aus Deinem Dickbein! Nun, was grunzest Du! Da, da! Gieß Dir Vitriolwasser drauf, dann wollen wir's verbinden. Aber Du hast die Pille wohl im Magen, Görg? O weh, Pillenfresser! Gebt mir ein Glas Grog! Mir wird heiß, und oben sorgen sie wacker für frische Waare.“ Also mit sich selbst und den verwundeten Matrosen plaudernd, übte der Schiffschirurgus die schwere Pflicht seines Geschäfts mit sokratischem Gleichmuthe aus.

Auf dem Verdeck des dänischen Schiffs war es unterdessen zu einem hitzigen Gefecht gekommen. Kapitän Norcroß, mit Degen und Pistolen an der Spitze seiner Mannschaft auf das feindliche Schiff gedrungen, hatte hier mehr Widerstand gefunden als er erwartet.

Sonderbar genug war es nicht der bejahrte Führer des Schiffs, noch irgend ein anderer Befehlshaber desselben, welcher seine Leute gegen die Schweden geführt, nein, mit einer imponirenden Gewalt, welche nur außerordentlichen Köpfen im Momente der Gefahr zu Gebote steht, hatte das Commando auf dem Schiffe jener junge Mann an sich gerissen, welcher in Hamburg unter dem Namen Flaxmann für die dänische Fahne geworben worden war. Mit strenger Wahrheit konnte man nicht sagen, daß er den Oberbefehl sich angemaßt hätte, vielmehr hatten Alle, sowohl die Rekruten, als die noch zum Gefecht taugli-

chen Soldaten und wer sonst kein Hasenherz in der Brust trug, sich freiwillig an diesen Jüngling angeschlossen, der im entscheidenden Augenblick einen so unerschrockenen Muth und eine so ungemeine Umsicht und Kenntniß im Kriegshandwerk an den Tag legte, der mit so feurigen und ergreifenden Worten alle zur ehrenhaften Vertheidigung aufrief, daß sie sich um ihn herdrängten und seiner so rasch und überzeugend bewiesenen Ueberlegenheit gehorchten, gleichwie das Eisen sich an den Magnet anschmiegt. Von diesem muthigen Haufen, beseelt von dem Feuergeiste des jungen Wagehalses, von dessen Lippen plötzlich ein heftiger Strom lebendiger Rede, obgleich abgerissen und in Katarakten, aber doch gewaltig, und wie es schien, unversiechbar stürzte, prallten die Schweden ab. Sein Auge glühte von einem wilden Feuer, welches sein eigentliches Lebenselement zu sein schien. In diesem Zustande geistiger Aufregung, der alles Beengende, Niedere und Gewöhnliche von dem jungen Manne abgestreift hatte, schwang er, wie der jugendliche Kriegsgott, das Schwert, welches er einem erschossenen Lieutenant abgenommen, und warf sich, todesmuthig mit seiner durch ihn begeisterten Schaar auf die eindringenden schwedischen Freibeuter. Es entwickelte sich ein Gefecht, welches um so hitziger wurde, je gleicher sich die beiden Anführer an persönlicher Tapferkeit und mächtigem Einfluß auf ihre Haufen standen, und wie leicht vorauszusehen war, wählte sich jeder von den beiden tapfern Leuten im andern seinen Mann. Norcroß vertraute sich der Gewandtheit seines Degens an, Flarmann aber hielt eben mit einer aufgerafften Pistole auf den Kaperkapitän, und würde sicherlich sein Ziel nicht verfehlt haben, wenn nicht jener, wegen seiner Tollkühnheit auf dem Graf-Mörner be-

liebte Schiffsjunge, Juel Swale, der sich's nie nehmen ließ, dem ältesten Matrosen in den härtesten und gefährlichsten Arbeiten gleich gestellt zu werden, die gefährliche Bewegung des Feindes wahrgenommen und den Folgen derselben durch eine rasche That zuvorgekommen wäre. Mit seinen scharfgeladenen Pistolen und einem Säbel bewaffnet, wie jeder Andere, war Juel, wie wenn's zu einem lustigen Knabenspiele ginge, keineswegs unter den Letzten des Haufens gewesen, welcher über den Bord des Graf=Mörner auf das Verdeck des feindlichen Schiffes hinabsprang; und wenn die Kühnheit der Andern schon groß zu nennen war, in Betracht des Umstandes, daß man von dem Schoner nicht anders als auf einer Leiter auf das Verdeck der Fregatte zurückkehren konnte, welche eine unbedeckte und schlechte Retirade gewährt haben würde, so war die Handlungsweise dieses Knaben gewiß der höchsten Bewunderung werth. Juel's scharfem Auge war keine Bewegung des Feindes entgangen, und als Flaxmann des Kapitäns Leben bedrohte, drückte der Schiffsjunge seine Pistole auf den Rekruten ab, die Kugel schlug auf die linke Brust, Flaxmann taumelte zurück und stürzte. Seine Umgebung leistete zwar noch Widerstand, aber man sah es deutlich, daß er die Seele des Ganzen gewesen war, und sobald er für ein Kind des Todes galt, verlosch die Flamme der Begeisterung, die er angezündet, und die Freibeuter drangen vor. Plötzlich aber, als der Sieg schon so gut als entschieden war, erhob sich im Rücken der Schweden der todtgeglaubte Flaxmann und warf sich mit dem Degen auf den Kapitän Norcroß. Rechts und links stürzten die Matrosen, von seinen Streichen getroffen, und selbst Norcroß, auf einen solchen Angriff nicht gefaßt, wurde am Kopfe verwundet. Nun

entspann sich das Gefecht von Neuem heftig und mit noch weit größerer Erbitterung, als vom Anfang. Aber Norcroß war nicht der Mann, welcher sich durch solch' ein unvorhergesehenes Ereigniß betäuben ließ; er stürzte sich auf den ihm an Alter und Muth gleichen Gegner, der wieder vom Tode auferstanden zu sein schien, und obgleich die kunstgerechte Führung des Degens ihn in Flaxmann keinen gemeinen und ungeübten Rekruten erkennen ließ, so hatten seine gewaltigen Streiche jenen doch bald besiegt, und der junge Mann mußte, hart am Arme verwundet, die Ueberlegenheit seines Gegners anerkennen. Nun war der Streit bald beendigt, die noch unversehrten dänischen Matrosen und Rekruten entwaffnet und auf die Fregatte gebracht, die Verwundeten den Händen des Meister Habermann übergeben. Was bereits den letzten Athem von sich gegeben hatte, wurde ohne Umstände in das feuchte Wellengrab versenkt, und der Schoner im Namen des Königs von Schweden in Besitz genommen. Juel's erstes Werk auf der neuen Prise war, den Mast zu erklimmen und die dänische Flagge herabzunehmen. Als Triumphzeichen legte er dieselbe aufgerollt seinem Kapitän zu Füßen und dieser schenkte dem wackern Jungen einen harten Thaler dafür.

6.

Der Schwarzkünstler.

Flaxmann war mit den andern Verwundeten in die Kajüte des Graf-Mörner gebracht worden, um von der Geschicklichkeit Meister Habermann's bedient zu werden, welcher auch den Kopf des Kapitäns mit Bandagen umlegt hatte. Kaum hatte das vom Rumgeist glühende Auge des messergeschickten Chirurgen den jungen braunlockigen Mann aus dem Kaffenhause in Hamburg wieder erkannt, als er mit dem unter seinen unbarmherzigen Händen seufzenden Matrosen nicht schnell genug fertig werden konnte, um — zu der armen Burschen Heil — den Fremden zu fassen.

„Mit Verlaub, junger Herr," sagte er, den Jüngling unsanft berührend, „Euer Rock hat am Aermel einen Schlitz, der gerade nicht mit der Naht zusammentrifft, und Blut läuft genug heraus, daß Ihr Euch damit allen Teufeln verschreiben könnt, wenn nicht der oberste Teufel bereits Euer Dokument in der Tasche hat."

Verwundert ob dieser seltsamen Rede, sah Flaxmann den Schiffschirurgus an und erwiderte mit Würde: „Obgleich ich weder etwas vom Teufel halte, noch von denen, die von ihm sprechen, so finde ich es doch sonderbar, zu dieser Zeit und unter dieser Umgebung zum Nachtheil der Schwachen dergleichen Reden im Munde zu führen."

„Mit Verlaub, Herr, Ihr könnt lange reden, eh' Ihr Gabriel Habermann eine Nase aufschwatzt; denn die seinige ist fein genug, zu riechen, was mit rechten

Dingen zugeht und was nicht; und wer sich mit der medicina occulta, sympathetica und magnetia*) beschäftigt hat, wie ich, wenn einer artem chirurgicam**) seit drei und dreißig Jahren ausgeübt hat, wie ich, der wird wissen, daß ein durch die Brust geschossener Mann nicht nach einer Viertelstunde frisch und gesund aufstehen und mit dem Degen den Kampf erneuern kann. Hat Juel Swale mich belogen, der mir dies und das von Euch erzählt?"

„Wer auch immerhin Juel Swale sei," versetzte der Andre, und ein Zug schelmischen Lächelns flog über sein bleiches Gesicht, „er hat die Wahrheit gesprochen. Aber wenn Ihr ein Mann seid, der seine Wissenschaft verdaut hat, wie könnt Ihr bei jeglichem Dinge, welches sich nicht in den Kasten der Gewöhnlichkeit hineinschieben läßt, gleich an den denken, den man nicht gern ausspricht? Ihr müßt schlecht in der magia naturali***) bewandert sein, um jeglich Wunderwerk der schwarzen Kunst zuzuschreiben."

Dem Schiffschirurgus war vor Erstaunen das Messer entfallen, und mit einem Gesicht, in welchem Freude, Furcht, Verwunderung, Stolz und die Geister des Grog miteinander kämpften, starrte er den Jüngling einige Augenblicke an. „Nun, nun, mit Verlaub," sagte er endlich, und jede Spur von Stolz war aus seinen Zügen verschwunden; „ein Physicus soll wohl wissen, was man mit der magia necessaria Alles auszurichten vermag. Diabolus****) treibt aber oft gar wunderlich sein Spiel, und wenn man

*) Geheime sympathetische und magnetische Heilkunde.
**) Wundärztliche Heilkunst.
***) Natürliche Magie (Zauberkunst).
****) Diabolus, der Teufel.

auch gerade kein pactum explicitum*) schließt, dergleichen die argen Zauberer, Unholde und Hexen zu thun pflegen, so kann man doch unversehens in seine Schlingen fallen, und ohne daß man's recht weiß, ein pactum implicitum**) mit ihm machen und dann durch Satans Beihülfe erstaunenswürdige Dinge verrichten, wie ich meine Tage lang viel erlebt habe."

„Man braucht aber weder ein pactum explicitum noch implicitum mit dem Fürsten der Finsterniß abgeschlossen zu haben, um außergewöhnliche Dinge zu verrichten, Meister. Glaubt Ihr denn, daß Architas von Tarent mit des Bösen Hülfe die hölzerne Taube verfertigte, welche so gut flog, wie eine lebendige? Oder, daß der berühmte Albertus Magnus nur mit Teufelskunst den hölzernen Kopf gemacht, welcher redete, wie ein Mensch? Habt Ihr niemals von der berühmten Kugel des Trebellius gehört, worin man eine sehr reine und subtile Feuchtigkeit und einige Tropfen wunderbaren Oels that, und nun zuerst das Chaos, hernach aber die Elemente abgesondert erblickte; endlich zog sich der reinste und hellste Theil über die Elemente her und führte mit sich die Sonne, den Mond und die Sterne, welche von keinem äußern Werkzeug, sondern durch den inwendigen durchgehenden Geist wunderbar und unaufhörlich getrieben wurden und die Bewegung des Himmels höchst sonderbar vor Augen stellten? Glaubt Ihr denn, dies sei allein durch des Satans Beihülfe möglich gewesen? Habt Ihr nicht auch von dem großen Regiomontanus in der freien Reichsstadt Nürnberg in Deutschland ver-

*) Pactum explicitum, ausdrücklicher, mit klaren Worten geschriebener Vertrag.

**) Pactum implicitum, stillschweigender Vertrag.

nommen, welcher einen großen hölzernen Adler künstlicherweise verfertigte, und solch' Wunderwerk dem Kaiser Maximilianus, als dieser gen Nürnberg zog bis weit vor die Stadt entgegen fliegen, begrüßen und mit langsamem Flug bis in die Stadt begleiten ließ? Auch werdet Ihr als ein Physicus, welcher die Magie studirt hat, wohl wissen von des Regiomontanus eiserner Mücke, welche aus seiner Hand losgelassen, im Gemach rund um die Gäste und dann in die Hand zurückflog? Und meint Ihr wohl, daß dieser gottesfürchtige Künstler ein Pact mit dem Teufel gemacht?"

„Ich merke wohl, daß ich einen Mann vor mir habe, welcher sowohl in praxi als theoria der Magie wohl erfahren und bewandert ist," versetzte der Schiffschirurgus mit Respect. „Sicherlich habt Ihr Euere Studien zu Bologna, Paris oder Oxford gemacht. Daran darf freilich das Armuth nicht denken. Deshalb ist aber unser Einer nicht ganz unerfahren in rebus magicis, und weiß gar wohl, daß man magiam artificialem sive mathematicam auch mit Gottes Hülfe executiren kann."

„Und würdet Ihr mich in bösen Verdacht haben, Meister, wenn ich diese meine Wunde, so wie die Wunden aller dieser braven Bursche, welche mit Ehren die Waffen geführt haben, in kurzer Zeit heilte, ohne nur meine Hand an die beschädigte Stelle zu legen; würdet Ihr selbst dann noch anzunehmen versucht sein, ich stehe in näherer Bekanntschaft mit dem Höllenkönige?"

Das Erstaunen des Wundarztes hatte sich so sehr seiner Seele bemächtigt und alle Functionen des Körpers dergestalt gehemmt, daß ihm die Arme schlaff am Leibe herabhingen, der Mund weit aufstand und die

Augen mit einem gewissen Ausdrucke von Furchtsamkeit starr auf das ironische Gesicht des Jünglings gerichtet waren. Sein ganzes Aussehen hatte in der That etwas Unheimliches, und die von Schmerzen geplagten Matrosen warfen sich besorgliche Blicke zu. Endlich bewegte sich wieder etwas in Meister Habermann's Gesicht, er fing an, schwer zu schlucken, als habe er den Mund voll Grog genommen und zu trinken vergessen, und mit ungemessenem Respect arbeitete er die Worte hervor: „Mit Verlaub hochzuverehrender Herr Doctor, so könnt Ihr wohl das weltberühmte sympathetische Wundpulver zubereiten, welches der hochgeehrte Herr Graf Kenelm Digby, Kanzler Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien, die leider Göttes aus ihren Staaten vertrieben, in Frankreich leben muß, von einem Karmeliter am Hofe des Großherzogs von Toscana, der's mit aus dem Orient gebracht, verfertigen gelernt hat?"

„Da Ihr also wohl über den Ursprung des sympathetischen Heilpulvers unterrichtet seid," versetzte Flaxmann, „so werdet Ihr auch wissen, daß der Graf Digby das Geheimniß der Zubereitung des Pulvers dem Könige Jacob auf dessen hohen Befehl mittheilte; hernach erfuhr es auch des Königs erster Leibarzt, Herr von Mayenne. Dieser war ein natürlicher Bruder des Herzogs von Mayenne in Frankreich nnd theilte auf einer Reise zu demselben, in dessen Nähe er sein Freiherrngut Aubonne bei Genf besaß, dem Herzoge das Geheimniß auf dessen Begehr mit. Der Herzog hatte es seinem Chirurgus verrathen und dieser verkaufte es, nachdem der Herzog bei der Belagerung von Montalban geblieben war, für hohe Summen. Hernach hat es der Graf Digby selbst nicht mehr verschwiegen, und von ihm habe ich es gelernt. Aber nicht allein

das sympathetische Heilpulver, sondern auch die Waffensalbe hat er mich auf die einzig richtige Weise zuzubereiten und anzuwenden gelehrt."

„Auch die Waffensalbe!" kreischte der Schiffschirurgus. „Geehrtester Herr Doctor, Ihr könntet, mit Verlaub, Euern unterthänigsten Diener zeitlebens glücklich machen."

„Ich bin kein Doctor," versetzte der Fremde kurz.

„Befehlt nur, mit Verlaub, hochgeehrtester Herr, wie ich Euch tituliren soll. Ihr werdet einem armen Schiffschirurgen, der sein Stückchen Brot kümmerlich genug verdienen muß, nicht zu schaden suchen."

„Mein Name ist Flaxmann, ich bin dänischer Rekrute, der sich jetzt in des Siegers Gewalt befindet; wie soll ich Euch schaden können, Meister?"

„Mit Verlaub! Ihr beliebt Euer Incognito beizubehalten und es ziemt Euerm unterthänigsten Knecht nicht, Euch daran zu hindern; aber ein Mann, der eine goldene Dose führt, welcher in arte medica wohlerfahren, chirurgiam studirt, die berühmtesten Universitäten der Welt frequentirt und solcher hohen Personen, wie der Graf Digby, Umgang gewürdigt worden ist, könnte und dürfte wohl Ansprüche auf besondere Titel und Ehrenbezeugungen haben."

„Ihr macht da Prämissen, Meister, die ich Euch nicht zugeben kann," sagte der Fremde mit einem verstohlnen Seufzer, und der ironische Zug seines Gesichts hatte sich in einen schmerzlichen verwandelt. „Wer hat Euch gesagt, daß ich ein Doctor oder ein vornehmer Mann bin? Besorgt nichts, Meister, daß ich Euch in's Handwerk pfusche, und selbst, wenn ich ein Weniges von der geheimen und sympathetischen Heilkunde verstände, so hätte ich weder Lust noch Mittel, solches auszuüben. Drum gebt nur immerhin

etwas von Euerm Wundwasser, von Euerer Charpie und eine Binde her.“ Der Heilkünstler Schiffschirurgus reichte Alles mit devoter Dienstfertigkeit und einem Anstrich von Huldigung und Neugierde.

„Mit Verlaub,“ kratzfüßelte er dazu, „ich sehe, Ihr versteht auch das Blut zu versprechen und geschickt mit dem Bindzeug umzugehen. Ihr seid gewiß ein Schüler des glorreichen deutschen Arztes, Doctors Georg Franke von Frankenau, gewesenen ersten Leibarztes des Königs von Dänemark, dessen hohe Wissenschaft ihren Ruhm in der ganzen Welt ausgebreitet hat?“

„Bedenkt doch, Meister, daß Franke von Frankenau bereits 1704 zu Kopenhagen verstorben ist, und daß ich zu jener Zeit erst sechzehn Jahre zählte. Doch habe ich Manches aus den Schriften dieses großen Arztes profitirt.“

„Ich kenne einen Mann, der Jahre lang auf dem Wasser umhergefahren ist und nicht Gelegenheit gehabt hat, der Geheimnisse theilhaftig zu werden, deren Euere Gestrengen als ein Wissender erwähnte, obgleich er stets ein heftiges Verlangen im Herzen getragen hat, sich darüber zu unterrichten und den armen Burschen, denen die Glieder hier zerschossen und zerhauen werden, dadurch nützlich zu werden, und dieser unglückliche Mann ist, mit Verlaub zu sagen, Euerer Gestrengen gehorsamster Knecht, Gabriel Habermann, Schiffschirurgus auf dem Graf-Mörner, Fregatte Seiner Majestät des Königs Karl's des Zwölften von Schweden. Und fürwahr, Gabriel Habermann würde es Euch Zeit seines Lebens Dank wissen, wenn Ihr ihn durch Euere Mittheilungen beglücken wolltet.“

„Dazu kann wohl Rath werden, Meister Habermann,“ versetzte Jener leichthin, „doch müßt Ihr Euch geduldigen, bis wir auf das feste Land kommen, sinte-

mal mir hier, wie Ihr wohl ermessen könnt, alle Species abgehen."

Der begierige Schiffschirurgus nahm diese Antwort für eine bloße Ausflucht und suchte dem geheimnißvollen Fremden auf eine andre, seiner Meinung nach pfiffigere Art beizukommen.

„Erlaubt doch Euerm dienstfertigen Knechte," sprach er, „daß ich auf Euerer Brust diejenige Wirkung untersuchen darf, welche die Euch dort getroffene Kugel, opponente magia, angerichtet hat. Ich sehe das Loch in Euerm Rocke und fürwahr, ich möchte die geheimen Mittel kennen lernen, mit welchen man die Kraft einer, aus einer fünf Schritt entfernten Pistole abgefeuerten Kugel, welche bereits Rock, Kamisol und Hemd durchschlagen hat, sich vom Leibe halten kann."

„Ihr werdet da kaum weiter etwas, als eine leichte Contusion erblicken," sagte der Fremde und entblößte die Brust, indem er das Etui, von den lauernden Augen des Chirurgus wohl bemerkt, bei Seite schob, und wirklich nur eine rothe Stelle zeigte. „Die Wunde ist schon wieder geschlossen und bereits in der Heilung begriffen," setzte er schalkhaft hinzu. „Vielleicht kann ich Euch auch diesen Abend die Kugel zeigen, welche hoffentlich noch heute von mir gehen wird."

„Und Ihr scheint von all' dem gar keinen Schmerz empfunden zu haben! Ihr tragt vielleicht einen geheimen Talismann, ein Schiboleth, ein Amulet, welches Paracelsus Zenextum nennt, oder sonst ein wunderthätiges Sigill, einen St. Georgenthaler bei Euch, der Euch das Gefühl des Schmerzes raubt? Ich seh', mit Verlaub zu sagen, ein rothes Büchlein auf Euerer Brust; sollte ich vielleicht richtig gerathen haben?"

„Ihr irrt, Meister Habermann, aber sicherlich habt Ihr schon von dem berühmten Distichon gehört, wel-

ches, alle Tage fünf Mal gesprochen, indem man die Hand auf den Schaden legt, von allen Schmerzen befreit."

„Das wäre!" rief der Wundarzt, und seine spannlangen Gedanken waren, wie der Fremde beabsichtigt hatte, vom Etui auf die wunderbaren Verse gerichtet. „Ich habe wohl so etwas einmal gehört, doch kenn' ich die Verslein nicht. Mit Verlaub, sagt sie mir, gestrenger Herr! Man ist ja auf dem Graf-Mörner keinen Tag sicher, einen Hieb oder Stich zu erhalten, und so kann man so etwas gar wohl gebrauchen."

„Mit Vergnügen sollt Ihr nicht allein die gegen den Schmerz, sondern auch die gegen die Trunkenheit erfahren, die ich ebenfalls weiß." Des Schiffschirurgus volles Gesicht verklärte sich.

„Vulneribus quinis me subtrahe Christe ruinis,
Vulnera quinque Dei sint medicina mei*).

Damit vertreibt Ihr die Schmerzen."

„Und die Trunkenheit! die Trunkenheit! Mit Verlaub!"

„Ihr müßt Euch einen Kranz von Epheu aufsetzen und diesen Hexameter öftermalen recitiren:

Jupiter his alta sonuit clementius Ida**).

So werdet Ihr alle Freuden des Tranks in Euerm Geiste verspüren, ohne vom Geiste desselben überwältigt zu werden."

„Ja, woher einen Epheukranz nehmen, auf diesem unfruchtbaren Meere?" seufzte der Chirurgus und sagte den letzten Hexameter mehrmals heimlich

---

*) Christus, entreiße mich durch Deine fünf Wunden dem Verderben; Gottes fünf Wunden sind mein Heilmittel.

**) Gütiger läßt sich Jupiter vom hohen Ida also vernehmen.

nach, um sich ihn in's Gedächtniß zu prägen, ohne des Distichon gegen die Schmerzen einer Wunde weiter zu gedenken.

Der plötzlich von Wundern umgebene Mann war so sehr in seiner Thätigkeit gehemmt worden, daß es einer Erinnerung des Lieutenants Gad bedurfte, um ihn auf die noch nicht geschnittene und verbundene Anzahl der Verwundeten aufmerksam zu machen.

„Nun, Freund Habermann," fragte der Lieutenant spöttisch, „habt Ihr endlich durch langen Discurs herausgebracht, zu welcher europäischen Viehsorte unser Bekannter aus dem Kaffeehaus in Hamburg gehört?"

Der Schiffschirurgus gerieth in Verlegenheit; denn an das nationale Herkommen des merkwürdigen jungen Mannes hatte er noch nicht gedacht. Er half sich aber schnell und entgegnete mit geheimnißvollem Gesichte: „Ein Magus ist er! Ein hochstudirter Theurgus, dem alle geheimen Kräfte der Natur zu Gebote stehen. Ich zittre an allen Gliedern vor Furcht und Staunen. Eine Pistolenkugel, die ihm Juel Swale in die Brust geschossen, will er diesen Abend von sich geben; von der Wunde sieht man nichts mehr, als einen rothen Fleck, und als er eine Viertelstunde mausetodt darniedergelegen, ist er aufgesprungen und hat wüthender gefochten, als erst. Das müßt Ihr ja selbst mit angesehen haben. Und denkt Euch, ein intimer Freund ist er des berühmten Grafen Digby, Kanzlers Ihrer Majestät der Königin Marie von England."

Der Hörer dieser Worte hätte kein geborner Schwede sein müssen, um nicht jenes Grauen zu empfinden, welches der dem Bewohner der nördlichen Länder mit der Muttermilch eingeflößte und in Blut

und Saft übergegangene Aberglaube bei Erwähnung eines Uebernatürlichen und Außerordentlichen in die Seele wirft; denn Schweden ist das Arsenal alles Glaubens an Gespenster, Hexen, Elfen, Nixen, Incuben, Zauberer und an die abenteuerlichen Kräfte all' dieser Wesen.

Der Lieutenant Gad war bleich geworden, und ging, ohne ein Wort weiter zu reden, den Fremden mit scheuen Blicken bestreifend, auf das Verdeck zurück. Sein verstörtes Aussehen verkündete, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse, und der Eine und der Andere, der sich, in Bezug auf ein freundschaftliches Verhältniß zum Lieutenant, etwas erlauben durfte, trat ihm mit der Frage, was es gäbe, in den Weg. Der Lieutenant vertraute seinen Freunden, was er so eben selbst mit Staunen erfahren hatte, und seine Seelenstimmung ging schnell auf die Andern über, und bald lief die Kunde von den schauerlichen Eigenschaften des Fremden von Mund zu Mund, und die Matrosen plauderten darüber, sich dann und wann mit besorglichen Blicken umschauend, ein Langes und Breites.

Der Kapitän Norcroß hatte für die schauerlichen Phantasiegemälde seines Untergebenen eben keine schwedische Empfänglichkeit; still lächelnd hörte er dem ausführlichen Berichte des Unterlieutenants zu, bis dieser den Namen jenes zu seiner Zeit bekannten Naturforschers und Ritters, Grafen Digby, nannte. Nun wurde der Kapitän aufmerksam, und ging, nachdem er dem Lieutenant die Führung des genommenen Schoners übergeben und Befehle zu dessen schleuniger Ausbesserung ertheilt hatte, hinab, um selbst mit dem Fremden zu reden. Dieser hatte sich in einem Zustand von Erschöpfung, der eben nicht zu Gunsten seiner

übernatürlichen Kraft sprach, auf eine Kanone gelegt, und erhob sich nur mit Mühe, um den Gruß des Kapitäns zu erwidern.

„Wenn es mir auf der einen Seite nicht anders als Leid thun kann, Euch verwundet zu sehen, mein Herr," sprach Norcroß verbindlich, „so freut es mich auf der andern gewiß eben so sehr, einen so tapfern und unerschrockenen Mann der Krone Schweden vielleicht in Euch erworben zu haben. Kennt Ihr meinen Namen?"

„Ich habe nicht die Ehre, obgleich ich Euch in Hamburg sah, freilich ohne einen Seehelden in Euch zu ahnen," versetzte Jener mit edlem Anstand. „Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr mir etwas Näheres über Euch zu erfahren vergönnen wollt."

„Darf ich auf Erwiderung dieser Gefälligkeit rechnen? Mein Name ist John Norcroß; ich bin Kapitän dieser Fregatte Graf-Mörner, Kaperschiff Seiner Majestät des Königs von Schweden."

„Ihr seid ein Engländer," fiel Jener rasch und lebhaft ein.

„So ist's, und mein Name schon kann das bezeugen. Doch seht Ihr, daß ich mit Leib und Seele ein Schwede geworden bin."

„Doch seid Ihr noch immer ein treuer Anhänger Seiner Majestät des Königs Jacob des Dritten und seines erlauchten Hauses?"

„Ich bin's!" versetzte der Kapitän mit Stolz, „und darf es frei bekennen unter dieser Flagge." Damit deutete er durch die Treppenöffnung hinauf nach den drei goldenen Kronen, auf welche die Sonne eben ihren herbstlichen Blick warf, und die der Wind prächtig entfaltete.

„Aber wer seid Ihr, der Ihr mich zu kennen scheinet?“ fragte Norcroß jetzt den Fremden.

„Ich hörte einst Euern Namen an einem andern Orte nennen,“ sagte der Rekrut, „und ich erinnerte mich dessen wohl.“

„Wo? wo?“ fragte der Kapitän heftig.

„Zu St. Germain, im Coursaal eines unglücklichen Königs.“

„Ihr seid? —“ fragte Norcroß gespannt, und seine Hand hatte die des Fremden erfaßt. „Ihr seid? —“ wiederholte er.

„Wir werden belauscht,“ flüsterte ihm Jener zu und deutete auf des Schiffschirurgus neugieriges Gesicht, das sich näher geschlichen hatte. „Und mein Geheimniß paßt nur für Euere Ohren, Kapitän.“

Norcroß zog den Fremden an der Hand in die Kajüte und in dem hintern Theil derselben in einen verschlossenen Verschlag, welcher eigens für den Kapitän bestimmt war; die Thüre wurde von innen verriegelt, und Meister Habermann sah die Umstehenden verdrüßlich an.

7.

Unerwartete Verfügung.

Als Kapitän Norcroß mit dem geheimnißvollen Fremden Hand in Hand wieder aus der Kajüte trat, war es Abend geworden. Ueber das leichtbewegte Meer zitterte das Abendroth in tausend und aber

tausend reflectirenden Lichtern, der Wind war umgesprungen und kam, obgleich nur in matten Stößen, von Osten. Schlaff hing das Segeltuch an den Masten und Raaen, und die letzteren klapperten einförmig an den nicht angezogenen Tauen; denn es hatte des Kapitäns befehlendes Wort gemangelt, und Lieutenant Gad hatte sich sogleich nach erhaltenem Befehl an den Bord des Schoners begeben, um mit demselben nach Nordost zu steuern. Die Verwundeten waren in ihre Hangematten gebracht worden, Juel Swale hatte bereits hie und da auf dem Verdeck vergossenes Blut abgescheuert, der dritte Theil der Mannschaft war dem Lieutenant gefolgt, die nicht verwundeten Dänen hatten sich in die Winkel zurückgezogen, und nur die Rekruten, welche nicht Ursache hatten, mit ihrem Loose unzufrieden zu sein, hatten sich mit den müßigen Burschen des Graf-Mörner um den bejahrten Steuermann versammelt und schenkten seinen klugen Sprüchen und Erzählungen ein aufmerksames Ohr. Ebbe Reetz war das Orakel des Schiffs, und daß man gewohnt war, sich in allen Fällen seine Meinung zu erbitten, bewies jetzt die Anrede des Kapitäns, welcher mit dem Fremden heraufgekommen war. „Reetz, wann werden wir bei diesem uns nicht günstigen Wind in Stockholm sein?"

„Es kommt allein darauf an, wie Ihr zu fahren gedenkt, ob mit halbem Wind zwischen der Landspitze und Bornholm hindurch an den gefährlichen Ertholmen hin, oder aber direct gegen den Wind um die bornholm'sche Sandbank herum."

„Ich denke, wir thuen keins von beiden bei diesem Winde. Was haltet Ihr vom Wetter? das Abendroth könnte uns wohl sicher machen."

„Herr," sagte der Steuermann langsam und nach-

drücklich, „ich bin ein geborner Däne und war noch nicht von der Größe und dem Alter jenes flinken Buben, da nahm mich mein Vater, der Unterlieutenant auf dem Linienschiff ‚die Königin' war, schon mit gegen die Schweden, als der holländische Admiral Ruyter den Dänen im Sund zu Hülfe kam. Herr Gott! das sind sechsundfunfzig Jahre und ich war damals sechs bis sieben Jahr alt und konnte kaum das Geitau am Ende erschleppen. Das war bald nach dem schrecklichen Sturm der Schweden auf Kopenhagen in der argen Winternacht des 11. Februar 1659, wo der König Karl Gustav, unsers Königs Majestät Großvater, die Hälfte seines Heeres, seine besten Generäle und seinen hohen Kriegsruhm verlor. Ich war ein Kind, aber ich verstand den Jubel, der damals durch ganz Dänemark schallte. Nachher ging ich mit meinem Vater zur See und habe in der Zeit nicht viel mehr Land betreten, als was man mit einem Sechzigpfünder überschießen kann. Ich kenne das Gewässer hierum vom finnischen Meerbusen bis zum skager Rak und noch weiter nach Westen und Süden und Norden, wie diese meine rechte Hand, mit der ich nun schon so manches liebe Jahr das Steuer gelenkt habe; denn ich habe den Russen gedient, seit der Czaar Peter sich zuerst auf's Meer gewagt und bin nun schon wieder, seit des Königs Majestät aus der Türkei heim ist, das sind fast zwei Jahre, in schwedischen Diensten, gelockt von den schönen Versprechungen, die der König allen erfahrnen Seeleuten machte, die auf seinen Kaperschiffen fahren wollten. Ich habe sechzehn Seeschlachten mitgemacht in diesem Meere; ich habe unter dem großen Seehelden Juel gedient. — Junge, Du kannst stolz sein, seinen Namen zu führen — und wenn ich Euch sage,

daß ich alle Fahrwasser, Klippen und Sandbänke in diesem Meere kenne, wie die Züge und Linien in meiner Hand, so will ich damit nicht geprahlt, sondern nur so viel gesagt haben, daß ich trotz meinem Alter und ziemlicher Kenntniß des Meeres doch den Himmel und das Wetter nicht so weg habe, wie ich oft in meinem thörichten Wahn glaubte. Es ist ein schweres Ding um die Kenntniß des Wetters, und ich habe in meinem Leben nur eine Seele gekannt, die sich darauf verstand, das war ein Orlogsschiffsmann und blieb vor Hamburg, als der vorige König von Dänemark dieser Sadt hart zusetzte und die Huldigung von ihr verlangte; und das Wenige, was ich weiß, habe ich von dem braven Kai Lyke gelernt. Gott habe ihn selig." Die Gesichtszüge des alten Mannes nahmen einen schlaffen frommen Ausdruck an; er faltete die Hände und blickte wie gleichgültig nach dem westlichen Himmel, wo aus dem verschwindenden Abendroth ein weißer gekräuselter Wolkenstreif aufschoß und nach Osten zu immer breiter sich entfaltend hinzog, bis er, im weiten Halbkreise, vom mächtigen Horizonte verschlungen wurde.

Der Kapitän hatte die lange Eröterung mit Geduld angehört und dann und wann durch ein freundliches Nicken seine Zufriedenheit mit den Aeußerungen des bejahrten Steuermanns zu erkennen gegeben; nun sagte er mit gnädigem Gesichte: „Uns Allen, und vorzüglich mir, ist Euere Bescheidenheit wohl bekannt, Meister Reetz; sagt mir nun, was haltet Ihr vom Wetter nach Euerer schlichten Meinung, und danach wird sich ergeben, wann wir, um Bornholm bei schlimmen und durch die Meerenge bei gutem Wetter steuernd, auf directer Fahrt in Stockholm sein können; denn ich leugne nicht, ich sehne mich nach Rast und

möchte die Ehre haben, unserm allerdurchlauchtigsten Könige die allerliebste Prise selbst zu überbringen; es ist das neunte Schiff auf dieser Fahrt, welches ich aufgebracht und nach Stockholm geschickt habe, und fürwahr, es ist nicht das schlechteste. Also Euere Meinung, wackerer Meister, rund heraus und weiter nichts."

„Wenn Ihr weiter nichts von mir verlangt, Kapitän, als was ich in meinem alten Kopfe aufbringe, so muß ich Euch sagen, daß mir dieser Wolkenstrich nicht sonderlich gefallen will. Ich denke, diese Nacht werden wir noch Ruhe haben, aber morgen Nachmittag kann's kommen. Es naht jetzt die Zeit der Stürme. Die Monate, welche ein R haben, schnarchen den Schiffsleuten übel in die Ohren; der erste fängt sachte an, der zweite wird schon wilder; wir sind bald Ende October und der dritte wird uns sein R durch alle Rippen und Planken pfeifen und der Leinwand und dem Takelwerk manch' knarrendes Wörtchen sagen. Wenn wir nun auch noch nicht in Ystad anlegen, so wär's am besten, wir gingen durch die bornholm'schen Gewässer und liefen in Kalskrona ein, warteten ab, was der Himmel verfügt, und trieben dann weiter."

„Schönsten Dank, Meister," sagte der Kapitän, drückte dem an seiner Lederkappe rückenden Greise die Hand, und wandte sich wieder zu Flaxmann, den unterdessen die Matrosen mit scheuen Blicken gemessen hatten. Als sie einige Schritte sich entfernt hatten, sagte Norcroß vertraulich: „Ich wollte mir nun den Kopf abschlagen lassen auf die Gewißheit, daß wir morgen Abend Sturm haben. Der Alte ist unser untrügliches Wetterglas und wie er in allen nordischen Meeren jede Klippe, jedes Fahrwasser, jede Untiefe

und Sandbank kennt und selten das Loth zur Hand zu nehmen braucht, um die Tiefe an den Küsten zu erforschen, so kennt er auch jedes Wölkchen am Himmel und weiß, was es zu bedeuten hat. Man muß aber allemal seine ganze Lebensgeschichte in compendio hören, wenn man ihn um etwas fragt; ich bin das gewohnt und schätze deshalb den mir nützlichen Mann nicht minder. Erlaubt nun, daß ich Euch noch einige Instructionen gebe; denn wie ich Euch schon gesagt habe, morgen Abend muß das Werk ausgeführt sein, bevor der Sturm beginnt."

„Ihr seid mein Engel, Kapitän!" rief Flaxmann mit einem dankbaren Blick und Beide standen lange im Hintergrund, über den die Nacht schon ihre Schleier breitete und sprachen heimlich zusammen, von den Blicken der Schiffsleute beobachtet, die sich über die schnelle Freundschaft der beiden jungen Männer nicht genug verwundern konnten und ihre eben nicht scharfsinnigen Bemerkungen meist von der Faselei des Chirurgus erzeugt, laut und leise machten.

Der Kapitän trat heran und sagte zu dem flinken Schiffsjungen: „Juel, ruf' dem Schoner zu, daß er sich zu uns verfüge; ich habe dem Lieutenant Gad Nöthiges zu sagen." Sogleich sprang der Junge an die Kanone, die ihm zur Bedienung anvertraut war, und eh' noch Norcroß zu dem Fremden zurückgekehrt war, flammte die feurige Zunge über das Meer durch die dunkle Nacht, und die düstere Wasserfläche wurde auf einen Augenblick weithin erhellt, und der gewaltige Ruf rollte donnernd darüber hin. Kaum war die Einladung verhallt, so sah man den Schiffsjungen schon wieder auf dem Verdeck mit einer ungeheuren Laterne, in welcher eine ganze Flamme statt Licht brannte. Wie ein Eichhörnchen am Baumstamme, klet-

terte der Knabe in der Finsterniß an den Tauen und Raaen hinauf und erreichte bald den Mastkorb, wo die Laterne als Zeichen für das befreundete Schiff aufgehängt wurde. Es war noch keine Viertelstunde vergangen, so hörte man schon am Rauschen des Wassers die Ankunft des Schoners; der Kapitän ließ die Fallreetreppe auswerfen und befahl dem Führer, sich herüber zu verfügen.

Der Lieutenant erschien auf dem Verdeck des Graf-Mörner, und beim Scheine einiger Laternen, welche in der Nähe am Fock-Mast befestigt waren, hatte sich die ganze Schiffsmannschaft zusammengedrängt, um zu erfahren, was diese unerwartete Verfügung veranlaßt haben möchte.

„Lieutenant Gad," redete der Kapitän diesen im Ansicht aller an, „es macht sich nothwendig, daß ich Euch nicht allein das Kommando des erbeuteten Schoners, sondern auch der Fregatte selbst auf vier und zwanzig bis sechs und dreißig Stunden übertrage. Ich bin überzeugt, Ihr werdet mein Vertrauen rechtfertigen. Unser Bootsmann mag unterdessen sich an Bord des Schoners begeben und dort den Befehl haben. Nähert Euch morgen am Tage der schwedischen Küste, und lauft, wenn es dunkel geworden ist und ich noch nicht wieder zu Euch gestoßen bin, in den ystader Hafen ein. Dort erwartet mich. Sollte Euch morgen etwas aufstoßen, was unserm König Nutzen oder Schaden bringen könnte, so werdet Ihr dasjenige mit Verstand und Tapferkeit thun, was einem Schweden und treuen Diener seines Königs zukommt."

„Man soll die Schaluppe zurichten!" befahl der Kapitän den gaffenden Matrosen, und die Bursche überpurzelten einander, um die erhaltene Weisung zu vollziehen. „Juel Swale!" rief der Kapitän dem Schiffsjungen zu: „Du scheuerst Dich jetzt von Kopf

zu Fuß in Seewasser, und fährst dann in Deine Livree; nachher will ich Dich noch mit Eau de Lyon einsalben, damit Dir der Theergeruch etwas vergehe. Ferner schaffst Du meine Staatskleider mit Allem, was dazu gehört, in's Boot. Vergiß nicht einige Strickleitern und Waffen für sechzehn Mann mitzunehmen, wir könnten sie brauchen." Bald war das Befohlene in der Kajüte des Boots und beim Schein der Laternenlampen sah man die nackte Gestalt des Schiffsjungen um das Boot herum sich in die dunkeln Gewässer tauchen und trotz der herbstnächtlichen Kälte derselben sich behaglich bewegen. Es verging auch keine Viertelstunde, während welcher die auf das Boot beorderten Matrosen ihre Vorkehrungen zur Abfahrt machten, als Juel Swale in einen netten Jockey umgewandelt vor seinen Herrn trat. Der Kapitän lobte ihn und wandte sich zum Steuermann: „Wohlan, Meister Reetz, Euerer Vorsorge wollen wir uns in dieser dunkeln Nacht anvertrauen. Ihr sollt uns führen. Euer Dienst soll unterdessen nicht zu Euerer Unzufriedenheit versehen werden; dafür bürgt Euch Lieutenant Gad." Der Steuermann befolgte schweigend den Befehl und verfügte sich in die Schaluppe. „Lieutenant Gad," sprach der Kapitän weiter, „Herr Flaxmann hier wird sich an Bord des Schoners begeben und da derselbe im Seewesen keineswegs unerfahren ist, so werdet Ihr Euch nöthigenfalls mit ihm verständigen. Wenn er auch gerade nicht als Kommandeur auftreten will, so werden die Leute des Schoners doch wohl thun, seinen Winken zu folgen."

Der Lieutenant war nicht weniger über diese neue Verfügung, wie über das ungewöhnliche und vom Kapitän stark betonte Prädicat: „Herr" erstaunt, welches der Kapitän dem dänischen Rekruten beilegte; doch an

strengen Befehl gewöhnt, verbeugte er sich, obgleich mit einem leisen Kopfschütteln. Bald darauf ertönte der Ruf des Steuermanns aus dem Boote, daß bis auf den Kapitän Alles zur Abfahrt bereit sei, und Norcroß geleitete den geheimnißvollen Fremden höflich an Bord des Schoners; dort hatten sie eine lange geheime Unterredung zusammen, und der Kapitän schied endlich nach einer von vielen Schiffsleuten bemerkten herzlichen Umarmung, und begab sich auf die Schaluppe. Dort hüllte er sich in seinen Mantel; auch Juel wurde mit einem anständigen Ueberkleide versehen. Der Steuermann sah den Kapitän fragend an, aber dieser wartete ruhig, bis Schoner und Fregatte so weit entfernt waren, daß das Boot von dort aus nicht mehr gesehen werden konnte, dann sagte er laut: „Westsüdwest!“ Sogleich strichen die starken Bursche die langen Riemen mit Kraft, und das leichte Fahrzeug flog auf der dunklen Meerfluth wie ein vom Bogen abgeschnellter Pfeil dahin.

„Meint Ihr, Reetz, daß wir vor Tagesanbruch in Kopenhagen sein könnten?“ fragte der Kapitän den Steuermann leise.

„Herr Gott!“ versetzte dieser, „so fragte der König Christian der Fünfte von Dänemark in dem für Schweden gar bösen Jahre 1677, nachdem er die Insel Rügen eingenommen hatte und wieder nach Kopenhagen zurückfahren wollte. Es war am sechzehnten October, es ist mir noch erinnerlich, als wenn's vor drei Wochen geschehen wäre. Ich hatte wohl allerlei am Himmel bemerkt, was mir nicht absonderlich gefiel, aber ich war ein junges Blut, Unterbootsmann und verstand nichts vom Wetter; als nun der König fragte, stand ich nicht weit davon. Der Kapitän der Fregatte, die bestimmt war, den Herrn zu tragen, ant-

wortete kurz und als hätt' er dem lieben Herrgott in's Logbuch gesehen oder wisse um seine Geheimnisse, weil er sich Du mit ihm nannte: Diese Nacht werden Eure Majestät in Höchstdero Bette schlafen. Ich dachte: Na, Sturm und Wind kehren sich an keines Königs Majestät und wenn sie daher brausen in ihrer Gewalt, dann müssen die mächtigsten Herren der Erde schweigen. Zehn Schiffe begleiteten den König als Geschwader; Nachmittags blies aber des Herrn Odem und warf uns umher; die Nacht kam heran und die bösen Anzeichen des Himmels machten uns Allen angst und bange. Die See tobte fürchterlich und warf uns nach Südosten, so daß der König, wenn er noch hätte hoffen dürfen, vom Himmel verschont zu werden, fürchten mußte, den Schweden in die Hände zu fallen. Da habe ich erfahren, welch' ein armseliger Mensch ein König ist, wenn die Hand des wahrhaftigen Königs des Himmels und der Erde über ihm schwebt. Da habe ich einen König beten sehen aus Herzens Grund und ohne Heuchelei, und das ist fürwahr eine Seltenheit. Ich will Euch aber nur das gesagt haben, auf Euere Frage, Kapitän, daß die Antwort nur der weiß, der die Stürme erregt und sänftigt und in dessen Hand das Weltmeer ein Tropfen ist, der vom Hauche seines Mundes erzittert. Denn denkt Euch, Kapitän, der Sturm hielt damals fünf Tage und vier Nächte an, und schon am zweiten Tage früh, als es hell wurde, sahen wir kein einziges Schiff mehr vom Geschwader des Königs. Wir warfen einen Anker aus, aber das Tau zerriß, als wenn ein Knäblein einen Zwirnsfaden zerreißt; wir verloren nach einander die drei großen Anker; der Sturm zerbrach das Steuer und riß es fort, und schon am dritten Tage hatten wir kein Boot mehr. Da war die Noth groß, aber sie

sollte noch größer werden. Denn in der dritten Nacht wurden wir an ein Felsenriff, wahrscheinlich an der Küste von Blekingen, geschleudert, welches das Schiff so sehr beschädigte, daß das Wasser so stark wie ein Mann hereindrang und kaum mit vier Pumpen, an welchen die ganze Schiffsmannschaft arbeitete, ausgeschöpft werden konnte. Die Brandung warf uns in die See zurück und wir sahen unserm Untergang jede Minute entgegen. Der König war auf seinen Tod vorbereitet und sah, wie ein Mann, der nichts mehr zu verlieren hat, in den Kampf der Elemente. In dieser äußersten Noth befahl der Kapitän den kleinen uns allein noch übrig gebliebenen Anker auszuwerfen — es war zum Lachen; denn die drei großen waren verloren gegangen, und keiner hatte eine Viertelstunde gehalten; was sollte uns der kleine nützen? Aber der Herr bedient sich gar oft eines unscheinbaren Werkzeugs, um Wunder damit zu verrichten und sich daran zu offenbaren. Das gute und trostreiche Sprichwort: wenn die Noth am höchsten, ist die Hülf' am nächsten, bewährte sich am Könige von Dänemark. Der Anker — begreif's Einer! — hielt fest und rettete uns alle vom Tode. Als nun am fünften Tage der Sturm nachgelassen und der Himmel wieder blau über uns hing, lichteten wir die Anker — der König hat ihn nachher vergolden und zum ewigen Gedächtniß im Zeughause aufhängen lassen — aber wir hatten ja keine Steuer mehr und durften nicht wagen, die Segel aufzuziehen, um nicht an die schwedische Küste geworfen zu werden. So trieben wir denn noch zwei Tage und zwei Nächte kreuz und quer auf der See umher, bis wir endlich auf der bornholmischen Sandbank — Ihr kennt sie Kapitän; sie läuft wohl an die zwölf Meilen südwestlich von Bornholm und ist an manchen

Stellen zwei bis drei Meilen breit — festsaßen, vier Meilen von der Insel. Da hingen wir nun und konnten nicht mehr von der Stelle. Zum Glück entdeckte uns ein bornholmischer Schiffer und so kam denn das Volk in mehr denn dreißig Fahrzeugen und holte uns ab. Der König aber schlief erst in der achten Nacht in seinem Bette."

„Nun Ihr wißt ja, Reetz," sagte Norcroß lächelnd, „daß wir kein Bett in Kopenhagen haben, also sagt nur Euere Meinung. Gesetzt den Fall, es stieß' uns gar nichts auf, und der Himmel bliebe uns günstig, wann glaubt Ihr wohl, daß wir an der Brücke bei Güldenlund anlegen können; denn in den Hafen dürfen wir nicht hinein, das versteht sich von selbst?"

„Wenn Ihr weiter nichts wissen wollt, als meine Meinung, Kapitän, so denk' ich, daß wir in der dritten Nachtwache anlegen können."

„Und Ihr wißt jedenfalls gute Schlupfwinkel in der Nähe von Güldenlund, wo Ihr das Boot ein oder zwei Tage verstecken könnt, bis ich mein Geschäft in Kopenhagen abgemacht habe?"

„Es wäre nicht gut," entgegnete der Steuermann, „wenn ein Mann, dessen Blick, als er zum erstenmal die Augen aufschlug, auf jenes Meer fiel, welches zwischen Seeland und Schonen sich ausbreitet, und sein langes Leben meist auf diesem Meere zugebracht hat, nicht alle Buchten und Meerzungen, ja was sag' ich, alle Gestrüppe und Felsenlöcher kennen sollte. Gebt mir Wind und Wasser, wie ich's brauche, und es soll kein Strich an der Küste von Seeland sein, so weit man ihn mit einem Vierundzwanzigpfünder bestreichen kann, wo ich Euch, und wären die Klippen noch höher und zackiger, nicht dies Boot drei Tage und noch länger verberge. Da war der große Juel,

an dem Tage, wo er die schwedische Flotte zerstörte, in Verlegenheit — —"

„Nun wohlan!" rief Norcroß, und verfügte sich in die Kajüte, um sich dem Schlaf zu überlassen, woran ihn des Steuermanns neue Erzählung mit Gewalt mahnte, doch dieser wurde dadurch verhindert, seine Fata unter dem großen Juel an selbigem Tage zu erzählen. Da er aber ein gar duldsamer Mann war, so war er darüber nicht böse, sondern that unverdrossen seine Schuldigkeit.

8.

Zauberei.

Die Fregatte Graf-Mörner und der von ihr erbeutete Schoner hatten sich vor Anker gelegt, und ihre Bewohner überließen sie dem sanften Schaukeln auf der Meerfluth, welches sich allmälig in den schönsten Schlaf wiegte, den ein Seemann auf dem Wasser zu schlafen vermag. Ein von der Fregatte ausgesetztes Boot brachte beide Schiffe mit einander in Verbindung.

Der Chirurgus ging unruhig auf der Fregatte umher und besah sich, seiner Pflicht gemäß, seine Kranken; er war noch einsylbiger als sonst und sprach der Rumflasche noch häufiger zu. Dabei brummte er und schüttelte den Kopf, als gehe er über etwas mit sich zu Rathe und könne sich doch für nichts entscheiden und bei genauer Abwägung des Für und Wider zu keinem Resultate gelangen. Die Kranken fertigte er kurz ab und ließ, als er zufällig in die Nähe des

Lieutenants Gad gekommen war, seine Augen lange starr und prüfend auf dem Gesichte desselben hängen.

„Nun, Meister!“ sagte dieser mit dem Tone jener hochmüthigen Anmaßung, die, den Augenblick der ihr übertragenen Gewalt benutzend, sich geltend und wichtig zu machen sucht, „wollt Ihr nicht auch unsere Verwundeten auf dem Schoner vor Schlafengehen besuchen?“

„Ich war eben daran, das Boot zu besteigen,“ versetzte der Wundarzt, und schien den übermüthigen Ton in des Lieutenants Stimme zu überhören, den sein widerspenstiger Charakter nicht ertragen haben würde, wären in seinem Kopfe nicht eben ganz andere Dinge vorgegangen. „Mit Verlaub, Lieutenant, es wäre wohl unser Schade nicht, wenn wir dem Herrn da drüben — denn etwas Vornehmes ist's gewiß — die Ehre anthäten, Eins mit ihm zu trinken. Ich will nicht behaupten, das es Euch und mir gerade zukäme, ihm das Kompliment zu machen, aber Ihr habt doch gesehen, wie der Kapitän mit ihm umging. Doch es soll ganz Euerm Ermessen anheimgestellt sein; ich muß ja ohnedies hinüber und wäre freilich gern in Euerer Gesellschaft gefahren.“

Des Lieutenants geistige Gaben waren nicht von der Art, um begreifen zu können, daß hinter des Chirurgus Antrag eine andere Absicht verborgen sei, als dem fremden Manne eine Ehre anzuthun, und er erwiderte deshalb kurz:

„So lang ich nicht weiß, wer die Leute sind, trink' ich mit Keinem, um nicht in Gefahr zu kommen, mich weggeworfen zu haben. Hat Kapitän Norcroß seine Gründe gehabt, mir nicht zu sagen, wer dieser sonderbare Mann ist, so habe ich die meinigen, die Gesellschaft desselben nicht zu suchen.“

„Es wäre, mit Verlaub zu sagen, sowohl Euerm als meinem Interesse mehr angemessen, die Gesellschaft dieses Mannes zu suchen. Wir sind doch Beide von der Natur nicht verwahrlost, und man könnte vielleicht an dem und jenem abnehmen, was es mit diesem Herrn Flaxmann und der wunderlichen Nachtfahrt des Kapitäns, die sicherlich zusammenhängen, für eine Bewandtniß habe. Mit Verlaub, Lieutenant, würdet Ihr denn böse sein, wenn Ihr auf eine listige Weise hinter das Geheimniß kämt? Und daß es was Wichtiges ist, geht aus allen Indicien hervor."

„Nun, wie wolltet Ihr denn mit Euerer List, deren Last eine Mücke auf dem Schwanze über den Sund von Seeland nach Schonen trägt, das Geheimniß erforschen?"

„Ihr müßt Andrer Gaben nicht immer nach den Eurigen beurtheilen," versetzte der Chirurgus giftig. „Und wenn meine List auch nur ein einziges granum salis ist, so hab' ich dasselbe auf das rechte Fleckchen gerichtet, wo's Wunder wirken soll, und mehr als Euere Centnerweisheit."

„Und dies Fleckchen wäre?"

„Der Fremde ist viel zu vornehm, um Schiffschirurgus werden zu wollen, was ihm bei seinen erstaunenswerthen medicinischen Kenntnissen ein Leichtes wäre, aber es wird ihm eben so leicht sein, sich in die vacante Stelle des Kapitänlieutenants zu schieben, und daß es ihm auch dazu nicht an den gehörigen Kenntnissen gebricht, hat man ja deutlich genug aus des Kapitäns eigenem Munde vernommen, als er ihm das Kommando auf den Schoner übertrug."

„Was meint Ihr für ein Fleckchen, Meister Habermann?" rief der Lieutenant ungeduldig.

„Ja, es könnte, mit Verlaub zu sagen, sogar der

Fall sein, daß dieser Fremde von hoher Bedeutung sogar das Kommando des Graf-Mörner überkäme, wenn, wie man schon gesprochen hat, Kapitän Norcroß ein größeres Schiff als unsere Fregatte zur Führung erhält."

„Wie heißt das Fleckchen?" donnerte der Lieutenant in Verzweiflung und packte den Schiffschirurgus bei beiden Achseln, den kleinen dicken Mann hin und herschüttelnd, der in dieser kurzen Unterredung einem klügern Kopf, als der des Lieutenant Gad war, hinlängliche Beweise seiner List gegeben haben würde.

„Es heißt: die Brieftasche, die der Fremde auf der bloßen Brust trägt," versetzte Meister Habermann lächelnd.

„Die Brieftasche? Ihr habt Recht! Ja, wer die Brieftasche hätte!" rief Gad gedankenvoll.

„Ich verschaff' sie Euch, wenn Ihr gemeinschaftliche Sache mit mir machen und mit hinüber auf den Schoner fahren wollt."

„Ihr?" sagte der Lieutenant verächtlich mit einem spöttischen Blick auf den Chirurgus.

„Gebt mir Euer Ehrenwort, mich nicht verrathen zu wollen und fahrt mit hinüber, dann verschaff' ich Euch die Brieftasche."

„Der Kuriosität halber thu' ich's schon, um eine Probe Euerer Schlauheit zu sehen, von welcher mir noch wenig bekannt worden ist. Wie aber wollt Ihr's anfangen, Meister?"

„Das werd' ich Euch nicht erst verrathen! Drum laßt mich, mit Verlaub, darüber schweigen. Sorgt nur für die Ingredienzien eines guten Punsches!"

„Aber der Fremde ist ja verwundet und darf nicht trinken. Er hat das Wundfieber jedenfalls schon jetzt."

„Dafür laßt mich sorgen, Lieutenant. Ein Medicus darf schon wagen, was dem Volke verboten ist.“

Gad vergab seinem Stolze etwas und sagte dem Wundarzte seine Begleitung zu. Dieser kramte nun noch eine kurze Weile in seiner Schiffsapotheke, nahm einige Schachteln und Phiolen mit und stieg dann mit dem Lieutenant die Treppe hinab in das Boot. Als sie das Verdeck des Schoners erstiegen hatten, empfing sie Flaxmann mit all' der gebräuchlichen Umständlichkeit, mit Anstand und Höflichkeit gepaart, und da der Schiffschirurgus nicht verfehlte, dem Fremden alle einem Schiffskommandeur gebührlichen Ehrenbegrüßungen zu erweisen, so wurde der Lieutenant Gad selbst gegen seinen Willen fortgerissen, ein Gleiches zu thun. Flaxmann schien vergessen zu haben, daß ihm dergleichen doch eigentlich nicht zu käme und unterhielt sich mit den Angekommenen in einem vornehm freundlichen, herablassenden Tone, der den Lieutenant am Ende doch zu ärgern begann.

„Lieutenant Gad,“ sagte der Chirurgus mit seiner behaglichen Pfiffigkeit, „hat nicht unterlassen können, mich auf den Schoner zu begleiten, der ich nach meinen Kranken zu sehen gekommen bin, damit er sich selbst nach Ew. Gestrengen Befinden erkundige.“

„Ich bin Euch sehr für Euere Aufmerksamkeit verbunden, Herr Lieutenant,“ sagte Flaxmann mit einer artigen Verneigung; „obgleich mich meine Wunde etwas schmerzt, so ist sie doch von der Art, mir gerade keine großen Molesten zu machen. Die Geschicklichkeit unsers wackern Meister Habermann hat das Ihrige gethan, um jeder bösen Folge vorzubeugen.“

Gad antwortete nicht und warf dem Chirurgus nur zornige Blicke zu. Dieser aber kehrte sich nicht daran, sondern fuhr, um keine verlegenheitbringende

Windstille eintreten zu lassen, fort: „Die Abende sind lang, und der Schiffer liebt die Geselligkeit. Das Wasser schneidet ja Einen ohnedies von der übrigen Menschheit ab. Der dänische Lieutenant, unser wackrer Bootsmann, Meister Pehrsohn und was sonst unter den Rekruten sich zu unsrer Gesellschaft paßt, werden gerade nicht böse sein, wenn ich vorschlage, den Abend in Lust und Heiterkeit bei einander zuzubringen. Wein und Rum haben wir mitgebracht, um einen trefflichen Grog daraus zu brauen, und so dächt' ich, mit Verlaub, wir hingen den Kessel über das Feuer und bäten die Gesellschaft zusammen, während ich zu den zerhauenen und zerschossenen Schlingeln gehe."

„Euer Vorschlag ließe sich wohl hören," versetzte Flaxmann, „und würde unbedingt von uns angenommen werden, wenn nicht drei von uns verwundet wären, denen der Genuß geistiger Getränke beschwerlich werden dürfte."

„Dieser Besorgniß bin ich, mit Verlaub zu melden, bereits zuvorgekommen," tröstete Habermann. „Ihr, als ein wohlerudirter Medicus, werdet diejenigen Mittel kennen, welche einer Erhitzung des Blutes vorbeugen. Seht hier in dieser Phiole das berühmte Oleum des großen Arnoldus de Villa nova wider das Fieber, ferner ein Pulver von Bibergeil und Judenpech, welches wir in das erste Glas Grog mischen; auch habe ich einige abracadabra*) mitgebracht, deren Ihr Euch gegen jede böse Folge mit großem Nutzen bedienen könnt."

---

*) Ein Amulet, welches aus einem, durch die wiederholten Buchstaben des unverständlichen Wortes Abracadabra gebildeten, auf einen Zettel gemalten Dreiecks bestand, zur Abwehr und Vertreibung des Fiebers an den Hals gehängt

Der Bootsmann Pehrsohn ließ nicht gern eine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen, wobei etwas für seinen Magen zu erlangen war, und da er ohnedies einige Tage abwesend gewesen und lange keiner geselligen Zecherei beigewohnt hatte, erhob jetzt seine etwas schwerfällige Stimme und sprach:

„Ein Mann, der in allerlei Zauberwerk wohl erfahren ist, sollte sich nicht weigern, mit ehrlichen Leuten zu trinken, aus Furcht vor dem Fieber. Laßt unsern Dänen dort den Firlefanz verschlucken, den Meister Habermann da anschleppt, der gute Lieutenant wird sich freuen, wenn er sieht, daß wir die Freundschaftsflagge aufziehen und seinen Gram, die Rekruten nicht nach Kopenhagen gebracht zu haben, im kräftigen Dampfe unsres Tranks verfliegen lassen. Und wem habt Ihr denn sonst die Ehre noch zugedacht, Herr, der heute die See hat roth färben helfen?"

„Es ist dies einer von den Rekruten, ein tüchtiger Seemann und geborner Franzose, der sich um mich verdient gemacht hat. Er heißt Pierre Courtin und hat einen Streifschuß am linken Backen erhalten."

„O, mit Verlaub," rief der Chirurgus, „der Backen ist nicht so zerschossen, daß er nicht ein Glas Grog so lange darin halten könnte, um es zu schlucken, und wäre er es auch, so kann sich Monsieur Courtin des rechten Backen zum Trinken bedienen, und gegen das Fieber wollen wir schon ein gutes Präservativ geben."

Der Bootsmann hatte unterdessen den Franzosen herbeigeholt.

---

wurde, und so viel heißen sollte als Vater, Sohn und heiliger Geist, oder der Vater, das Wort, der Geist. Man schrieb die Erfindung dieses Amulets, welchem man große Kräfte beimaß, dem Ketzer Basilides zu.

„Vaintre - bot!“ rief dieser, als er von einem Gelag hörte, „ein Seemann muß genug kaltes Wasser sehen, soll er nicht was Warmes trinken, das zwar auch aussieht wie Wasser, aber schmeckt wie Rum und französischer Wein mit einem Zusatz von Zucker? Mir ist's eben auch recht, daß ich unter die braven Schweden gerathen bin; sie werden einen Kerl, der kein Kopfhänger ist und in der Marineschule in Paris sein Seestudium nicht ohne Erfolg gemacht hat, auch brauchen können, und wenn ich nicht unter Tordenschild dienen kann, so wird es mir vergönnt sein, gegen ihn zu dienen.“

„Ihr könnt Beide Dienste auf der Fregatte erhalten,“ bemerkte Gad.

„Meint Ihr mit dem Andern?“ fragte der Franzose und deutete auf Flaxmann. Der Lieutenant nickte stolz mit dem Kopfe.

„Was mich betrifft,“ warf Flaxmann lächelnd ein, „so dank ich Euch sehr für Euere Güte, mich zu placiren. Aber ich muß in der That meine Beförderung einem Höhern überlassen.“

Der Schiffschirurgus warf dem Lieutenant einen schadenfrohen Blick zu, aber befürchtend, die gegenseitige schroffe Stellung der Beiden möchte in offenbare Feindseligkeit ausbrechen und sein geheimer Zweck dadurch vereitelt werden, zog er seine Arzneimittel hervor und begann die Mischung zum Besten der Verwundeten. Der gefangene dänische Lieutenant wurde herbeigeholt und der Schiffskoch, von Meister Habermann beordert, richtete schon Kessel und Feuer zu, während er selbst seinen Umgang bei den Verwundeten hielt. Nach Beendigung dieses Geschäfts verfügte er sich wieder zur Gesellschaft und hing denen, welche er vor dem Fieber sichern wollte, zuerst die Amulete an.

Der Franzose riß den Zettel wieder vom Halse, betrachtete ihn mit einer possirlichen Neugierde und warf ihn unter Absingung eines auf den Schiffen gebräuchlichen Begräbnißliedes, wobei er nicht unterließ, einige komische Einschaltungen zu improvisiren, mit karrikirter Ceremonie über den Backbord in's Meer, an welcher Seite des Schiffs bekanntlich blos die Leichen unehrlicher Leute, nichtswürdiger Buben 2c. in's feuchte Grab gesenkt werden. Die Andern lachten und der Chirurgus ärgerte sich. Der Franzose schien aber seine Insolenz noch weiter treiben zu wollen, jedoch ganz für sich, und ohne daß die Andern etwas davon merkten. Als nämlich Meister Habermann mit seinen Mixturen und Latwergen angerückt kam und jedem Verwundeten mit funkelnden Augen seine abgemessene Dosis zuertheilte, ließ Monsieur Courtin, entweder weil er pfiffig, schlau und gewandt, im Benehmen des Wundarztes etwas Auffälliges bemerkt hatte, oder überhaupt von einem unüberwindlichen Abscheu gegen alle Medizin erfüllt war, den alten dänischen Lieutenant und Flaxmann willig ihr Theil zuerst nehmen. Der Chirurg beobachtete diese Procedur mit einer fast ängstlichen Aufmerksamkeit und gab nun auch Courtin das Seinige hin. Dieser wendete sich aber, indem er sich anstellte, als verschluckte er seine Portion, goß sie aber rasch durch eine Lucke der Kajüte hinaus in das Meer, in dessen weiten Raum er die Essenz besser aufgehoben glaubte, als in seinem Bauche; dabei wußte er so trefflich zu spielen, daß Meister Habermann sich völlig überzeugt hielt, der launige Franzose habe sein Theil so gut, wie die beiden Andern. Der Heilkünstler mischte hierauf vergnügt den Grog und bediente als Wirth die in kurzweiligen Gesprächen sich ergötzenden Gäste. Man

hatte keine Stunde beisammen gesessen, als der alte Däne über eine nicht zu überwindende Schläfrigkeit klagte und sein Haupt auf den Tisch neigte und einschlief. Flaxmann entgegnete, daß er dasselbe Verlangen fühle und Habermann erörterte in breiten und langweiligen Demonstrationen, daß dies Folge des Blutverlustes sei, und obgleich die Arzenei das Fieber verhindert habe, so dürfe sie doch den zur Genesung so höchst heilsamen Schlaf nicht auch aufheben, und er rathe wohlmeinend, sich demselben zu überlassen. Er predigte aber bereits schlafenden Ohren, denn Flaxmann war von der Macht des Triebes bezwungen, auf der andern Seite des Tisches eingeschlummert und der pfiffige Franzose, den noch kein Schlaf angewandelt hatte, erheuchelte wenigstens eine gleiche Müdigkeit. Meister Habermann hatte die Wirkung des Schlaftrunkes, den er in die Arzenei gemischt hatte, mit Luchsaugen beobachtet; nun da er des Erfolgs gewiß zu sein glaubte, winkte er dem Lieutenant verstohlen und sagte: „Ich dächte, Lieutenant Gad, mit Euerm Verlaub, wir brächten die Schläfer in ihre Hängematten.“ Der Bootsmann bot seine Hülfe an, erhielt aber vom Lieutenant einen Befehl, der seine Entfernung nach sich zog. Sobald sie sich allein sahen, fiel der Chirurg mit einer zur Wuth gesteigerten Neugierde über Flaxmann her, indem er triumphirend rief: „Seht, Lieutenant, wie ein dummer Deutscher noch Witz genug hat, das Euch unmöglich Scheinende auszuführen! Die geheimnißvolle Brieftasche wird sogleich in unsern Händen sein.“

Gad gönnte dem sich aufblasenden Wundarzt gern den wohlfeilen Triumph, und hatte selbst für weiter nichts Sinn, als das Büchlein, in welchem sie Beide die Lösung aller Räthsel dieses Tages vermutheten,

an sich zu bringen. Habermann hatte dem schlafenden Fremden das grobe Wamms aufgeknöpft, seine gierige Hand suchte nach der Oeffnung des Hemdes, und einen Augenblick darauf zog er das Etui hervor. Aber ein neues Hinderniß stellte sich ein; es war mit einer Schnur künstlich am Leibe befestigt und der Chirurgus suchte vergebens nach einem Knoten, den er zu lösen und nach abgemachter Sache wieder zu schlingen gedachte. Er äußerte mit lauten Worten seine Verlegenheit und der Lieutenant rieth, vor Neugierde brennend, kurzen Prozeß zu machen und die Schnur zu durchschneiden. Der Chirurgus wollte Bedenklichkeiten über die Folgen äußern, aber der Lieutenant hörte nichts, sondern ergriff das Bindezeug des Wunddoctors, um ein Messer oder eine Scheere zur Ausführung seines Vorsatzes daraus hervorzuziehen. Habermann starrte unterdessen mit vor Gierde thränenden Blicken, die äußre rothe Hülle des Büchleins an, und entdeckte, daß die Decke von einer Kugel verletzt war. Dadurch wurde ihm die wunderbare Erhaltung des Fremden auf eine natürliche Weise klar und er fing an, einzusehen, wie es möglich sei, daß der Wundermann die Kugel von sich geben könne, ohne gerade ein Zauberer zu sein. Eine zweite weit ärgerlichere Bemerkung des Chirurgen an der Brieftasche war, daß dieselbe mit einem Schlosse versehen und kein Schlüssel, solches zu öffnen, zu erspähen war. Er äußerte diesen zweiten unangenehmen Umstand mit einem derben Fluche, doch Lieutenant Gad sagte trocken: „Haben wir das Ding einmal in der Hand, soll uns auch das Schloß nicht kümmern. Geschnitten muß werden, und es ist nun einerlei, ob wir die Schnur allein oder auch die Decke des Büchleins mit zerschneiden; also frisch darauf!“ Und sofort setze er sich in

Bewegung. Aber in demselben Augenblicke wurde der Eine rechts, der Andre links mit einer solchen Gewalt zurückgeschleudert, daß sie sich überpurzelten und mit unwillkürlichem Zetergeschrei das Entsetzen, welches sie erfaßte, ausdrückten. Als die Matrosen herbeieilten, fanden sie die Lampen verlöscht, die Beiden zitternd am Boden und die drei Uebrigen schlafend auf dem Tische liegen. Der Franzose Courtin, der sich die Freude nicht hatte versagen können, den beiden Sündern diesen Schrecken einzujagen, hatte sich schnell wieder, nachdem er die Lichter ausgeblasen, in seine vorige Position begeben, und so fiel es Keinem ein, ihm dasjenige Schuld zu geben, was man vielmehr für Wirkung einer magischen Kraft hielt, die dem geheimnißvollen Fremden zu Gebote stände, und im Augenblick seiner Gefahr selbst ohne sein Zuthun ihm beistehe. Sowohl Habermann als Gad waren von einem so furchtbaren Grauen befallen, daß es Keiner wagte, sich dem sonderbaren Manne zu nähern. Sie gingen wie begossene Hunde davon, überließen die Schläfer ihrem Schicksal, ließen sich auf die Fregatte übersetzen und suchten, sich vor einander schämend, das Lager. Nichts aber gleicht dem Schrecken des Chirurgus, als er am andern Morgen mit sichtbarer Verlegenheit auf das Verdeck des Schoners stieg, um seine Kranken zu besuchen, und Flaxmann ihm frei entgegen trat und die dunkelgesponnene List nebst der verunglückten Ausführung Zug für Zug vorhielt. Der bestürzte Mann sank in die Knie und erhob seine Hände jammernd zu dem fremden unbegreiflichen Manne. „Vergebt, vergebt!“ rief er, „ich erkenne, mit Verlaub, Euere große Macht. Ich war ein Blinder und Irregeleiteter!“

„Euch soll vergeben sein,“ versetzte Flaxmann

„Merket an dieser Lection, daß die mir zu Gebote stehenden Geister mich nie verlassen. Ich wußte ja daß Ihr mir einen Schlaftrunk gabt, aber ich wollte doch sehen, was Ihr bezwecktet und Euch meine Macht ahnen lehren."

Von diesem Augenblicke an galt der Fremde für eine Art überirdischen Wesens auf beiden Schiffen, und der im höchsten Grade abergläubische Lieutenant Gad wagte keinen Fuß am Bord des Schoners zu setzen.

9.

Zur Jagd des Kronprinzen.

Ein freundlicher Herbsttag lag auf den nordischen Gegenden. Die Nebel, welche fast das ganze Jahr über auf den Gewässern lasten, hatte die klärende Herbstsonne verdrängt und ihre Kraft gewährte eine weite Aussicht auf die blaue Fluth und die hellen Küsten.

Der Kronprinz Christian von Dänemark (siebenzehn Jahre alt) hatte zu Ehren Kathinka's, der Gemahlin des russischen Czaars Peter, welcher mit derselben einen Besuch in Kopenhagen machte, eine glänzende Jagd einige Meilen nordwestlich von Kopenhagen angeordnet, und man sah an diesem Morgen eine Menge Hofherren zu Pferde und Hofdamen zu Wagen aus der Residenz eilen, theils um selbst der Freuden der Jagd an einem so herrlichen Tage, wie dieser zu werden versprach, theilhaftig zu sein, theils

um durch Anschauen der Lust Vergnügen zu empfinden. Einige von den Damen schienen nach ihrer Kleidung zu schließen, selbst gewillt, als Nymphen der Diana die Spur des Wildes mit zu verfolgen, und an der Spitze dieser muthigen Amazonen sah man die siebenundzwanzigjährige Czaarin; andre dagegen — und das war die Mehrzahl — eilten nur an den Platz, um sich zu zeigen und auf dem nicht weit von Güldenlund ohnfern dem Seegestade gelegenen königlichen Jagdschlosse nach beendigter Jagd sich mit Tanz und andrer Kurzweil zu ergötzen.

Nicht fern vom Czaar und dem Kronprinzen sah man eine junge Dame zu Pferde, mit den wild-schönen Reizen einer Amazone, mit jenem weiblich gebieterischen Wesen und den kühnen Zügen, womit die bedeutungsvolle Göttersage die Beherrscherin der Wälder, die Jägerin Diana, ausgestattet hat, nur fehlte in dem imponirenden Gesichte der Reiterin jener starke Zug kalter Keuschheit, welcher von einer andern Seite die Göttin als nächtliche Himmelsdurchwandlerin charakterisirt; vielmehr flammte aus dem Auge der dänischen Jägerin ein süßes Feuer, welches die Männerwelt stärker anzuziehen pflegt, als die kalte Keuschheit der Mondgöttin. Die bezeichnete Schöne hatte die steife Tracht ihres Zeitalters, in sofern sie der Bewegung einer reitenden Jägerin hinderlich war, mit einem leichten grünen Jagdrock vertauscht, ebenso gab sich in ihrem übrigen Aeußern eine gewisse Nachlässigkeit kund, die in Widerspruch mit der gespreizten Gezwungenheit der übrigen Damen stand. So war an die Stelle des hochfrisirten gepuderten Toupets ein gefälliger schottischer Kopfputz getreten, in welchem manche Hofleute auch außerdem noch eine besondere politische Bedeutung suchten. Ein paar natürliche Locken quollen un-

ter dem gestreiften Baret hervor und fielen auf die halb entblößte bräunliche Schulter; der volle Busen wogte fessellos im bunten Mieder, über welches der Reitrock nur zur Hälfte gespannt war. Wer sich also von den damals noch weit stärkern Fesseln der Mode loszusagen im Stande war, um einen schönen Körper in malerischer Hülle zu zeigen, mußte von Leib und Seele ein außerordentliches Wesen sein, und wirklich entsprach schon das was man sah ein herrlicher schlanker Wuchs, ein reizendes Gesicht von etwas gedämpfter Farbe und ein großes brennendes Auge dieser Voraussetzung. Jezuweilen sah die stolze Reiterin auf die Hofschranzen, die sie umgaben, mit einem Blick voll kalter Gleichgültigkeit, dann warf sich ihr schön geschnittener Mund spöttisch auf und wenn sie ja auf die Schmeicheleien, die man ihr zuzuflüstern so geschäftig war, etwas erwiderte, so geschah es mit Hohn. Zu ihrer Rechten ritt ein fein geputzter junger Mann von mittler Statur, mager und unansehnlich; um seine Schläfe flog ein dürftiges röthliches Haar, sein flaches, farbloses Gesicht zeugte von wenig Geist und nur aus seinem blinzelnden Auge sprach ein solcher, der Geist der Lüge. Der Ausdruck des Auges gab seinem ganzen Wesen etwas Lauerndes. Wirklich neigte er sich bald zur Reiterin, bald zu seinem Nachbar, bald vor, bald hinter, und während auf seiner Lippe kaltes Lächeln schwebte, lauerten Aug' und Ohr auf Worte, Blicke, Mienen und Bewegungen seiner Umgebung.

Plötzlich sah man den Kronprinzen, einen schwächlichen aber nicht uninteressanten Jüngling, sich von dem Czaar wenden und an die schöne Reiterin heransprengen; ehrerbietig wichen die Hofleute zurück, und nur der bezeichnete Reiter zur Rechten hielt sich nicht

so weit entfernt wie die Uebrigen, und behauptete durch seine Nähe irgend ein Recht auf die Dame.

„Sie werden mir doch erlauben, verehrtes Fräulein von Gabel, Ihnen das erste Stück Wild, welches meine Hand heute erlegt, als Tribut Ihrer Schönheit, zu Füßen legen zu dürfen? Ich habe vor Kurzem noch gehört, daß Sie die edle Kochkunst trotz unserm Küchenmeister verstehen. Wenn Sie mir versprechen, das Wildpret selbst zuzubereiten, so lade ich mich zu Gast bei Ihnen dazu.“

„Sie sind sehr gütig, königliche Hoheit,“ versetzte die Dame, „mir die Gunst, das Mittel Ihrer Belohnung zu sein, vergönnen zu wollen. Dem Sieger gehört der Preis; ich werde ihn braten und Eurer Hoheit vorsetzen. Aber was soll ich mit dem Fell und dem Geweih anfangen? Soll ich Ihnen dies auch auf eine passende Weise zurecht machen, mein Prinz?“

„Ich bitte Sie, Fräulein, Ihrem Bräutigam ein paar Beinkleider aus dem Felle gerben zu lassen. Und mit dem Geweih — i zum Geweih wird sich ja wohl auch ein Liebhaber finden.“

„Mein Himmel!“ rief Fräulein von Gabel mit erkünstelter Bestürzung, „Sie wünschen wohl, daß ich das Geweih meinem Bräutigam auch zum beliebigen Gebrauche überlasse?“ Bei diesem unzarten Scherze ließ sie ihre Augen mit dem Ausdrucke von Verachtung auf dem glatten Reiter rechts ruhen, dessen Gesicht sich zum Grinsen verzog, während der Kronprinz in ein lautes Lachen ausbrach, in welches die Höflinge in der Nähe einstimmten.

„Willst Du Fell und Geweih des Hirsches zum Geschenk annehmen, Raben?“ fragte der Prinz den geputzten farblosen Jüngling. „Du sollst auch das

Fleisch mit verzehren helfen. Fürwahr, ein paar derbe hirschlederne Hosen werden Dir besser stehen, als dieser farbige Plunder, der an Deinen Beinen herumschlottert. Das Geweih kannst Du Dir in Deinem Wohnzimmer an die Wand nageln lassen, und Jedermann wird Dich für einen passionirten Waidmann halten."

„Ich sehe das Geschenk für eine Gnade Euerer Hoheit an," lispelte der Kammerjunker; das Auge des Fräuleins glühte zornig und über ihre Lippen flog ein Wort, das wie „Pinsel!" klang; der Prinz warf der reizenden Reiterin einen Blick voll Huldigung zu, und lenkte sein Pferd dicht an das ihrige. Der Bräutigam blieb zurück, indeß die Unterhaltung des Prinzen und der Dame von beiden Seiten mit Wärme geführt wurde, bis auch der Czaar, an der schönen Reiterin ebenfalls Wohlgefallen findend, hinzukam und sich in das Gespräch mischte.

Nachdem der Kammerjunker eine Zeit lang hinter seiner Braut und seinem Herrn hergeritten war, schien er einzusehen, daß er hier eine etwas lächerliche Rolle spiele; er hielt also sein Pferd zurück und ritt bald darauf neben einem der Wagen, in welchen die Hofdamen einlogirt waren.

Aus diesem Wagen bog sich auf seinen Gruß ein weibliches junges Gesicht, welches eben nicht mit den das Männerauge sogleich bestechenden Reizen jugendlicher Schönheit ausgeschmückt war, in welchem man aber bei genauerer Betrachtung so viel weibliche Grazie, züchtige Sitte und ein Uebermaß von Güte und Edelsinn gewahrte, daß man gar bald den Mangel hoher Schönheit vergaß. Das dunkelblaue Auge dieser Dame schwamm im lebendigen Ausdrucke einer reinen, gefühlvollen Seele, die Formen des Gesichts und des übrigen

Körpers hatten viel Edles, und aus ihren ungezwungenen Bewegungen entfaltete sich die duftendste Blüthe der höhern Weiblichkeit, die Blume der Sanftmuth.

„Ihre Base hat heute einmal ihre Capricen, mein Fräulein," redete der goldblonde Kammerjunker Raben die Dame im Wagen an. „In ihre Launen sich finden wollen, hieße Wasser mit dem Siebe schöpfen."

„Schätzen Sie sich doch glücklich, diese Launen ertragen zu dürfen," versetzte die Dame mit einem angenehmen Lächeln; dafür haben Sie ja den Triumph gefeiert, den Lord Palmerston ausgestochen zu haben. Ich weiß eine Zeit, Herr Kammerjunker, wo Sie keinen Preis für zu hoch geachtet hätten, um nur der Gegenstand der Launen dieses Mädchens zu sein. Sie haben Ihr Ziel erreicht, ohne weiter einen Preis zu zahlen, ein Opfer zu bringen. Was wollen Sie noch weiter? Sind Sie nicht der beneidetste Mann am dänischen Hofe? Sind Sie nicht der glückliche Bräutigam der schönen, von Aller Mund gefeierten Friederike von Gabel?"

„Leider!" versetzte der Kammerjunker mit einem Seufzer, der das lose Kind im Wagen zum Lachen brachte. Auch die übrigen Damen im Wagen standen nicht an, den Kammerjunker in's Gesicht zu lachen, der über seine Unvorsichtigkeit, die ihm in einer Anwandlung von Unmuth entschlüpft war, er wußte selbst nicht wie, erschrak, daß er sich furchtsam umsah, um sich zu überzeugen, daß sie nicht zu allzuviel Ohren gedrungen sei. Sein Kopf gab ihm kein anderes Mittel an die Hand, sich bei den Damen im Wagen aus einer für ihn großen Verlegenheit zu ziehen, als die Worte: „Leider, wollte ich sagen, bin ich von den großen Vorzügen des Fräuleins von Gabel so sehr durch-

drungen, daß ich für ihre kleinen Fehler gar kein Auge habe."

„Dazu will sich Ihr ‚Leider!‘ schlecht passen!" versetzte die Dame. „Und wenn sie ja kein Auge für die Fehler meiner Muhme hätten, weshalb wären Sie gekommen, sich bei mir über ihre Launen zu beschweren?"

„Mein werthgeschätztes Fräulein von Ove," winselte der Kammerjunker, „ich leide heute an meinem Nervenübel; schieben Sie meine unglückliche Klage auf diesen bösen Umstand; sobald mich mein Zufall plagt, bin ich geneigt, die Dinge schwärzer anzusehen, als sie sind. Ich bitte Sie deshalb dringend, lassen Sie mich die Fehler meiner schwachen Natur nicht entgelten, verrathen Sie meiner Braut nicht, daß ich in einem Anfalle meiner Nervenschwäche ein paar unbesonnene Worte über die Herrliche habe fallen lassen, der ich nicht werth bin die Schuhriemen aufzulösen. Sie wissen ja, Christina, wie ich Friederiken anbete."

„Ich weiß Alles!" rief Christina von Ove launig. „Aber wie können Sie mich für eine Hochverrätherin, für eine Majestätsverbrecherin an einer so heiligen, göttlichen, folglich ganz übermenschlichen und überirdischen Liebe halten? Nein, mein Freund, ich verstehe Sie zu schätzen sammt Ihrer Liebe. Was Ihre schwachen Nerven verschuldet, soll Ihr wachsweiches Herz nicht durch mich entgelten. Hier haben Sie meine Hand darauf, und die übrigen Damen schwören Ihnen in meine Hand hier zur Stelle einen feierlichen und leiblichen Eid, daß unsere starken Zungen keine Sylbe verrathen, die Ihre schwachen Nerven unaufgefordert ausgeplaudert. Wohlan, meine Freundinnen, schwören Sie!"

„Wir schwören!“ riefen Alle mit einem komischen Pathos, und der nun zufriedengestellte Kammerjunker verneigte sich hochvergnügt, um den verschwiegenen Damen seine verbindlichste Danksagung abzustatten.

Bald trottirte er wieder hinter seiner schönen Braut her, um nöthigen Falls zu ihren Diensten gleich bei der Hand zu sein, und die Damen im Wagen belachten noch eine Zeit lang die Angst des glücklichen Bräutigams.

10.

Der beraubte Graf.

Der Zug hatte sich noch nicht den Waldungen genaht, welche sich nordwestlich von Kopenhagen in der Nähe der Meerenge von Helsingör landeinwärts nach Frederikssund ausbreiten, als sich unter dem Gefolge des Kronprinzen das von den zur Jagdfrohn aufgebotenen Bauern herrührende Gerücht verbreitete, es sei Abends vorher ein reicher englischer Graf bei der Durchreise durch den Wald von Helsingör nach Kopenhagen von einem Räuberhaufen überfallen nnd seiner Equipage beraubt worden; er habe nur das Leben und eine Geldsumme, die er bei sich geführt, gerettet und liege mit seinem Jockey und Kutscher in einem nahen Dorfe.

Man erzählte sich viel von dieser Räuberbande, und gab mehre Beispiele ihrer Gewaltthätigkeit zum Besten; hier hatte sie einen Wanderer überfallen, dort

einen Meierhof geplündert, und es konnte nicht fehlen, daß das Gerücht von der Beraubung des Engländers zu des Kronprinzen Ohren drang. Erbittert über die Unbill, die einem angesehenen Fremden in den dänischen Staaten und auf der Insel Seeland selbst und bei der Anwesenheit des Czaars widerfahren war, gab der Kronprinz zur Stelle Befehle zur Verfolgung der Räuber, aber er hielt es ebensowohl für seine Pflicht, dem Beraubten Theilnahme an dem erlittenen Unfall zu bezeigen und durch Wohlwollen den Verlust in etwas zu vergüten; und der Czaar stimmte ihm bei. Die Fürsten beschlossen demnach, die Jagdroute über das bezeichnete Dorf zu nehmen, und den Grafen, wenn derselbe Lust bezeige, in die Jagdgesellschaft auf- und folgenden Tages mit nach Kopenhagen zu nehmen. Mit diesem Beschluß geschah den Damen ein großer Dienst; denn kaum war etwas vom Unfalle des fremden Grafen verlautet, als auch von den Theilnehmerinnen des Jagdzugs nichts weiter besprochen wurde. Die Damen schienen sich eine besondere Freude daraus zu machen, ihre Neugierde gegenseitig zu erregen, und die ausgesprochenen Muthmaßungen, ob der Fremde jung oder alt, schön oder häßlich, angenehm oder englisch finster, verheirathet oder ledig sein möchte, waren eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung. Je näher man dem Dorfe kam, desto gespannter wurde die Erwartung, und als der Zug angelangt war, sah man sämmtliche Damen aus den Wagen steigen und sich in einen Kreis um den Kronprinzen drängen, welcher einen Kammerjunker in das Wirthshaus schickte, um dem Grafen Condolenz und Einladung zu überbringen. Nun waren alle Blicke auf die Hausthür gerichtet, selbst das Fräulein von Gabel fühlte eine innere Regung, die ihr stärker vor-

kam als gewöhnliche Neugierde. Wer auf diese Weise erwartet wird, hat natürlich viel für sich; weiß er sonst noch äußere Vorzüge zu zeigen, so hat er gewonnenes Spiel. Das Ungewöhnliche ist der rascheste Sieger über das weibliche Herz.

Und doch war die Ueberraschung allgemein und groß, als der Fremde, dem Kammerjunker folgend, in der Thüre erschien und sich mit Anstand und Ungezwungenheit vor den Fürstlichkeiten und dem Hofstaat verbeugte. Dieser junge Mann zeigte ein vollendetes Aeußere, in seinem reizenden Gesicht war keine Spur des berüchtigten englischen Ernstes zu finden, sein großes dunkles, lachendes Auge bezauberte zur Stelle alle Damen. Und wie reich er sein mußte, konnte man aus seiner Kleidung abnehmen, die an gefälliger Form und einfacher, von wahrem Geschmack zeugender Pracht in der ganzen Gesellschaft nicht ihres Gleichen fand, und doch schien dies sein gewöhnlicher Anzug zu sein, so ungezwungen bewegte er sich darin, auch war er keineswegs so geputzt, wie man wohl vor ein fürstliches Haupt zu treten pflegt. Der Kammerjunker nannte dem Prinzen den Namen des Engländers, und in wenig Minuten flogen die Worte: „Graf Digby" von Mund zu Munde, und man hörte wohl hie und da den Zusatz: „Ein alter berühmter Name! Wahrscheinlich ein naher Verwandter des Kanzlers der Königin Maria und also ein Jacobit!" Der Kronprinz begrüßte den Grafen mit einer gefälligen Handverneigung, und dieser trat näher heran, verneigte sich abermals und sagte gewandt: „Fast möchte ich meinen kleinen Unfall als einen Glücksfall preisen, da er mir die hohe Gnade Euerer königlichen Hoheit zu Wege gebracht hat, die mir plötzlich in so glänzender

Herrlichkeit aufgeht, wie die Sonne nach einem kleinen Gewitterregen."

Der Kronprinz verstand gerade so viel englisch, um den Sinn der Worte des Fremden zu fassen, und fühlte sich durch das feine Kompliment geschmeichelt; er ließ dem Fremden durch den Kammerherrn von Gersdorf, der gewöhnlich seinen Dolmetscher machte, seine volle Gnade, jegliche Unterstützung und Verfolgung der Räuber, sowie nach Habhaftwerdung derselben ihre strenge Bestrafung versichern. Der englische Graf dankte mit feinen Worten für diese unverdiente Gunstbezeugung und sagte, daß er zwar durch den Ueberfall einige tausend Pfund verloren, dessen ungeachtet aber in seinem Portefeuille so viel gerettet habe, um nicht in Verlegenheit zu kommen, daß er auch bei einem kopenhagener Wechselhause mehre tausend Pfund zu seiner Disposition vorfinden werde; er werde sich aber erlauben, das volle Maß der kronprinzlichen Gnade auf den einen Punkt hinzuleiten, daß er Seiner Königl. Hoheit öfters unterthänigst aufwarten, und, wenn die Räuber eingefangen würden, um ihre Begnadigung bitten werde, da solch' armen Teufeln, die doch das Herz auf dem rechten Flecke sitzen hätten, eine so kleine Remuneration, die sich noch dazu sehr unter sie austheilen werde, zu gönnen sei.

Die originellen und gewandten Aeußerungen des Grafen wurden bewundert. Alles war entzückt, einen so feinen Gesellschafter gewonnen zu haben, und die Damen freuten sich auf den Abend, wo sie diesen Adonis, dies Muster eines vollendeten Hofmannes, in seiner vollen Glorie zu sehen hofften, und manche machte im Stillen Pläne, wie sie den herrlichen Tänzer — denn das mußte er sein — fesseln und für sich gewinnen wollte.

Der Kammerherr von Gersdorf stellte zuvörderst als Ceremonienmeister des Kronprinzen, der Form gemäß, den Grafen Digby, dem Czaar, der Czaarin und der Suite vor und machte sie mit dessen Unfall bekannt, wovon sie bereits Alle unterrichtet waren. Hernach stellte er dem Grafen den Hof einzeln vor und machte bei Fräulein von Gabel den Anfang. Kaum war ihr Name genannt als ein Blick aus des Grafen wunderschönen Augen auf sie fiel, der ihr in die innerste Seele drang.

Als die Ceremonie vorüber und eine Collation eingenommen war, wurde dem Grafen ein Pferd vorgeführt und Jagdgewehr überreicht. Sein Jockey und Kutscher wurden befehligt, ihres Herrn im Jagdschlosse des Kronprinzen, ohnweit Güldenlund zu warten.

Der Graf ritt zwischen den Kronprinzen und dem Fräulein und erzählte auf Beider Wunsch seinen Unfall, jedoch mit so viel gefälligem Humor, daß die Reiterin mehrmals in lautes Lachen ausbrach und zuletzt sich und der ganzen Gesellschaft, in des Grafen Ton einstimmend, zu dem an dem neuen Begleiter begangenen Raub gratulirte, der ihnen zu einer so angenehmen Unterhaltung verholfen. Ehe die Jagdgesellschaft am Orte anlangte, von wo aus man sich nach den angegebenen Punkten zerstreuen sollte, war der Graf schon so vertraut mit der Gesellschaft, als gehöre er zum Hofe. Die Damen fanden, und vor Allen Fräulein Gabel in deren Nähe sich der schöne Mann stets befand und die deshalb allgemein beneidet wurde — wie ungern saßen die Andern in den Wagen, wie gern hätten sie nun auch Pferde bestiegen, um den interessanten Fremdling zu umschwärmen; — Fräulein Gabel fand vorzüglich, daß der Graf alle jene schönen Eigenschaften zusammen im vollkomme-

nen Grade besitze, welche die Neugier vorhin nur einzeln an ihm gewünscht oder erwartet; er war jung, schön, liebenswürdig, gewandt, geistreich; man sah und hörte es ihm an, er kannte Welt und Hof genau, er war von hoher Geburt, reich und unabhängig, und wie sie aus einigen seiner Aeußerungen mit Gewißheit schließen konnte, noch unvermählt.

Auf einer etwas hochgelegenen Waldfläche waren Zelte aufgeschlagen, in welche die Gesellschaft einkehrte und worin sich's die Damen, außer Fräulein von Gabel, bequem machten; denn sie, die Glückliche, ritt an des herrlichen Engländers Seite auf das gegebene Signal über Stock und Stein auf und davon in den herbstlich bunten Wald, das flüchtige Wild zu erjagen.

Der geputzte Bräutigam des Fräuleins, der gelockte Kammerjunker Raben, machte für sich ein saures Gesicht, sobald er sich aber nur von einem Blick der ihn Umgebenden beachtet sah, verwandelte es sich in ein zuckersüßes. Zu seinem Verdrusse nöthigte ihn Dienstpflicht, in der Nähe des Prinzen zu bleiben. Die Jagd brauste bald nach allen Richtungen durch den Wald, das erlegte Wildpret wurde nach den Zelten geschafft, aber zum Neid der Damen erfuhr man von den Trägern, daß der Graf Digby den größten Hirsch geschossen und dem Fräulein von Gabel verehrt habe. Ein gleiches Geschenk erhielt sie vom Czaar, ein gleiches vom Kronprinzen; sie war die Gefeierte des Tags.

Als die Gesellschaft sich am späten Nachmittag wieder unter den Zelten versammelte, konnte es einem so scharfen Auge, wie das des Fräuleins Christina von Ove, nicht entgehen, daß zwischen ihrer Muhme und dem englischen Grafen Annäherungen stattgefunden hatten, die sie beunruhigten. Christine begriff, wie

dieser Mann, den ihnen ein wunderliches Schicksal in den Weg geworfen, Friederikens eigenthümliches Wesen ansprechen müsse, wie noch kein Mann ihrer frühern Bekanntschaft, und daß der Fremde dadurch nothwendigerweise Einfluß auf das fernere Schicksal ihrer Verwandten haben könne, welcher sie mit Bangen erfüllte.

Der Kronprinz, eben keiner von den geistig ausgezeichneten Menschen, fühlte sich ebenfalls vom Grafen Digby angezogen und machte ihm Elogen über seinen Geschmack; er bekannte ihm, daß auch er das Fräulein allen andern Damen am dänischen Hofe vorziehe, und ließ sich sogar so weit herab, dem Grafen auf dem Ritt nach dem Jagdschlosse mit kindischer Plauderhaftigkeit zu entdecken, daß er von Fräulein von Gabel begünstigt werde, und noch mehr zu erlangen hoffe, sobald nur die Vermählung mit seinem Kammerjunker Raben, die eigentlich sein Werk sei, vollzogen sein werde.

Der Graf erwiderte darauf, er finde an dem Fräulein, als einer geistreichen und muntern Dame, nur ein allgemeines Interesse, aber er werde nach den gnädigen Mittheilungen auch dieses nun schicklicherweise zu verschleiern suchen, um Seiner königlichen Hoheit dadurch nicht vielleicht gar mißfällig zu erscheinen.

Der Kronprinz sah sich dadurch veranlaßt, den Grafen seiner höchsten Gnade zu versichern, ihn wegen seines Geschmacks an Fräulein von Gabel noch einmal zu loben und ihn sogar aufzumuntern, dem Fräulein auf jegliche Weise zu huldigen, welches ihm und ihr gleich schmeichelhaft sein würde.

Der Graf dankte und versprach, den Wünschen des Prinzen pünktlich nachzukommen.

Auf dem Jagdschloß angekommen, verfügte sich die Gesellschaft zur Tafel, welche schon bereitet war. Das russische Herrscherpaar saß oben an, der englische Graf erhielt seinen Platz neben dem Prinzen, an ihm das Fräulein von Gabel, der glatte Bräutigam saß an der andern Seite neben dem Fräulein von Ove. Es hatte sich gefunden, daß der Graf sich in dänischer Zunge wenn auch nicht geläufig, aber doch verständlich auszudrücken vermochte. Dem Fräulein und dem Prinzen erging es mit dem Englischen ebenso, und so machte man sich verständlich, so gut es gehen wollte, und man bedurfte wenigstens des Kammerherrn von Gersdorf nicht mehr zum Dolmetscher.

„Ich habe heute zu verschiedenen Malen Gelegenheit gehabt, Ihren Muth zu bewundern, mein Fräulein," sagte der Graf im Verlauf der Unterhaltung zu Friederiken. „Mit welcher Unerschrockenheit, die ich bisher nur an Männern wahrgenommen, drückten Sie Ihr Gewehr auf die Thiere des Waldes ab. Sie haben mich und jeden Mann beschämt."

„Wo ist es denn auch ausgemacht, daß die Männer allein in Besitz muthiger Eigenschaften sein sollen?" versetzte das Fräulein. „Aus der Gewohnheit haben sie ein Recht gemacht, wie in vielen andern Fällen, aber jede weibliche Natur, die sich frei fühlt von den Schwächen, die man gewöhnlich weibliche nennt, kann ihnen doch wohl jenes angemaßte Recht streitig machen? Es giebt wohl mehr muthige Frauen, aber sie lassen sich niederhalten von der Macht der Gewohnheit und herkömmlicher Vorurtheile. Ich aber denke es nicht so zu halten."

Und das gewiß mit vollkommenem Rechte," bemerkte der Graf. „Jede Kraft in der Natur ist vorhanden, um geübt zu werden, um sich thätig zu zei-

gen. Sie haben mich entzückt durch die Beweise Ihrer männlichen Ausdauer; warum sollte ich so grausam gegen mich selbst sein, die Kraft einer weiblichen Seele nicht bis zu ihrer natürlichen Grenze zu verfolgen?"

„Bis zu ihrer Grenze? Was verstehen Sie darunter, Herr Graf?"

„Nun, ohne Ihrem Muthe, dem ich, wie schon erwähnt, meine volle Bewunderung schenke, im geringsten nahe treten zu wollen, muß ich doch annehmen, daß selbst die stärkste Frauenseele doch nur einen gewissen Horizont erreicht, über welchen hinaus dann das eigentliche Wirkungsfeld des wahren männlichen Muthes beginnt."

„Wenn ich Sie recht verstehe, so liegt auch in Ihren Worten ein Zweifel an der Möglichkeit, daß ein weibliches Wesen in allen Stücken einem Manne gleich sei."

„Sie werden mir zugeben, mein gnädiges Fräulein, daß es Fälle im Leben giebt, wo selbst der muthigste Mann nicht mit eilenden Schritten der Gefahr entgegen läuft?"

„Dann wird der muthigste Mann sich von einem Weibe beschämen lassen müssen."

„Sie setzen mich in das höchste Erstaunen, Fräulein."

„Nennen Sie mir so schreckliche Fälle, deren Gefahr die muthigsten Männerherzen erzittern macht, oder vielmehr geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, das ich jede Gefahr in jedem Falle verachte."

„Das Grauen der Nacht, die Unheimlichkeit eines unbekannten Waldes, das plötzliche Mordgeschrei einer Räuberrotte, die in der unheimlichen Beleuchtung einiger Fackeln aus dem Hinterhalt hervorbricht, das ist z. B. ein solcher Fall."

„Ein Fall, der Ihnen freilich sehr nahe liegt," lachte die Dame, „und von dessen Schrecken Sie noch erfüllt sind. Ich wünsche in diesem Augenblicke nichts sehnlicher, als allein bei stockfinsterer Nacht und im dichtesten Walde mit jenen Räubern zusammen zu treffen und Sie zu meinem unthätigen Begleiter zu haben."

„Zweifel zu äußern, wäre Unartigkeit gegen eine in jeder Hinsicht so ausgezeichnete Dame, aber den Wunsch kann ich wenigstens nicht unterdrücken, daß Sie nie allein im Walde unter Räuber gerathen möchten. Ich wünschte in diesem Falle immer dabei zu sein, wenn auch nicht als der unthätige Bewunderer Ihrer übermännlichen Tapferkeit."

Das Fräulein von Gabel wurde durch diese Andeutung eines Zweifels nur pikirter und trank hastig mehre Becher Wein, die ihr der Graf füllte. Der Czaar aber war von ihren Aeußerungen so bezaubert, daß er ihr mit der natürlichen Wärme seines Ausdrucks die schönsten Dinge sagte.

11.

Der raubende Graf.

Die Tafel war aufgehoben und der Ball sollte angeordnet werden, als dem Kronprinzen eine Meldung gemacht wurde, welche in seiner Nähe eine auffallende Bewegung verursachte; man drängte sich herbei und erfuhr, daß kaum eine Meile vom Jagdschlosse,

unfern der Küste im Walde die Räuber sichtbar geworden seien, und man sie leicht umkreisen und fangen könne. Diese Nachricht hatte auf das Fräulein von Gabel eine aufreizende Wirkung. Während in der Gesellschaft der Vorschlag, einen Zug gegen die Räuber zu unternehmen, besprochen wurde, zog sie den Grafen bei Seite und flüsterte ihm zu: „Herr Graf, meine Wünsche gehen schneller in Erfüllung, als ich ahnen konnte. Ich fordere Sie jetzt auf, mich sogleich heimlich nach dem Walde zu begleiten."

„Wie? Sie wollten? Sie könnten, mein verehrtes Fräulein? — — Nein, es ist nicht möglich! Ich habe Alles für Scherz genommen," rief der Graf erstaunt.

„Keine Einwendungen, mein Herr!" entgegnete die Dame. „Oder hat Ihr Muth jetzt schon bei dem bloßen Gedanken ein Ende, daß Sie mich begleiten sollen?" setzte Sie mit beißendem Spotte hinzu. „Zagen Sie nicht, Herr Graf, ich werde sie zu beschützen wissen."

„Wie ausgesucht grausam!" sagte der Graf bitter. „Mit Ihnen ginge ich in den Tod. Ich fürchtete allein für Sie; kein Gedanke an mich kam mir in die Seele. Doch Sie zwingen mich, alle zarten Rücksichten bei Seite zu setzen, und Sie für diesen Fall wie meinen Schlachtkumpan zu betrachten. Ich folge Ihnen."

„Wohlan, so schleichen Sie sich davon. Ich werde meinem Reitknechte Befehl ertheilen, unsere Pferde zu satteln und in einiger Entfernung von hier bereit zu halten. Laden Sie unterdessen meine Gewehre."

Der Engländer ging, um nach dem Wunsche seiner neuen Freundin zu thun. Kaum war eine Vier=

telstunde vergangen, als sie bewaffnet aus dem Schlosse trat.

„Eh' diese Menschen zu einem Entschluß kommen," sprach sie beherzt, „haben wir schon ein Dutzend der frechen Bursche unschädlich gemacht." Sie bestieg ihr Pferd. Der Graf reichte ihr die Büchse, und im Fluge stürmten sie davon.

„Ich dächte, wir hielten uns an der Küste hin bis zum Walde," sagte der Graf. „Wir verlieren die Richtung nicht, und nahe an der See sind die Räuber gesehen worden." Mit diesen Worten schlug er den bezeichneten Weg ein, sie folgte harmlos, und in kurzer Zeit hörten sie das Rauschen der hohlgehenden See.

„Horch! Hörten Sie nichts?" rief das Fräulein plötzlich. „Mir war's, als vernähme ich durch das Getöse des Meeres hindurch einzelne Laute von Menschenstimmen."

„Fast will mich's ebenso bedünken," versetzte ihr Begleiter. „Sehen Sie! Hier bewegt sich etwas. Halt! Wer da! Keine Antwort! Der Kerl verkriecht sich! Wart, Bursche!" Und augenblicklich drückte er seine Büchse auf einen Busch ab, in welchem sich nichts geregt hatte.

„Ich muß gestehen," sagte das muthige Fräulein, „daß ich dort nichts bemerkt habe, und meine Augen sind doch sonst scharf. Sollte Ihnen vielleicht Ihre ängstlich bewegte Einbildungskraft einen albernen Streich gespielt haben?" Sie lachte; aber wie bald verstummten diese spöttischen Laute! Ihr selbst hatte die feinste und raffinirteste Schlauheit den allerschlimmsten Streich gespielt. Kaum war der Schuß gefallen, als sie sich von einem Haufen handfester Männer umringt sah. Sie drückte muthig ihre Büchse ab, aber sie selbst höh-

nend klang nur der Schnepper am Schlosse; entschlossen griff sie nach den Pistolen in ihrem Gürtel, gleiches Schicksal neckte sie; jetzt blieb ihr nur der Säbel übrig, aber ehe sie Zeit gewann, sich desselben zu bedienen, war sie schon vom Pferde gezogen und entwaffnet.

„Guten Abend, Jungen!“ rief der angebliche Graf den vermeintlichen Räubern zu.

„Guten Abend, Kapitän,“ versetzten diese. „Der Fang ist Euch glücklich gelungen! Wir gratuliren! Die See geht aber auch verteufelt hoch und wir werden unsre liebe Noth haben. Es war die höchste Zeit. Wenn Ihr eine Stunde später gekommen wärt, Kapitän, so hätten wir nicht auslaufen können.“ Also sprachen die rüstigen Matrosen, und die muthige Dame erkannte mit Entsetzen, in welche Falle sie ihre Koketterie mit einem Uebermaß von Muth und Tapferkeit geführt hatte. Doch schnell war sie gefaßt und sprach mit weiblicher Würde: „Mein Herr, ich bin in Euerer Gewalt. Wer seid Ihr und was hat diese sonderbare Scene zu bedeuten?“

„Es macht mir Freude, einer so schönen Dame jetzt mit voller Wahrheit dienen zu können. Ich bin zwar ein Engländer und heiße John Norcroß, bin aber Kapitän des schwedischen Kaperschiffs Graf-Mörner. Diese Scene, mein schönes Fräulein, hat weiter nichts zu bedeuten, als Sie gefangen nach Schweden zu führen. Meine Schaluppe liegt hinter diesen Büschen versteckt, und sie werden die Güte haben, mir in dieselbe zu folgen.“

„Aber mein Himmel! Was geht mich der Streit der Könige von Schweden und Dänemark an? Was hab' ich mit Euch zu schaffen, Herr Schiffskapitän?“

„Und doch bin ich Ihretwegen unter fremdem

Ausgewählte
Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Elfter Band:

Der Freibeuter.

Erster Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1861.

nibalisch, und den Strich von
noch benutzen; so wie er um=
ßest, geht der Tanz los.“
Rock abgeworfen und saß schon
griff eine Ruderstange und ar=
n. Der Kapitän setzte noch ein
i bei und bald schoß das Schiff=
s höher steigende Wasser. Nor=
em er seine Anordnungen ge=
nenen, um welche bereits mehre
ren, und sie empfing ihn ge=
lichen Blicken.

n Fräulein, machen Sie sich's
hause so bequem als möglich,“
„wir werden bald in ein grö=
anders der Sturm uns nicht
dann hoff' ich, Ihnen auch
verschaffen zu können. Frei=
Gesellschaft des jugendlichen
rtrefflichen Bräutigams wer=
n, dafür wird eine andre,
inder angenehme Gesellschaft
r Wünsche mit der größten
llen.“

rwähnung ihres Bräutigams
ßte sie mit einem Auge voll
des Kapitäns. Jede Spur
n frevelhaften Raub war aus
den, und es konnte kaum mehr
ß ihr der sonderbare Fall nicht
die Anrede des Kapitäns er=
„Wer nur vermochte Euch
mir durch bloße Erzählung ein=
ntet Ihr aus einer solchen Be=

Namen und in diesem Gallarock an die feindliche Küste gestiegen; nur Ihretwegen habe ich das Märchen von Räubern und Ueberfall ersonnen, nur Ihretwegen habe ich den Hofmann gespielt. Doch kommen Sie jetzt in das Boot, wir haben keine Zeit zu versäumen, und mein kleiner Helfershelfer wird bald hier sein."

Er bot der Dame den Arm; sie schlug ihn aus und folgte an dem unebenen steinigen Gestade durch Büsche und über Stöcke und Knorren bis an das abschüssige Ufer, wo sie seine Hand annehmen mußte. Bald darauf wurde sie von kräftigen Armen über den Bord der Schaluppe gehoben. Sie nahm in der Kajüte Platz und horchte mit gespanntem Ohr den Befehlen des Kapitäns zum Aufbruch. Bald darauf langte Juel und der Matrose, welche Jockey und Kutscher gespielt hatten, auf dem Boote an, und wurden mit Jubelgeschrei begrüßt. Die Pferde wurden an einen Baum gebunden und die Schaluppe stieß ab.

„Herzensjunge!" rief der Kapitän, „Du hast Deine Sache vortrefflich gemacht!" und damit umarmte er den Schiffsjungen. „Hättest Du nicht Jockey, Räuber, Spion und Botschafter so gut gespielt, wir säßen noch auf dem Jagdschlosse und müßten den Sturm abwarten, der jetzt drohend aufzieht, und fürwahr, da hätten wir in manche fatale Verlegenheit kommen können, oder wir hätten die dänische Küste ohne unsern schönen Fang verlassen müssen, und das wäre nach unserm Glück der schlimmste Streich gewesen. Du sollst Deinen Lohn haben, Junge."

„Streicht die Riemen!" rief jetzt der alte Reetz besorgt, „daß wir ins Fahrwasser kommen. Sputet Euch! In zwei Stunden ist die See in voller Wuth.

Der Wind knurrt kannibalisch, und den Strich von Nordwest müssen wir noch benutzen; so wie er umspringt in West-Süd-West, geht der Tanz los."

Juel hatte den Rock abgeworfen und saß schon auf der Ruderbank, ergriff eine Ruderstange und arbeitete aus Leibeskräften. Der Kapitän setzte noch ein Segel auf den Bogspriet bei und bald schoß das Schifflein über das höher und höher steigende Wasser. Norcroß verfügte sich, nachdem er seine Anordnungen getroffen, zu seiner Gefangenen, um welche bereits mehre Laternen angezündet waren, und sie empfing ihn gerade nicht mit unfreundlichen Blicken.

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, machen Sie sich's in diesem kleinen Wasserhause so bequem als möglich," redete er sie höflich an, „wir werden bald in ein größeres kommen, wenn anders der Sturm uns nicht andre Wege führt, und dann hoff' ich, Ihnen auch größere Bequemlichkeiten verschaffen zu können. Freilich, die liebenswürdige Gesellschaft des jugendlichen Kronprinzen und Ihres vortrefflichen Bräutigams werden Sie entbehren müssen, dafür wird eine andre, Ihnen vielleicht nicht minder angenehme Gesellschaft sich beeifern, jeden Ihrer Wünsche mit der größten Zuvorkommenheit zu erfüllen."

Friederike lachte bei Erwähnung ihres Bräutigams laut auf, hernach überblitzte sie mit einem Auge voll Glut die schöne Gestalt des Kapitäns. Jede Spur von Unwillen über ihren frevelhaften Raub war aus ihrem Gesichte verschwunden, und es konnte kaum mehr zweifelhaft erscheinen, daß ihr der sonderbare Fall nicht unangenehm sei. Auf die Anrede des Kapitäns erwiderte sie selbstgefällig: „Wer nur vermochte Euch solche Theilnahme an mir durch bloße Erzählung einzuflößen, und wie konntet Ihr aus einer solchen Be-

schreibung meiner sogleich eine so lebhafte Theilnahme an mir nehmen, daß Ihr von Schweden herüberkommt und Euch in die gefährlichste Lage wagt, um nur mich zu rauben?"

Norcroß bat seine schöne Geraubte, ihr die Antwort bis morgen schuldig bleiben zu dürfen und sich jetzt, wo möglich, dem Schlafe zu überlassen, während seine Pflicht ihn auf das Verdeck der Schaluppe rufe. Er wünschte Ihr gute Ruhe und sie dankte ihm mit einem Gemische von Stolz und Zärtlichkeit. Als er unter seine Matrosen trat, las er einen ungewöhnlichen Ernst in ihren Gesichtern. Wie es schien, hatte sie der alte Reetz unterhalten; denn er erhob seine Stimme, deren Ton einen Anstrich frommer Ergebung in den unabänderlichen Willen des allwaltenden Schicksals erhalten hatte, und fragte: „Meint Ihr nicht auch, Kapitän, daß wir auch ohne Pfaffen selig im Wasser sterben können?"

„Wie kommt Ihr doch plötzlich auf den Tod zu reden, Alter?" entgegnete der Kapitän nicht ohne ein heimliches Grauen.

„Herr, ich bin hoch herauf in den Jahren," sagte der Greis feierlich, „und ich fürchte mich, je älter ich werde, desto mehr vor der Schande, auf dem Bette sterben zu müssen. Gott wird ein Einsehens mit einem alten Seemann haben, der auf dem Wasser aufgewachsen ist und mit seiner Hülfe im salzigen Wasser sterben will. Ich denke, es kann diese Nacht Rath dazu werden. Nur dauert Ihr mich; Ihr habt gute Anlagen, und es hätte wohl einmal ein wackrer Schoutby-Nacht aus Euch werden können. Ferner dauern mich die jungen Bursche und vor allen der Kleine. Und ganz vorzüglich ärgert mich's, daß sie eines Unterrocks halber, funfzig bis sechzig Jahre zu früh sich

satt Seewasser trinken sollen. Nehmt mir's nicht übel, Kapitän, aber ein Weib ist solche gefährliche Fahrt nicht werth. Ich habe mich mein Lebtag nicht viel um das Weibsvolk bekümmert, und nie länger als nöthig war; ich wollte, Kapitän, Ihr dächtet auch in diesem Stück so gut seemännisch, wie in allen andern." In das gottergebene Gesicht des Alten hatte sich der Ausdruck eines stillen Vorwurfs gemischt, und Norcroß entgegnete: „Seid mir nicht bös, Alter, und glaubt nicht etwa gar, ich habe mir das Weib zur Lust und Kurzweil von Seeland gestohlen. Nein, nein! Das hat ganz andern Grund, darauf habt Ihr mein Wort! Ich weiß auch, Ihr würdet in diesem Falle ebenso gehandelt haben, wie ich. Mit dieser Erklärung Eueres Kapitäns werdet Ihr zufrieden sein."

„Ich bin's!" sagte Reetz kurz und deutete mit der Hand schweigend nach Westen, wo eine ungeheure schwarze Wolkenwand sich aufgethürmt hatte. Dann fügte er mehr zu sich als zum Kapitän hinzu: „Ich bin auf dieser Welt fertig und mit Allem zufrieden."

„Ist es denn wirklich so schlimm? fragte dieser besorgt. Reetz zeigte mit seiner starken Knochenhand statt aller Antwort auf das über ihnen rasch hintreibende Gewölk und das im beginnenden Sturme wild flatternde kleine Segel. Da begann der Kapitän still im Herzen die kühne Fahrt zu bereuen, aber er sagte kein Wort. Nach einigen Minuten war kein Segel mehr zu sehen und das kleine Fahrzeug flog wie ein Wrack über die thurmhohen Wellen. Allmälig begann das empörte Meer jenen wunderbaren Schein von sich zu geben, welchen die Naturforscher der Electricität zuschreiben und der gewöhnlich ein Vorbote oder Begleiter der Stürme ist. Norcroß betrachtete schweigend,

über den Bord des Bootes gelehnt, die ihm nicht neue Erscheinung, aber er konnte keine Viertelstunde gestanden haben, als er einen weißen Schaum in Masse auf den fluthenden Wellen bemerkte.

„Wir stehen in Gottes Hand,“ sprach er sich umwendend zu Reetz, bemerkte aber zu seinem Erstaunen, daß das Fräulein von Gabel neben ihm Platz genommen hatte, und mit ruhigem, todverachtenden Augen in den Kampf der Elemente sah.

„Wie? Sie hier, mein Fräulein?“ rief er erstaunt. „Ich wähnte Sie schlafend; für Sie ist hier kein Aufenthaltsort.“

„Was haltet Ihr von mir, Kapitän,“ sprach sie mit verächtlichem Tone. „Glaubt Ihr, ich könne dem Tod nicht in jeder Gestalt fest in's Auge sehen? O, mein Herr, wie sehr irrt Ihr Euch in der Voraussetzung, Mutter Eva habe mir ihre Schwachheit angeerbt. Ich sage Euch, mein Herz fühlt sich wunderbar bewegt und gehoben bei diesem mir neuen Anblick. Ich sehe den Tod vor Augen, ich weiß es, daß der Meergott vielleicht in einer Stunde schon meine nasse Leiche küßt, und doch schwör' ich Euch zu, ich gäbe dies hohe Gefühl, welches mich jetzt durchfluthet, nicht für die Gewährung meines Lebens, nicht für die gewisseste Aussicht auf die glücklichste Zukunft hin. Dies Sausen der Wellen klingt mir wie das Lied der Weltenschöpfung und Vernichtung, welches die Sterne einander zudonnern, dies Brausen und Zischen des Wassers ist mir lieblicher als Nachtigallengesang, dieser tobende Sturm angenehmer als das Flüstern des Frühlingswindes, dies empörte, in dumpfe Nacht gehüllte Meer reizender als ein Blumenfeld. Ich zittre vor Wollust dem Augenblicke entgegen, wo diese Bretter und Balken von einander fahren und zerbersten wer-

den. Jetzt dank' ich Euch, Kapitän, dafür, daß Ihr mich aus Leidenschaft geraubt, jetzt erwidere ich Euere Liebe. Ihr habt mir Augenblicke der Wonne bereitet, wie sie mein Herz noch nicht empfunden." Ihr Auge streifte mit leidenschaftlicher Glut über sein Gesicht; es leuchtete selbst durch die finstre Nacht, welche Alles umhüllt hielt. In des Kapitäns Herzen regte sich etwas von warmer Bewunderung, die wärmer und leidenschaftlicher zu werden drohte, aber er erstickte das aufkeimende Gefühl, er drängte es mit Gewalt zurück, und gab sich lieber dem Schmerze hin, die Dänin täuschen zu müssen. Da keine Hoffnung vorhanden war mit dem Leben davon zu kommen, so wollte er ihr nicht das Weh anthun, sie dieser Täuschung zu entreißen, noch sich erlauben, sie noch mehr in ihrem Wahne zu bestärken. Er schwieg deshalb abermals. Sie schien es nicht zu bemerken und fuhr fort: „Diese Augenblicke entreißen mich jenem quälenden Gefühl der Leere, womit mich der Umgang mit den Kreaturen am Hofe zu Kopenhagen erfüllte, erbärmliche Wesen, die den Namen Mensch schänden. Ach, Ihr könnt nicht glauben, mit welchem Ekel mein Herz erfüllt war, mit welcher Verachtung ich auf all' das Volk sah, das mich umschwärmte. Mein Leben war mir gleichgültig geworden, es war ein langweiliges Mahl schaaler Gerichte; Ihr habt ihm ein reiches Maß köstlicher Würze beigemischt, und ein gütiges Schicksal will mir alle Entbehrungen vergelten und drängt ein ganzes Leben voll Genuß für mich in diese Stunde zusammen. Wie dank' ich Euch, daß Ihr mich herausgerissen aus diesem Elend!" Sie hatte seine Hand gefaßt und drückte sie mit Heftigkeit. Ihre letzten Worte verschlang das Geheul des in wildester Wuth losbrechenden Sturmes. Das Meer glich jetzt Bergen

und Thälern im steten Wechsel begriffen, und das Schifflein war der angstgejagte Vogel, welcher über sie hinstreifte. Die Planken seufzten und dröhnten, als hätten sie Leben und Gefühl, und nur aus dem Munde der Menschen vernahm man keinen ängstlichen Klageton, und doch war ein Kind auf dem Boote, Juel Swale, und ein Mädchen, Friederike von Gabel, aber Beide waren so außerordentlich, Beide litten so wenig an den natürlichen Schwächen ihres Alters und Geschlechtes, daß sie nicht sowohl ruhig und gefaßt waren, wie die Andern, sondern vielmehr mit einem gewissen Entzücken den Sturm betrachteten; Friederike, weil sie weniger an den Tod dachte, als an den Genuß der gegenwärtigen Augenblicke; Juel, weil er sich vor dem Tode nicht fürchtete und seine ganze Ehre darein setzte, während des Sturmes und bis zum rettungslosen Untergange des Bootes kein Haar breit von seiner Pflicht zu versäumen. Der brave Junge dachte aus Pflichteifer nicht an sich, die Dänin aus Selbstvergessenheit im Genusse eines ihr bis jetzt unbekannten Wonnegefühls.

Schweigend sahen die Müßigen, wie die Arbeitenden, in die Nacht und das Meer; das gewaltige Sausen des Sturmes machte alles Reden überflüssig, und nur die nächste Umgebung des Steuermanns horchte dann und wann seinen bedeutungsschweren Worten, die wie die Orakelsprüche der Pythia einzeln, abgerissen und von den grellen Farben einer sinnverwirrenden Seherkraft angeschauert, und mehr für sich als für Andre gesagt, aus seinem greisen Munde hervorquollen. „Wenn wir so fort treiben," sagte er, „so schmettert uns der Sturm in einer Stunde an die schonischen Felsen; aber ich denke, die Wellen werden uns früher verschlingen." Und als ob seine Prophe-

zeihung schnell in Erfüllung gehen sollte, stürzte einen Augenblick darauf ein Wasserberg auf das Verdeck des Bootes, die Welle fluthete darüber hin, und eine Minute lang ragte nichts weiter als die dünne Segelstange der Schaluppe über die schäumenden Gewässer. Als sie wieder emportauchte, oder vielmehr von der folgenden Welle emporgeschleudert wurde, waren einige von der auf der Ruderbank arbeitenden Matrosen mit hinabgerissen in den zischenden Kessel der gewaltigen Wogen; ach! auch Juel Swale war unter ihnen; seine physische Kraft hatte der wilden Gewalt der Welle nicht zu widerstehen vermocht. Der entschlossene Kapitän hatte beim plötzlichen Andrange des Wassers die heldenmüthige Jungfrau erfaßt; Beide hielten sich umspannt und das Bord umklammert. Der alte Reetz hatte sich am Steuer erhalten, die Andern an den Stangen und Bänken, vor welche sie geschleudert worden waren. Das Fräulein war nichts weniger als erschrocken, sondern raffte sich auf, triefend und unsichern Schrittes, um sich an einen festen Gegenstand anzuhalten, damit sie nicht durch die Stöße des Sturmwindes ebenfalls über Bord geschleudert werde. Der Kapitän aber stürzte wie ein Wahnsinniger nach den Tauen, die Matrosen standen ihm bei, und in einem Augenblick hingen mehr denn sechs Tauenden und Strickleitern in das Meer hinab und das jammernde Geschrei des Kapitäns: „Juel! Juel!“ durchschnitt selbst das Geheul des Windes. Und wirklich sah man gleich darauf am Kiel des Schiffs ein paar Köpfe aus dem Schaum emportauchen, man warf ihnen die Taue zu, und der leichte Juel schwang sich in die Schlinge, welche Norcroß geknüpft hatte. Der Kapitän zog den geliebten Jungen rasch herauf, während die Matrosen einen ihrer Kameraden wieder am Bord hoben, zwei

Andre aber raffte ihr Geschick dahin; man wurde zwar des Einen ansichtig und gab sich alle Mühe, ihm ein Tau zuzuwerfen, aber der Sturm riß das Schifflein mit Blitzesschnelle weiter, die Wogen trieben über sie dahin und das unerbittliche Meer hielt seinen Raub fest. Da der Sturm immer wüthender ras'te, so machte man sich nicht allein auf mehre solcher Fälle, sondern auch auf den gänzlichen Untergang des Bootes gefaßt. Reetz hatte bis jetzt vergebens gesucht, der Schaluppe durch das Steuer eine etwas andre Richtung zu geben, plötzlich sprang aber der Wind um, von West-Nord-West auf Nord-West.

„Wir gehen einen Strich mehr Steuerbord," sagte Reetz; „wenn der Wind auf dieser Linie bleibt, treiben wir vielleicht auf die falsterboer Bank, und da ist auch nichts gebessert; denn ersaufen müssen wir auch dort."

Obgleich Norcroß den gewissen Tod vor Augen sah, so war er doch erfreut, seinen geliebten Jungen demselben für den Augenblick entrissen zu haben, und beschäftigte sich allein mit ihm. Friederike konnte sich nicht satt sehen an der Majestät des zürnenden Meeres, in so vieler Beziehung ihr ähnlich uud verwandt. Sie fühlte die scharfe salzige Nässe nicht, sie fühlte die Kälte der Herbstnacht und des schneidenden Windes nicht.

In diesem Zustande mochte ungefähr eine halbe Stunde vergangen sein, als das Schiff plötzlich einen Stoß erhielt, der fast Alle zu Boden warf, dabei wurde ein schrillender Laut gehört, und einen Augenblick darauf bemerkte man, daß das Boot still stand. Als Friederike von der gewaltigen Erschütterung wieder zur Besinnung kam, sagte Reetz zum Kapitän: „Ich müßte nicht ein geborner Däne und mein Lebe-

lang diese Wasserstraße gefahren sein, wenn ich nicht wissen sollte, daß dies die falsterboer Bank ist. Der Sturm hat uns aber so hoch hinaufgeworfen, daß wir hier nicht einen halben Faden haben können, und daraus ist zu schließen, daß wir nicht weit vom Lande sind, und so Gott will, morgen nicht lange unbemerkt bleiben."

„Ich habe nicht Lust, den Tag hier abzuwarten," versetzte Norcroß. „Die Dänen möchten uns eher bemerken, als die Bewohner der Landzunge. Glaubt Ihr nicht, daß einer unserer Jungen von hier aus Land erreichen könnte?"

„Es ist ein Wagstück und kann gelingen, aber der Bursche kann auch morgen Fischfraß sein. Nun was thut's? Eine Mandel oder ein Schock Jahre früher oder später. Für die Fische sind wir einmal bestimmt, und Schande dem Seemann, der sich von ekelhaften Würmern fressen läßt!"

Der Kapitän forderte einen Freiwilligen, der den gefährlichen Gang in der Nacht durch das Meer unternehmen wollte, aber sie meldeten sich Alle und Keiner wollte zurückstehen, ja der kleine Juel war verwegen genug, sich auch unter die Bewerber zu stellen. Der Kapitän las den Stärksten und Größten aus, einen Mann von den besten Jahren, und dieser rüstete sich sofort zu dem gefährlichen Marsche. Der greise Steuermann erhob sich von seinem Sitze, wo er nun ohnedies unbrauchbar geworden war, um den Matrosen über die muthmaßliche Richtung des zu nehmenden Wegs zu unterrichten. „Nimm Deinen Riemen, Gunde," sprach er ernst, „und schwing' Dich vom Bord hinab in das feuchte Wasser; geh' mit Gott und gutem Muthe vorwärts. Mit der Stange fühle vorsichtig, ob du fußen kannst und wie tief, ferner wo=

hin sich die Bank zieht. Soviel ich mich erinnere, geht's von hier aus Backbord; halte Dich also dahin. Hast Du Glück, so mußt Du an einem Rothschieferfelsen, auf welchem ein Häuflein Eichen beisammenstehen, an's Land kommen. Die Bäume mußt Du in der Nacht sehen. Falle dann vom Winde ab und suche Steuerbord Land zu gewinnen. Bist Du oben, so drehe Dich sogleich nordwestlich, und in Zeit einer Viertelstunde mußt Du in Falsterbo sein. Was Du dort zu thun hast, wird Dir der Kapitän befehlen. Solltest Du Unglück haben und auf Tiefen stoßen, die Du Dir nicht zu durchwaten getrauest, so verlaß' Dich auf's Schwimmen; ich weiß, Du schwimmst wie eine Wasserratte. Halte Dich aber immer hübsch Backbord und fühle zuweilen mit dem Riemen, ob Du wieder fußen kannst, damit Du nicht von der Bank abkommst. Solltest Du das merken, so mußt Du Dich freilich Steuerbord halten. Behüt' Dich Gott!"

Der Kapitän befahl dem Matrosen unverzüglich mit einem Lootsenschiffe aus Falsterbo auszulaufen und sich durch Schüsse kund zu geben, er wolle ebenso antworten. Hierauf schürzte sich der braungebrannte Mann und schwang sich an seiner Ruderstange in's Meer. Es reichte ihm nicht bis an die Brust. Langsam und vorsichtig watete er vorwärts, das Ruder so gebrauchend, wie es ihm Reetz geheißen hatte, und bald war er in der Dunkelheit der Nacht dem spähenden Blicken seiner Kameraden, die ihn sämmtlich um diesen abenteuerlichen Weg beneideten, entschwunden. Juel weinte Thränen vor Verdruß, daß ihn der Kapitän nicht über die Sandbank geschickt, und gab sich selbst dann noch nicht zufrieden, als ihm Norcroß begreiflich machte, daß das Wasser, welches Gunde bis an die

Brust reichte, ihm nothwendiger Weise über den Kopf gehen müsse.

Der Kapitän schickte sich an, seine Gewehre in Ordnung zu bringen, stellte Wachen aus und befahl den Uebrigen, sich einige Stunden zur Ruhe zu legen. Auch das Fräulein ersuchte er höflich, ein Gleiches zu thun. Da sie aber schweigend das Haupt schüttelte, so erklärte er, daß er des Schlafs bedürftig sei, und verfügte sich — eigentlich nur, um nicht in ihrer Gesellschaft bleiben zu müssen — nach seiner Hängematte. Mit mancherlei Plänen beschäftigt, verfiel er endlich in Schlummer. Ein Schuß schreckte ihn auf; es war ein Signal für die Lootsen, welche sich gemeldet hatten. Norcroß fuhr auf und begab sich wieder auf's Verdeck; Friederike stand dort noch in derselben Stellung, umbraust von dem Geräusch der ungeheuren Wellen, die, eine die andre drängend, sich an die Sandbank heranwälzten, am Boote brandeten, auch wohl zuweilen über dasselbe hinflutheten, aber das Schifflein nicht wieder flott machen konnten. Das Lootsenschiff nahte mit Gefahr nur langsam, der Schein der Fackeln auf demseben beleuchtete weithin seltsam das empörte Meer in verwirrten Lichtern. Die Matrosen schossen noch einige Mal mit ihren Büchsen, doch war ihnen die Blitzesflamme des Pulvers förderlicher, als der Knall der Gewehre, welcher schon in der Entfernung einiger Schritte vom Lärm des Windes und der Wellen übertäubt wurde. Nach einer Stunde waren die Lootsen da. Der Matrose hatte seinen gefahrvollen Weg glücklich gemacht und stattete dem Kapitän umständlichen Bericht über seine sonderbare Fahrt ab, die theilweise anders ausgefallen war, wie Reetz angedeutet hatte.

Da es gefährlich und schier unmöglich war, die

Schaluppe flott zu machen, so gegab sich die ganze Mannschaft allmälig in den von den Lootsen ausgesetzten flachen Kahn, welcher bis an die Schaluppe heran konnte, auf das Lootsenschiff und die Rückfahrt wurde mit aller Geschicklichkeit erfahrner und mit Sturm und Gewässer wohlvertrauter Seeleute angetreten, und so war Falsterbo bald erreicht. Norcroß zahlte die Lootsen aus und befahl zweien Matrosen, hier zurückzubleiben, um am folgenden Tage, sobald sich der Sturm gelegt, ihm die Schaluppe nach Ystad nachzuführen. Für sich und das Fräulein miethete er ein paar Pferde, die Matrosen gingen zu Fuße, und so trat die Schiffsmannschaft die Landreise an der Küste hin nach Ystad an. Die donnernde Brandung des Meers an dem weißfelsigen Ufer, das Sausen des Sturmwindes über die Uferhaide verleidete den Nachtwandlern die Unterhaltung. Das Fräulein war schweigsam und in sich gekehrt.

Der Morgen war bereits trüb und weinerlich durch Wolkenflore über das Meer gestiegen, als sie in Ystad anlangten, und sich sofort in den Hafen begaben. Norcroß hob seine schöne Gefangene vom Pferde und wollte sie eben in das Schiffshaus führen, als mehre Leute von der Fregatte und dem erbeuteten Schoner freudig herauseilten, ihren Kapitän zu begrüßen. Unter ihnen befand sich auch jener angebliche Joseph Flaxmann. Aber kaum hatte das Fräulein von Gabel diesen jungen Mann erblickt, als sie, die Muthige, alle Fassung verlor, und plötzlich von der Schwäche ihres Geschlechts, gleichsam sie selbst zu rächen an ihrer Verwegenheit und Ueberhebung, besiegt, erbleichte, zitterte und aller Kräfte beraubt, mit einem Schrei in des verwunderten Norcroß Arme sank.

12.

Des Kaperkapitäns Jugendgeschichte.

Der Graf-Mörner ging mit vollen Segeln die Ostsee hinauf und führte den dänischen Schoner im Schlepptau, um also im Triumph im Hafen von Stockholm einzulaufen. Die Sonne bestreifte in schräger Richtung das Verdeck der Fregatte, auf welchem man in der Nähe des Bogspriets die chargirten Personen von beiden Schiffen an einer langen Tafel versammelt sah. Den Ehrenplatz an derselben hatte die einzige Dame am Bord des Schiffs, die schöne Friederike von Gabel, eingenommen. In ihrem Gesichte waren die Spuren eines großen Schmerzes sichtbar, den sie vergeblich zu bekämpfen sich bemühete. Still und in sich gekehrt schaute sie vor sich hin auf die Reste des Mahles, welches der Kapitän allen Standespersonen anf beiden Schiffen zu Ehren gegeben hatte. Als die übrigen Gäste befanden sich am Tische, der dänische gefangene Lieutenant, der Franzose Courtin, der geheimnißvolle Flaxmann, der Lieutenant Gad, der Schiffschirurgus Habermann, der Steuermann Reetz, der Oberbootsmann Pehrsohn; außerdem auch noch Juel Swale und der Matrose, welcher über die Sandbank an's Land gewatet und geschwommen war, welche Beide diese Ehre für die ausgezeichneten Dienste, die sie geleistet, genossen. Norcroß war heiterer als an andern Tagen; denn eine trübe Wolke hatte sich seit dem Mädchenraub von Seeland auf seine Stirn gelagert. Diese Stimmung benutzten seine Freunde, um ihn mit Bitten zu bestürmen, daß er

ihnen die wunderbare Geschichte seines Lebens erzähle, wie er ihnen, und vorzüglich Flaxmann, schon lange versprochen hatte. Der Schlot der Schiffsküche dampfte von neuem, ein köstlicher Geruch drang zu den Nasen der Gäste; Meister Habermann schnalzte bereits mit der Zunge, und bald trug der flinke Schiffskoch die rauchende Bowle auf den Tisch. Man vernahm ein leises Beifallsmurmeln aus einigen stark bebarteten Gesichtern, die Gläser wurden voll geschenkt, das Gebräu geprüft und für gut befunden, dann der Kapitän mit neuen Bitten bestürmt, so daß er nicht länger widerstehen konnte. Jedes Ohr lauschte gespannt, und er begann: „Ihr wollt wissen, auf was für Art und Weise ich das geworden bin, was ich jetzt bin, und fürwahr mein Leben ist mannigfach genug, Einen vom Mittag an bis zum Abend zu unterhalten. Es ist nicht meine Sache, viel Redens davon zu machen, so wie ich überhaupt nicht freigebig mit Mittheilungen bin; doch weil Ihr die Erzählung meiner Schicksale Alle einstimmig und heftig begehrt, so mag es denn sein.

„Meine Geburt hat schon einen außerordentlichen Anstrich und ist die Vorbedeutung eines außerordentlichen Lebens gewesen. Fast will es mich bedünken, daß ich zum unstäten Leben eines Seemannes von Anbeginn bestimmt sei, denn ich wurde unter Gottes freiem Himmel an der Meeresküste, zehn Schritte vom rauschenden Wasser der Nordsee, ohnfern Liverpool geboren. England ist also mein Geburtsland. In der Nacht vom 23. bis zum 24. April 1688 bin ich zur Welt gekommen und bin also nicht ganz sieben Wochen älter, als der Prätendent und stehe jetzt im neunundzwanzigsten Lebensjahre. Mein Vater Georg Norcroß war Major in den Diensten des unglückli-

chen Königs, Jacob des Zweiten, des Vaters des Prätendenten und war dem königlichen Hause treu ergeben bis an seinen Tod. Meine Mutter war aus dem altenglischen Adelsgeschlechte der Rigbeyer. Sie war sehr schön, aber ihre Armuth kam im Verhältniß ihrer Schönheit gleich. Mein Vater besaß ebenfalls keine Glücksgüter. Dies war ihrer Verbindung ein großes Hinderniß; denn mein mütterlicher Großvater gedachte mit den Reizen seiner Tochter einen reichen Freier herbei zu ziehn und villeicht durch sie wieder in die Gunst des Hofes zu kommen, aus welcher seine Familie schon lange Jahre durch Kabale verdrängt worden war. Aber das Haus Norcroß war nicht nur so arm wie das Haus Rigbeyer, es stand auch ebenfalls nicht gut angeschrieben bei Hofe. Meine Eltern liebten sich demnach lange ohne Hoffnung, obgleich mein Vater von meinem mütterlichen Großvater geschätzt wurde. Endlich besiegten die rührendsten Bitten der beiden jungen Leute das Herz des Alten, er gab seine Einwilligung zu ihrer Verbindung, obgleich mit Bangen, das Land um eine arme hüflose adlige Familie vermehrt zu haben. Die ganze Landschaft Lancashire wünschte dem schönen Paare alles Glück, aber dieser Wunsch ging so ganz und gar nicht in Erfüllung, daß mein Vater einige Monate nach seiner ehelichen Verbindung als des Königs Dienstmann zum Heere entboten wurde und seinem Herrn nach Irland folgen mußte. Der Bürgerkrieg begann in Großbritannien. Jedermann weiß die Folgen desselben. Ich übergehe den Schmerz meiner Mutter, der mit der Zeit größer wurde, so daß sie sich zum Staunen ihrer Verwandten und Bekannten entschloß, ihrem Gatten nach Irland nachzureisen. Sie machte alle ihre Mittel zusammen und ging mit dem Beginn

des Frühlings nach Liverpool. Dort fand sie bald ein Schiff, welches nach Irland segelte, und verfügte sich an Bord desselben; aber der Wind war ungünstig; das Schiff mußte fast eine Woche vor Anker liegen bleiben. Und hier auf diesem Schiff überraschten meine Mutter die Geburtsschmerzen. Ein mitleidiger Matrose lief im Hafen von Haus zu Haus, um der Reisenden einen Aufenthaltsort zu erbetteln, aber die eiserne Zeit, welche über England gekommen war, erstickte jedes menschliche Gefühl. Der gräßliche Bürgerkrieg wüthete in Englands Eingeweiden; der Sohn fürchtete den Vater, der Vater den Sohn, der Bruder haßte den Bruder, jedes heilige Band war zerrissen, Verdacht, Feindschaft, Mißtrauen, Verrath beherrschten die Gemüther. Eines jeden Mannes Haus war seine Festung. Niemand getraute sich recht die Thür desselben zu öffnen, aus Furcht vor seinem nächsten Nachbar. Wie hätte man ein fremdes Weib aufzunehmen sich unterstanden, die da gebären wollte? Die Matrosen bauten also schnell eine Wand von Steinen, Holz, Rasen und Meergras auf, trugen meine Mutter dahinter, und hier wurde sie unter dem Beistande einiger Schifferfrauen glücklich nach Mitternacht entbunden. Die muntern Seeleute hatten alle eine große Freude über mich, ich wurde zuerst in Seewasser gebadet und vom Schiffkaplan mit Seewasser getauft. Jeder beeiferte sich, meiner Mutter zu dienen, und zwölf Stunden nach meiner Geburt ging ich in See; ich wanderte in Windeln gehüllt aus den Armen eines Matrosen in die eines andern; die Engelschönheit und Milde meiner Mutter machte ihr die roheste Natur dienstbar.

„Unsere Reise nach Irland war nicht ohne Widerwärtigkeiten; die schlimmste war ein arger Sturm,

der uns Nachts überraschte und dermaßen zusetzte, daß der Kapitän das Schiff für verloren gab. Der Sturm warf das stark beschädigte Schiff, als die Anstrengung der Matrosen das eindringende Wasser nicht mehr auszuschöpfen vermochte, eben als es versinken wollte, an die Küste der kleinen Insel Man, und durch diesen Zufall wurden wir gerettet. Die abergläubischen Bewohner dieses Eilands nannten unsere Rettung ein Wunder und schrieben sie einstimmig — sonderbar genug — mir zu. Die Insel Man, führt nämlich einen Adler, der ein Wickelkind in den Krallen hält, in ihrem Wappen und ein eingewundenes Kind ist ihr Wahrzeichen und ihnen deshalb heilig. Da ich nun um Mitternacht unter Sturmbrüllen gleichsam von der Hand Gottes an ihre Ufer geschleudert worden war, so hielten sie diesen Umstand für ein höheres Zeichen und kamen Tags darauf in Menge, mich als ihren König zu begrüßen und meiner Mutter Anerbietungen der seltsamsten Art zu machen. Sie war klug genug, die Nichtigkeit derselben einzusehen, und reisete mit mir, sobald das Schiff wieder in brauchbaren Stand gesetzt war, mit vielen Geschenken und noch weit mehr Segenswünschungen der Einwohner überhäuft nach Irrland. Hier fand sie Alles in der größten Verwirrung. Die königliche Partei war geschlagen, das Heer des Königs Jacob verjagt; er selbst hatte den Kopf verloren und war ohne triftige Gründe aus seinen Staaten nach Frankreich geflohen. Seine Getreuesten waren ihm nach St. Germain unter dem Schutze Ludwig's des Vierzehnten gefolgt; unter ihnen mein Vater. Trostlos und verzweifelt mußte meine Mutter mit mir nach England zurückkehren. Sie hat ihren Gatten nie wieder gesehen; denn sein Name war mit unter den

Geächteten und Verbannten, deren Urtheil der Oranier aussprach, als er die seinem Schwiegervater gestohlene englische Krone auf sein Haupt gesetzt hatte. Obgleich meine Mutter oft dem Mangel ausgesetzt war, so wurde ich doch gut und standesmäßig erzogen, fleißig unterrichtet und zu allen ritterlichen Uebungen angehalten. Man kann sich denken, das ich das Herzblatt meiner unglücklichen Mutter war, und es ist deshalb eben so natürlich, daß ich als einziges Kind und ohne Leitung meines Vaters verzogen wurde. Die größte Lust zum Seewesen mußte mir angeboren sein, aber meine Mutter hatte kein Gefallen daran. Ihren Wünschen nach sollte ich mich dem Studium irgend einer Wissenschaft widmen und zu diesem Zwecke trennte sie sich von mir und that mich zu einem Doktor Chesinghall, Priester zu Barking in Essex. Bei diesem rechtschaffenen Mann, dessen Andenken mir immer theuer sein wird, blieb ich einige Jahre und lernte fleißig, was er mir aufgab. Hierauf brachte er mich mit väterlicher Vorsorge nach London auf die hohe Schule und miethete mich in das Haus eines seiner Verwandten, eines Weinschenken. Dort sollte ich nun recht studiren; aber die Absichten meines guten Lehrers gingen schlecht in Erfüllung. Der Weinschenk zog mich, statt zu den Wissenschaften anzuhalten, wie ihm Doktor Chesinghall anbefohlen hatte, vielmehr von denselben ab und brauchte mich zu seinem Kellner. In diesem Hause ging es lüderlich zu, und ich fand Geschmack an einem müßigen, unordentlichen Leben. Ich war damals vierzehn Jahre alt, und Gott weiß, welch' ein Taugenichts aus mir geworden sein würde, wenn sich nicht plötzlich Alles geändert hätte. Der Weinschenk machte nämlich bankrott und ging bei Nacht und Nebel von dannen.

Kurze Zeit vorher fand ein Vorfall statt, der einen tiefen und bleibenden Eindruck auf mich machte, so daß ich mich jetzt kaum der Thränen enthalten kann, wenn ich daran denke. Es trat nämlich eines Tages ein schöner stattlicher Mann mit Anstand und Würde, obgleich in ärmlichen Kleidern in die Schenkstube und forderte eine Flasche Wein. Mich zog es wunderbar zu ihm hin; ich konnte nicht unterlassen, ihn anzureden, er antwortete mir freundlich und so kamen wir bald in Gespräch. Endlich fragte er mich nach meinem Namen, Geburtsort und Familienverhältnissen. Als ich ihm hierauf freimüthig Alles entdeckte, bemerkte ich eine sonderbare Bewegung an ihm. Meine Zuneigung zu ihm wuchs mit jeder Minute, und als er nun ging, folgte ich ihm durch die Thür, um mit ihm allein zu sein. Nun fragte ich ihn zutraulich, ob es nicht möglich sei, daß ich stets um ihn sein könne? Ich erzählte ihm von der schlechten Wirthschaft in dem Weinhause, von der Mittellosigkeit meiner Mutter, von meiner unbezwinglichen Lust zum Seewesen und dem Widerwillen meiner Mutter dagegen. Ich fragte ihn, ob er nicht wieder zur See gehe und beschwor ihn, mich mitzunehmen und sollte es nur als sein Diener sein. Hierauf gab er mir das Versprechen, für die Verbesserung meiner Lage zu sorgen und zur Erreichung meiner Wünsche Alles beizutragen, was in seinen Kräften stehe, und deshalb werde er den folgenden Tag wieder in unsern Weinschank kommen, um heimlich das Nähere mit mir abzureden. Ich konnte die ganze Nacht nicht eine Minute schlafen; mein Kopf ging mit den seltsamsten Plänen schwanger, und der Grundstein all meiner Luftschlösser war der fremde Mann. Er hielt Wort. Kaum aber war er in's Haus getreten, als er mich in ein

Nebenzimmer zu sich rufen ließ, wo er mir unter vier Augen entdeckte, daß er mein Vater sei. Die Gefühle meines Herzens in diesem Angenblicke dulden keine Beschreibung. Ich war unaussprechlich glücklich. Dem schon lange todtgeglaubten Vater lag ich im Arm, sein Mund drückte den ersten Kuß der Liebe auf meine Stirn. Hierauf vertraute er mir, daß er nur im tiefsten Incognito in London lebe, und daß es sein Tod sein werde, wenn man ihn entdecke oder seinen wahren Namen erführe; auch versprach er mir, er wolle, sobald seine Geschäfte in London abgemacht seien, mich mit nach Frankreich nehmen. Die Bitte, noch einmal meine Mutter zu sehen, schlug er mir ab, aus Besorgniß, dadurch verrathen zu werden. Ich machte mich heimlich zur Abreise bereit, aber denkt Euch meinen Schrecken, als ich plötzlich den Tod meines Vaters erfuhr! Man hatte in ihm einen Spion des Königs Jacob vermuthet und ihm Gift gegeben. So hatte ich nicht nur den Schmerz, meine Pläne vereitelt zn sehen, sondern auch einen gütigen, kaum gefundenen Vater zu beweinen. Bald darauf entkam der Weinschenk durch heimliche Flucht, auf welche er mir eine kleine Summe, die ich theils von meiner Mutter, theils von meinem Vater und Freunden allmälig zum Geschenk erhalten hatte, mitnahm. Ich war nun ohne Mittel und Hülfe und hatte zum Studiren keine Lust. Der Gedanke, als ein Taugenichts zu meiner Mutter zurückzukehren, war mir unerträglich. Meine alte Neigung spornte mich, mir mit eigener Hand meine Lebensbahn zu brechen. Ich hörte, das einige Schiffe ausgerüstet würden, in der spanischen See zu kreuzen, und ich wandte mich an einen Schiffskapitän, Namens Simson Bourn, der oft unsere Weinstube besucht und mir Wohlwollen ge=

zeigt hatte, mit der Bitte, mich auf seinem Schiff, der Feuerbrand, als Kadett mitzunehmen. Bourn fügte sich meinen Wünschen, aber ich sollte ohne Sold dienen, und hatte doch kein Geld. An die Freunde meiner Mutter in London durfte ich mich nicht wenden; ich wußte, daß sie sich alle meinem Vorhaben einmüthig widersetzen und meiner Mutter Nachricht davon geben würden. Nun hatte sich mein Vater heimlich bei einem Uhrmacher und leidenschaftlichen Anhänger des Hauses Stuart in London aufgehalten und mich mit demselben bekannt gemacht. Dieser Bürger Namens Townsend hatte stets viel Gutes von meinem Vater genossen, und kurz vor seinem unglücklichen Ende hatte mir der Letztere gesagt, sobald ich Geld bedürfe, sollte ich mich nur an den Uhrmacher wenden. Auch wußte ich, daß Townsend mit meiner Mutter nicht in der geringsten Verbindung stand. Ich muß gestehen, es kostete mich Ueberwindung, mich an den Bürger zu wenden; denn mein Adelsstolz war erwacht, und die chimärischen Pläne meiner jugendlichen erhitzten Phantasie vermehrten denselben auf's Aeußerste. Aber ich mußte endlich in meiner Hülflosigkeit aus der Noth eine Tugend machen und in einen sauern Apfel beißen, wollte ich nicht vom Feuerbrand bleiben. Ich ging zu dem Uhrmacher und enthüllte ihm mein Begehr. Er zeigte sich sehr bereitwillig und streckte mir nicht nur die verlangte Summe vor, sondern gab mir auch eine Anweisung, die nicht unbeträchtlich war, auf einen Kaufmann in Lissabon. Wer war vergnügter als ich! Der Tag der Abreise war festgesetzt, und ich ging, um von dem gütigen Townsend Abschied zu nehmen. Da legte er mir ein schriftliches Instrument zur Unterschrift vor, worin ich mich zur Schuld bekennte; Townsend versprach

mir darin, sich auch fernerhin meiner väterlich anzunehmen und mir zum londoner Bürgerrecht zu verhelfen, sobald ich mich würde als in seinem Dienste stehend in die Stadtliste einschreiben lassen. Und hierzu ertheilte ich ihm mit meiner Unterschrift die Vollmacht. Die Sache war mir unangenehm, aber was hätte mein freudevolles dankbares Herz nicht Alles unterschrieben! Ueberdies war ich voll unbegränzter Ruhmsucht; die seltsamsten Hirngespinnste meines Jünglingskopfs zeigten mir mich als See-Kapitän, Schout-by-Nacht, Admiral; ich wollte die Welt mit meinem Namen erfüllen, ich fühlte Kraft in mir das Unmögliche zu leisten. Und was konnte es schaden, wenn ich Bürger von London war? Konnte ich nicht Lord-Mayor oder Ober-Präsident und Admiral zugleich werden? Ferner hatte ich zu dem Uhrmacher ein gränzenloses Vertrauen und keine Ahnung von einer Falschheit. Ich unterschrieb also das Instrument, und reiste nach einigen Tagen anf dem Feuerbrand unter Kapitän Bourn ab.

„Ich kam nach Portugal, und es gefiel mir in diesem herrlichen Lande so wohl, daß ich nichts sehnlicher wünschte, als lange dort verweilen zu können. Doch sollte mein Wunsch für diesmal nicht in Erfüllung gehen. Das Linienschiff Feuerbrand wurde nach England zurückgerufen, um dort eine andere Bestimmung zu erhalten, und da ich einmal an dasselbe attachirt war und mich durch Fleiß und Thätigkeit so ausgezeichnet hatte, daß ich bereits den Sold eines Unterlieutenants erhielt, so mußte ich mit nach England zurück. Mit den besten Zeugnissen aller meiner Obern versehen, langte ich im Spätherbst wieder in London an und begab mich sogleich zum Groß-Admiral Schowel, an welchen ich bestens empfohlen war.

Dieser Herr nahm mich gütig auf und versicherte mich seines Wohlwollens. Hierauf verfügte ich mich zu meinem Uhrmacher. Sein kalter Empfang stand mir nicht an, und es beleidigte mich, als er mich fragte, ob ich ihm auch meine Schuld abtragen werde. Ich lief sogleich fort, ihm das Geld zu holen. Als ich's ihm auf den Tisch gezählt hatte, sagte er, dem sei nicht genug, ich sei laut des unterschriebenen Contracts sein Diener, und müßte als Uhrmacherlehrjunge bei ihm eintreten. Man kann sich mein Erstaunen denken! Aber dieser falsche Mann machte mir im Ernst böse Händel, und nur durch die Güte des Groß-Admirals Schowel wurde ich aus seinen Klauen befreit. Hernach stattete ich meiner Mutter einen Besuch ab. Sie war zwar sehr ungehalten über mich gewesen, aber die Mutterliebe überwog doch bald den Unwillen gegen mich, und meine erhaltene Auszeichnung und hochfahrenden Plane, deren Mittheilung mir und ihr Vergnügen bereitete, söhnten sie nicht nur wieder mit mir aus, sondern nahmen sie von neuem für mich und meine Talente ein. Uebrigens lebte sie in dürftigen Umständen. Späterhin hat sie einen bejahrten Edelmann geheirathet, dessen Pflegerin sie wurde und der ihr mit seinen Reichthümern einen, ihr früher unbekannten, Ueberfluß bereitete. Ich schied nach einigen Wochen von ihr und habe sie nicht wieder gesehen; es sind nun zwölf Jahre. Meine spätern Schicksale verboten mir einen Besuch bei ihr, und so weiß ich nicht, ob sie noch lebt. Doch darf ich das Letztere ihrer rüstigen Gesundheit und ihrem Alter nach, welches jetzt acht und vierzig Jahre sein wird, wohl annehmen. Ich sehne mich wohl nach ihr, aber ich sehe nicht die Möglichkeit ein, sie jemals wieder zu sehen, und so habe ich ihr denn in meinem Herzen

den Altar kindlicher Liebe und Danbarkeit erbaut, an welchem ich ihrem Andenken täglich das Opfer schöner Erinnerungen darbringe.“

13.

Abenteuer des Kapitäns.

Der Kapitän hielt hier einige Augenblicke inne. Seine Stimme hatte zuletzt gezittert und nicht ohne Rührung und Ueberraschung sahen die Zuhörer die Augen des Erzählers in jenem kostbaren Thau des Gefühls glänzen, welches selbst dem rauhen Männerherzen das schöne Zeugniß der Menschlichkeit giebt.

Der Grog wurde umhergereicht; der Fremde, welcher sich den Namen Flaxmann zugelegt hatte, war gleich von vorn herein in Nachdenken versunken, worin er verharrte. Friederike warf dem Kapitän einen theilnehmenden Blick zu, und nachdem er einen Zug aus seinem Becher gethan, fuhr er fort: „Eine unbezwingbare Sehnsucht zog mich wieder nach Portugal. Schowel's schöne Reden machten mir die angenehmsten Hoffnungen; mit dem beginnenden Frühling ging ich wieder zur See, segelte auf dem Schiffe Tarro, welches ehemals eine spanische Galeere gewesen war, nach dem Lande meiner Sehnsucht und landete im Hafen vor Lissabon. Dort lagen wir eine Zeit lang ruhig bis zur Ankunft des Groß-Admirals Schowel. Mein Kapitän gab mir unterdessen vollkommene Freiheit; ich konnte gehen, wohin ich wollte. Mein junges be-

gehrliches Herz schwelgte in den Genüssen jenes zauberischen Landes. Ich habe fünf Jahre in diesem Paradiese der Erde gelebt; ich habe dort die Wonnen und Schmerzen der ersten Liebe und der ersten Täuschung der Liebe genossen. Laßt mich darüber hingehen, sonst blutet die Wunde von Neuem.

„Bald nach unserer Ankunft hatte ich das Glück, einem genueser Edelmann, Besitzer mehrer Kauffahrer, zu gefallen. Dieser reiche Mann sorgte auf mannigfache Weise für mein Vergnügen, bat mich oft auf eines seiner Schiffe, welches eben im Hafen lag, und that mir endlich den Vorschlag, mit ihm eine Reise nach Genua zu machen. Ich willigte unter der Bedingung ein, daß ich mit dem ersten Schiffe, welches nach Lissabon ginge, wieder zurückreisen dürfe. Diese Bedingung wurde mir zugesagt, und Niemand erfuhr etwas von meiner Reise. In der folgenden Nacht hoben wir die Anker. Am andern Tage begegnete uns eine Fregatte. Anfangs glaubten wir es wäre ein spanisches Fahrzeug, aber bald sahen wir unsern Irrthum ein; es war ein Salee-Fahrer, der mit drohenden Mienen gerade auf uns losging. Unser Kapitän nahm den Gruß an und befahl den Angriff, obgleich der Feind uns an Macht überlegen war. Der Kampf begann, der erste, dem ich auf der See beiwohnte. Der Salee-Fahrer überschüttete uns mit einem wahren Kugelhagel, aber wir blieben ihm nichts schuldig. Inzwischen hätte mein edler Genuese doch zuletzt unterliegen müssen, wenn er nicht sehr geschickt die Flucht ergriffen hätte; ein geneigtes Wetter, stille See und die Anstrengungen unsrer unverdrossenen Matrosen retteten uns aus dieser augenscheinlichen Gefahr. Wir flüchteten uns unter die portugiesischen Wälle: dort

lag ein Schiffer, der mich am Bord nahm und wieder nach Lissabon zurückbrachte.

„Sobald der Groß-Admiral Schowel angekommen war, machte ich ihm meine Aufwartung, er machte mir von Neuem die besten Versprechungen und erfüllte sie einige Zeit darauf so glänzend, daß er mich zum Aufseher über die nach Lissabon gebrachten Prisen machte, welches Amt von der größten Wichtigkeit war, indem damals alle französischen Waaren in Portugal für Contrebande erklärt wurden.

„Ich besaß viel Geld, und was noch mehr sagen will, die Gunst meiner Obern und die Liebe und Gewogenheit Aller, die mich kannten. Eine unglückliche Liebe verleidete mir endlich den Aufenthalt in Portugal: ich sehnte mich nach England zurück. Ich war einundzwanzig Jahr alt und trat mit dem Rang eines Oberlieutenants auf ein Schiff, um mein Vaterland wieder zu erstreben. Doch dies lag für diesmal nicht im Plane der Götter. Unterwegs stießen wir mit einer französischen Galeere zusammen, der wir uns nach hartnäckigem Gefecht übergeben mußten. Das Schiff, auf welchem ich mich von Lissabon nach England hatte begeben wollen, war früher den Franzosen von den Engländern abgenommen worden und hieß l'Arrogant, deshalb waren auch die Sieger diesmal sehr erbittert und feindselig gesinnt. Da ich aber auf dem Arrogant keine Bedienstung hatte, sondern mich nur als Passagier auf dem Schiffe befand, so wurde mit mir nicht so streng verfahren wie mit denen, die zum Commando des Schiffs gehörten. Wir landeten bei St. Malo. Als wir an's Land stiegen, versammelten sich eine Menge wohlgekleideter Leute um uns, die sich fast Alle ausschließlich an mich wandten und mir anboten, mir behülflich sein zu wollen. Im Geheimen riethen mir

Einige, mich unter sie zu mischen und so unvermerkt bei ihnen zurückzubleiben; hernach wollten sie mir schnell weiter helfen, aber ich schlug dies edelmüthige Anerbieten rund ab und versicherte sie, daß ich meine Mitgefangenen und Landsleute auf keine Weise verlassen würde.

„Wir wurden hierauf in das Castell St. Malo gebracht und hier wurde mir all' mein Eigenthum bis auf die Kleider und mein Taschengeld abgenommen; meine Kleider waren aber so kostbar, daß ich wohl für einen Prinzen gehalten werden konnte. Unser Aufenthalt auf dem Castell war erträglich, doch wurden wir nach einiger Zeit in's Stadtgefängniß, ein abscheuliches Loch, gebracht, aber noch denselben Abend auf kleinen Fahrzeugen nach Dinant, einer wohlgelegenen Festung, übergesetzt. Hier war die Luft rein und gesund, aber in dem Castell, wohin wir gebracht wurden, lagen über dreitausend Gefangene. Da war denn für die Bequemlichkeit des Einzelnen nicht viel zu hoffen. Inzwischen suchte ich mir meine Lage so erträglich als möglich zu machen. Nachts legte ich mich zwar auf die Streu zu den Uebrigen, aber so bald am Morgen die Thüren geöffnet wurden, lief ich hinaus auf den Sammelplatz, wo sich stets eine Menge Menschen befanden. Bald gewann ich viel Theilnahme, und ich wurde inne, daß man mich meinen Kleidern nach für eine weit höhere Standesperson hielt, als ich war, und mir auf alle Weise aus der Gefangenschaft helfen wollte. Vorzüglich suchten mich zwei Mädchen zu bereden, daß ich in ihre Behausung flüchten möchte, wo sie mich eine Zeit lang verbergen und mir dann zur weitern Flucht behülflich sein wollten. Ich blieb aber kalt für ihre Bitten. Einige Tage darauf führten mich mehre mir gutge-

sinnte Einwohner zu ihrem Schulherrn, der mich freundlich aufnahm, ja mich sogar bald gleichsam zu den Gliedern seiner Familie zählte.

„Nun aber wurde es mir von Tag zu Tag unerträglicher, in einem halb freien Gefängniß zu leben; ich beredete also mich mit meinem neuen Freunde dem Schulherrn, und er versprach mir, zur Flucht zu verhelfen. Doch bedurfte ich außer der seinigen noch andrer Hülfe, um meinen Vorsatz auszuführen, und ich warf meine Augen auf einen alten Sergeanten, den ich oft auf der Wache sah, wenn ich die Gefangenen im Castell besuchte, was fast täglich geschah. In einigen Unterredungen hatte ich ihm seine schwache Seite abgemerkt, und nun schwatzte ich dem alten Kautze nach dem Maule. Er erzählte von seinen ungeheuern Heldenthaten, und ich stellte mich treuherzig an, Alles zu glauben, und immer von Neuem brachte ich das Gespräch auf die Schlachten, denen er beigewohnt und in denen er so Wunderbares verrichtet, schimpfte wacker mit auf die Offiziere, welche keine Notiz von seiner Tapferkeit genommen, fluchte dem Glück, das dieselbe nicht besser belohnt, und war stets seiner Meinung, wenn er mich fragte, ob es nicht höchst unbillig sei, daß ein alter abgehärteter Kriegsmann jungen und unerfahrnen Leuten gehorchen müsse, die kaum jemals in ihrem Leben einen zornigen Menschen oder einen todten Hund gesehen hätten. Der Sergeant schien dadurch endlich ganz der Meinige geworden zu sein, und gab mir das Versprechen, daß er das Geheimniß, welches ich ihm anvertrauen würde, heilig verschweigen wolle. Endlich rückte ich heraus und gab ihm zu verstehen, daß mir mein Schulmeister aus der Festung helfen wolle, doch müsse er, der Sergeant, ein Auge zudrücken. Der Kerl machte ein

verdutztes Gesicht, brach auf, ohne mir ein Wort zu erwidern und ging schnurstracks zum Gouverneur, um ihm den ganzen Handel zu entdecken. Die schnelle Folge meines Vertrauens war, daß ich festgenommen und in's Stadtgefängniß gebracht wurde. Dies Gefängniß war über einem Stadtthore und hatte starke Mauern. Der Thurmhüter, seine Tochter und alle seine Leute begegneten mir wohlwollend und erleichterten mir dadurch die harte Haft. Ich erhielt eine Kammer in der Kapelle, wo alles nett und reinlich war. Dieses Zimmer war im obersten Stockwerk des Thurms, wo die Mauern zwar nicht so dick wie unten, die Fenster hingegen breit und mit eisernen Gittern versehen waren. In der Kammer standen zwei Betten. In dem einen schlief ein alter Franzose von Adel, der hier, ich weiß nicht aus welchem Grunde, verhaftet war, das andre ward mir zu Theil. Zudem führte der Thurmhüter einen guten Tisch, seine Tochter war hübsch und umgänglich, und ich hätte also nicht Ursache gehabt, sehr unzufrieden mit meinem Loose zu sein. Dennoch ließ ich nicht ab, an meine Freiheit zu denken. Ich suchte mir eine eiserne Stange zu verschaffen, und begann damit Nachts die Mauer zu durchgraben. Aber der alte Franzose hatte mich bei meiner Arbeit belauscht und verrieth mich. Es war einer von den Menschen, die ihr eignes Unglück vergessen, wenn sie sehen, daß es einem Andern noch schlechter geht; und überdies glaubte er, es sei jedes rechtschaffnen Franzosen Pflicht, alle Engländer zu hassen und zu verfolgen. Auf seine Anzeige meiner beabsichtigten Flucht wurde ich unter die Kapelle in ein abscheuliches, aber geräumiges Loch gesetzt, wo ich eine beträchtliche Anzahl der verschiedensten Menschen antraf. Eine saubere Gesellschaft! Nachdem man

mich hier gedemüthigt zu haben glaubte, versuchte man es, mich zu gewinnen. Zuerst sandte der Gouverneur Boten an mich ab, dann beehrte er mich sogar einige Mal selbst in Begleitung mehrer vornehmen Herren, ließ mir die schmeichelhaftesten Anträge machen und redete mir selbst auf's Eindringlichste zu, mein Glück nicht zu verscherzen und französische Dienste zu nehmen. Alle diese Vorschläge rührten mich nicht; mein Vaterland ging mir über Alles. Diese Standhaftigkeit brachte bei dem Gouverneur eine so große Verwunderung und Rührung zu Wege, daß er mir die Hand reichend sprach: Eine solche Vaterlandsliebe muß man schätzen und belohnen. Das erste aus England kommende Transportschiff soll Euch mitnehmen. Er hielt Wort. Und so kam ich denn nach zweimonatlicher Haft glücklich wieder nach England. Doch die Ruhe war mir unerträglich. Ich war kaum einige Wochen in London, als ich auch schon mit dem Paketboote nach Westindien, mit der Anwartschaft auf einen Dienst auf einem dortigen Schiffe, reiste. Als ich aber dort anlangte, war das Schiff, auf welchem ich beim Commando angestellt werden sollte, bereits in See auf die Jagd gegangen, und da ich nicht Lust hatte, still zu liegen und die Rückkehr des Schiffs abzuwarten, so ging ich mit dem Packetboot wieder nach England zurück. Ich stürzte mich in den Strudel des Lebens, suchte Bekanntschaften und fand sie und war in vielen Häusern der Hauptstadt ein willkommener Gesellschafter. Vorzüglich hielt ich mich zu Herrn Perrey, Obersten des Stadtregiments und erstem Secretär der afrikanischen Handelscompagnie. Dieser Mann machte mir das Anerbieten, eine Partie Sklaven von Afrika nach Westindien zu führen, aber ich versetzte dreist, daß ich geneigter wäre, armen un=

glücklichen Menschen zu helfen, als meine Hand zu ihrem Unglück zu bieten. Meine Antwort mißfiel dem Obersten keineswegs, er lobte meine Denk- und Handlungsweise, schenkte mir seine Liebe und empfahl mich bald darauf an den Vorsteher der ostindischen Gesellschaft, Jonathan Andrews. Herr Andrews brachte mich auf ein ostindisches Kriegsschiff, der Godalphin genannt, welches von John Apri geführt wurde und die Küsten von Bombai besegeln sollte. Fast am Ende dieser Reise bestanden wir ein sonderbares Abenteuer. Als wir nämlich in die ostindischen Gewässer kamen, stießen wir auf die weltberühmten tapfern Seeräuber von Angry, welche zwischen Bombai und Kalikut kreuzten, wo sie uns auch den ersten Gruß mit einem Regen von großen und kleinen Kugeln zubrachten; aber wir hielten uns in angemessener Entfernung von ihnen gegen die Landseite und blieben ihnen nichts schuldig. Das Gefecht dauerte so lange, bis der Wind uns nöthigte, die Anker auszuwerfen, sonst würde uns der Strom mit fortgerissen und den muthigen Seehähnen gerade zugeführt haben. Nachts aber riß des Kapitäns Boot los und wurde über die Ankertaue des Feindes getrieben, die sich seiner bemächtigten und dadurch unsre Schwäche erfuhren. Dies erhitzte ihren Muth noch mehr, sie unternahmen mit dem ersten Morgenstrahl einen neuen Angriff auf uns, fochten wie Löwen und gaben uns Gelegenheit genug, ihren Muth zu bewundern: da wir uns aber auch wehrten, so gut wir konnten, so mußten unsre beherzten Feinde wieder abziehen, ohne etwas Wichtiges ausgerichtet zu haben. Einige Tage darauf überzeugten uns diese Leute, daß die Großmuth eine Zwillingsschwester der Tapferkeit ist, und beide meist beisammen gefunden werden. Denn die ostindischen

Seeräuber sandten uns unser Boot sammt den Leuten, die darauf waren, unter der Freundschaftsflagge zurück, und diese Handlung war, nach der Weise dieses Volks, mit großem Pomp und einer seltenen Pracht begleitet. Und wie sonderbar fügte es sich, daß ich grade mit einem dieser Kaper recht vertraut werden mußte! Ich lag nämlich in Bombai im vornehmsten Kaffeehause. Hier war ein Sammelplatz aller Nationen und die vornehmen Kaper, mit welchen wir uns gemessen hatten, kamen ebenfalls dorthin. Wiewohl sie nun Alle auserlesene hurtige Leute waren, so hielt ich mich doch vorzüglich an Einen, der mir der Gescheiteste zu sein schien. Ich sprach mit ihm portugiesisch, was ich damals besser als irgend eine andre Sprache verstand, und er konnte sich darin ziemlich verständlich machen. In kurzer Zeit wurden wir die besten Freunde. Ich befragte ihn oft über die Beschaffenheit des Landes, dessen Eingeborner er war, und meine Neugierde mißfiel ihm nicht. Er forderte mich endlich auf, ihn auf einer Reise in das Innere des Landes zu begleiten, und versprach mir hoch und theuer, mir nicht nur alle Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes zu zeigen, sondern auch, mich zu schützen und wohlbehalten nach Bombai zurückzuführen. Dieser Antrag lockte mich, der Seeräuber schien mir ein wackerer Mann und zeigte mir Zuneigung, deshalb willigte ich ein und rüstete mich heimlich zur Reise, denn weder mein Kapitän, noch einer meiner Kameraden durften von meinem Unternehmen das Mindeste merken, sonst wäre mir die Reise vereitelt worden. Also reis'ten wir denn auch nach einiger Zeit heimlich in der Nacht ab, begaben uns an das feste Land und verfolgten mit schnellen Pferden den Weg durch ein wahres irdisches Paradies. Mein Freund führte mich

in den Marattenstaat, unter jenes hochherzige, tapfere, kriegerische Volk, dem er angehörte. Ueberall, wohin wir kamen, wurden wir mit Auszeichnung empfangen. Unsre Reise glich einem Triumphzug. Und so gelangten wir denn in die prächtige Hauptstadt der Maratten, Udschin genannt, und wurden dem Maha Rajah, dem Oberfürsten des Landes, welcher unter dem großen Mogul stand, vorgestellt.

„Mein Gefährte erzählte dem Rajah die Veranlassung unsrer Bekanntschaft und mußte auf des Fürsten Wunsch den Hergang des Seegefechts ausführlich berichten, woran Jener großen Antheil zu nehmen schien. Hierauf fragte mich der Rajah englisch, wie es nur möglich sei, daß ich mich meinem Feinde so keck anvertraue? Ich versetzte freimüthig, daß ich Niemandes persönlicher Feind sei und die Sache meines Vaterlandes, für dessen Ehre ich in jenem Kampfe gefochten, von meiner eigenen zu unterscheiden wisse. Und nur in dieser meiner eignen Sache habe ich mich meinem Führer als einem persönlichen Freunde anvertraut und baue auf sein mir gegebenes Wort, auf Treu' und Glauben eines rechtschaffenen Mannes, für welchen ihn zu halten ich vollen Grund habe. Diese Antwort schien dem Rajah zu gefallen, und er fand ferner ein besonderes Vergnügen daran, sich mit mir zu unterhalten. Ich mußte ihm viel von europäischen Sitten und Gebräuchen, von Englands Macht und Staatseinrichtungen erzählen, und er machte treffende Bemerkungen darüber, die meist mit gutem Spott gewürzt waren. Hernach zeigte er mir seinen herrlichen Palast, seine schönen Gärten mit den künstlichsten Brunnen und Bassins und befahl seinen beiden Söhnen, deren älterer in meinen Jahren war, mich zu begleiten und mir Gesellschaft zu leisten. Die Maratten

sind große Liebhaber vom Baden, und die Basins in den Gärten des Rajah waren meist dazu eingerichtet. Der Fürst wünschte, daß ich mich in seinem Beisein in einem der schönsten Bassins baden möchte, und ich willigte gern ein, denn ich bin stets ein Freund des Wassers gewesen, und die Hitze war in Udschin schier unerträglich. Ich wurde also auf des Rajah Befehl von Dienern entkleidet und in's Bad gebracht. Seine brennenden Augen verschlangen fast meine Gestalt, und allen Zuschauern gewährte mein Anblick im kristallklaren Wasser Vergnügen. Sobald ich fertig war, wurde ich am ganzen Körper mit herrlich duftendem Balsam gesalbt, aber statt meiner Kleider wurde mir ein kostbarer Anzug des ältesten Prinzen angelegt. Diese übertriebene Gnade beunruhigte mich, ich fürchtete, was nachher wirklich geschah. Der Rajah machte mir gar bald den Antrag, daß ich in Udschin in seiner Söhne Gesellschaft bleiben möchte. ‚Deine Gestalt,‘ sagte er im Schmeicheltone zu mir, ‚Dein Gesicht, Deine Stimme, Bildung und Dein ganzes Wesen gefällt mir besser, als irgend eines Europäers, den ich jemals gesehen habe. Bleib' also bei mir, es soll Dir an nichts mangeln.‘ Hierauf versetzte ich, ich sei nicht mein eigner Herr und könne nicht über mich verfügen, ich stände in eines Herrn Dienst, welchen ich nicht verlassen dürfe, ohne mich der Untreue und Undankbarkeit schuldig zu machen. Und deshalb müßte ich zum Schiffe, auf welches ich gehöre, zurückkehren.

„Einige Tage darauf fragte mich der Fürst, ob ich mich nicht eben so gut unter seinen als unter meines Gefährten Schutz begeben dürfe? Ich versetzte, daß ich kein Bedenken trüge, mich jedem rechtschaffenen Mann anzuvertrauen, der mir für meine Sicherheit

seine Ehre verpfände. ‚Wohlan,‘ sagte er, ‚ich gebe Dir meine Ehre zum Pfande, Du sollst sicher bei mir sein und nichts zu fürchten haben.‘ Was war zu thun? Ich mußte mich in die Nothwendigkeit fügen. Mein Gefährte beurlaubte sich, nachdem er eine ansehnliche Belohnung erhalten hatte, und fragte nicht, ob ich auch mit wollte; ich war nicht viel besser daran, als verrathen und verkauft. An meiner Lebensart hatte ich nichts auszusetzen, denn ich war auf ganz gleichen Fuß mit den Prinzen gesetzt; ich ging in den herrlichsten Kleidern einher, ritt ein prächtiges Pferd, speiste fürstlich und wurde, wo ich mich nur zeigte, vom Volke hochverehrt; aber meine Lage war nichtsdestoweniger unerträglich, weil ich aus Allem abnahm, daß mich der Rajah Zeit seines Lebens bei sich behalten wollte.

„Zu meinem Glück lebte am Hofe eine alte Portugiesin, die durch einen besondern Zufall hierher verschlagen und die Erzieherin der Kinder des Rajah in ihrem frühesten Alter geworden war. Gleich vom ersten Tage meiner Ankunft in Udschin zeigte mir diese Matrone eine besondere Freundschaft, und ich unterhielt mich oft mit ihr. Waren wir doch die einzigen Europäer am ganzen Hofe des Rajah und ich fast ihr Landsmann. Eines Tags trat sie mit betrübten Mienen in mein Zimmer und sagte: „Mein schöner europäischer Prinz, Ihr werdet wohl eben so wenig wie ich jemals unser Vaterland wiedersehen.“ Ich war übet diese Anrede bestürzt, und hörte nun mit Grausen, wie der Rajah befohlen, alle meine Schritte zu beobachten und mich zu etwas zu zwingen, wovor der Gedanke erröthet, endlich aber mir Gift zu reichen, sobald ich meinen Körper zu dieser Schändlichkeit nicht hergeben wollte. Meine Angst wuchs mit jedem ihrer

Worte, und zuletzt beschwor ich sie, mir zur Rettung und Flucht behülflich zu sein. Ich umfaßte ihre Hände, ich flehte sie an, und sie versprach mir, das Ihrige für mich zu thun. Sie verschaffte mir die Kleider eines gemeinen Indianers, bestellte einen Kahn auf dem Flusse und half mir auf geschickte Weise Nachts aus dem Palaste. Vorher hatte ich mir auf ihr Geheiß Hände und Gesicht geschwärzt. So entkam ich glücklich und langte nach mancherlei Drangsalen wieder in Bombai an. Aber der Kapitän des Godalphin war wegen meiner heimlichen Entfernung erbittert auf mich und gab mir nach meiner Ankunft den Abschied. Ich hatte wohl noch härtere Strafe verdient. Auf diese Weise war ich gezwungen, wieder als Kadet auf einem Kauffahrer nach Europa zurück zu reisen. Kaum war ich in London sichtbar geworden, als der Uhrmacher Townsend seine Ansprüche an mich erneuerte. Dieser unverschämte Mann nannte mich von Neuem seinen Lehrjungen, und ich war zu meinem Verdruß genöthigt, die Vernichtung des Instruments, welches mich ihm verpflichtete, durch eine nicht unbedeutende Summe zu erkaufen. Dadurch entblößte ich mich, und war nun ohne Dienst und Geld in einer Stadt, wo man ohne Beides kaum einen Tag leben kann. Die Noth lehrt ein nacktes Weib spinnen; mich lehrte sie meinen Stolz beugen und die Admiralitätsherren so lange zu überlaufen, bis sie mich annahmen, um meiner los zu werden. Ich kam als erster Lieutenant auf das königliche Schiff, die Eintracht, unter dem Oberbefehl des Kapitän Vincent. Nachher mußte ich einige Jahre hintereinander auf verschiedenen Schiffen dienen, damit ich bewandert würde, doch machte ich in dieser Zeit keine große Reisen, vielmehr wurde ich in London und den Seehäfen Englands bekannt, und hatte überall

Zutritt. Als der Krieg zwischen England und der Türkei ausbrach, zeigte ich Lust, die Expedition mitzumachen. Der Commandeur Airs bot mir eine Anstellung auf dem Schiffe Windsor an, welches er selbst führte, und stellte mir vor, wie er vor Allen würde Gelegenheit haben, mir Gefälligkeiten zu erweisen, da er das ganze Geschwader befehlige; ich zog es aber vor, auf dem Schiffe Ihrer Majestät, unsrer Königin, Southampton, zu dienen, weil ich den Kapitän-Lieutenant desselben, Byrimans, schätzte und liebte. Airs unterdrückte zwar damals seinen Verdruß, aber die Zeit kam bald, wo er mich denselben nur zu stark fühlen ließ. Es traf sich nämlich, daß ich in der Türkei die Bekanntschaft eines französischen Consuls machte und eine Zeit lang mit ihm umging. Dieser Mann machte mir sogar Anträge, in französische Dienste zu treten und im Interesse seiner Nation eine Reise nach Tunis zu unternehmen; aber ich schlug dieses Ansinnen ab; doch wurde ich dieses Umgangs halber verketzert und verdammt. Airs beschuldigte mich, mit den Feinden meines Vaterlandes Gemeinschaft gepflogen zu haben, und ich sah mich deshalb genöthigt, nach Beendigung des Krieges, meinen Dienst niederzulegen.

14.

Norcroß als Parteigänger.

Nach einer Pause fuhr der Kapitän fort:

„In Egland wurde ich von meinen zahlreichen Freunden mit offenen Armen empfangen. Meine Schicksale fingen an, einiges Aufsehen zu erregen, man drängte sich zu mir, und bat mich in die vornehmsten Gesellschaften; und bald gehörte es zum guten Ton, mich zu kennen und von mir gekannt zu werden. Gerade zu jener Zeit tobte der Kampf der Jacobiten und Hannoveraner oder der Königlichen am wildesten in England. Nicht allein in den großen Städten, auch in den kleinsten Dörfern nahm man Partei für den Prätendenten oder gegen ihn, um so mehr, da wohl bekannt war, wie gern die Königin Anna die Regierung ihrem Neffen hinterlassen hätte. Mein Vater war den Anhängern des Prätendenten noch in gutem Andenken; man wußte, daß er einer der treuesten Freunde des Königs Jacob gewesen, und man setzte voraus, daß ich in die Fußtapfen meines Erzeugers treten werde. Von meiner Kühnheit, meiner Gewandtheit, meinem Unternehmungsgeist ließ sich schon etwas erwarten, und die Freunde der Stuart's betrachteten mich als gute Prise. Inzwischen spielte ich ziemlich versteckt und ließ mir nie recht abmerken, mit wem ich es ferner zu halten gedenke. Daher kam es, daß beide Parteien um mich warben. Doch nahmen sich die jacobitischen Parlamentsmitglieder meiner besonders an. Große und angesehene Leute waren meine Freunde, und Alle sahen mich für einen Menschen an, welcher große Dinge auszuführen geschickt sei.

„Jede Partei wollte mir auf eine vortheilhafte Art zu Amt und würden verhelfen. Die Einen meinten, ich sei durch meine Erfahrungen im Seewesen geschickt, eins der besten Orlogsschiffe der englischen Flotte zu führen. Die Andern sagten, in der Nähe des Hofes sei ich besser gestellt, und sie suchten mich zu überreden, daß ich mich um eine Kammerherrnstelle oder um eine Charge als Brigadier der Garde zu Pferd bewerben sollte, keine von beiden Stellen sollte mir entgehen. Wieder Andere wollten mir einen Platz im Unterhause verschaffen und endlich hielt man mich für fähig, dem Lord Roſs auf seiner Gesandschaftsreise nach Frankreich zu folgen. Diese Anträge waren mir natürlich sehr schmeichelhaft; ich schwamm in einem Meer von Plänen und Entwürfen, und obgleich mich Neigung zur See zog, lockte mich doch auch die Bahn des Ruhms so süß, daß ich schwankte. Im Herzen war ich stets den rechtmäßigen Königen von England, den Hause Stuart zugethan, und deshalb bekannte ich mich auch nach einiger Zeit öffentlich und ohne Rückhalt zu den Jacobiten, und diese vermochten mich denn auch, mich auf die hohe Schule nach Oxford zu verfügen, um in den Wissenschaften das Versäumte nachzuholen, weil man mich später durchaus zum Staatsdienst zu gebrauchen gedachte. Kaum hatte ich ein halbes Jahr den Studien obgelegen, als mich die Nachricht vom Tode der Königin Anna unangenehm überraschte. Die Gemüther geriethen in die äußerste Spannung, aber der strenge Befehl, welcher zugleich mit der Todesnachricht einlief, kein einziger Mensch soll binnen acht Tagen Großbritannien verlassen und zur See gehen, zeigte deutlich, daß die Hannoveraner siegen würden; denn dieser Befehl war augenscheinlich aus keinem andern Grunde gegeben, als daß

die verwitwete Königin Maria und der Prätendent nicht bald den Tod der Königin Anna erfahren möchten.

„Die gefährliche Lage, in welche unsere Partei kam, nöthigte mich, Oxford wieder zu verlassen und nach London zurückzukehren; denn ein enges Aneinanderschließen that vor Allem noth, um sich in Masse zu berathen und dann zu handeln. Aber hilf Himmel! Niemand hátte Muth, etwas zu unternehmen, man sprach viel, aber that nichts, man konnte nicht einig werden, und der, welcher unsere muthlose Partei hätte unter einen Hut bringen und beleben können, der Prätendent stellte sich nicht ein. Die Zeit verstrich, der Kurfürst von Hannover kam nach England und wurde zum König gewählt, ohne daß sich Jemand widersetzt hätte. Ueber dies Versäumen des rechten Zeitpunktes, über diese bequeme Vornehmheit, die nur befehlen, nichts aber selbst thun will, über die dünkelvolle Dummheit des alten Adels sprach ich mich mit Bitterkeit und ohne Rücksicht aus und das Feuer jugendlicher Leidenschaft riß mich hin, auf Hannoveraner und Jacobiten gleich verächtlich und tadelnd zu sprechen. Dadurch mußte ich der bestehenden Regierung bald verdächtig werden, welcher ohnedis Alle knechtisch huldigten, und man fing an, ein polizeiliches Auge auf mich zu werfen.

„Es war im Frühjahr des vorigen Jahres, als ich mich in einer Gesellschaft im Hause des Ritters Walpole befand. Zu dieser Gesellschaft gehörte auch der Ritter William Days, der Erzbischof von York und viele andere Bischöfe, Herzöge, Pairs und Parlamentsmitglieder, die alle mehr oder minder der bestehenden Regierung huldigten. Hier wurde ich in der Unterhaltung von meinem Eifer ergriffen und ohne

an mich zu denken, sprach ich meine Meinung über die beiden Parteien und vorzüglich über die Handlungsweise des Kurfürsten von Hannover aus. Die genannten Herren ersahen nur zu deutlich, daß ich ein glühender Anhänger des Königs Jacob war, und mein Verderben war nur zu gewiß.

„Einige Monate darauf verreiste ich, um einige meiner Freunde zu besuchen und sie anzufeuern, daß sie doch endlich etwas für den rechtmäßigen König Großbritanniens unternehmen möchten. Eigentlich war ich zu dieser Reise von Ehrenmännern beauftragt, die bis diese Stunde dem König Jacob ergeben sind, obgleich sie für nöthig finden, ihre wahren Gesinnungen zu verbergen. Unterwegs kam ich von ohngefähr mit einigen Bekannten zusammen. Einer derselben war Einnehmer der Landschatzung und hieß Lucas. Wir stießen auf einen Trupp Reiter, welche das Land durchstreiften und alle als jacobitisch verdächtigen Personen aufgriffen und in's Gefängniß schleppten. An diese Reiter verrieth mich genannter Lucas, wahrscheinlich in höherm Auftrag, als einen der eifrigsten Anhänger des Prätendenten. Ich wurde ergriffen und gefesselt nach Barnet geführt. Die Füße waren mir unter dem Bauche meines Pferdes zusammengebunden, und so diente ich dem neugierigen Volke zum erbärmlichen Schauspiele. Als wir in der Stadt an die Ecke der Goldspornstraße kamen, waren wir gezwungen, still zu halten, denn ein ungeheurer Menschenhaufe drängte uns entgegen. Man führte nämlich die drei Kapitäns Carr, Doral und Gordon zur Richtstätte, wo sie aufgehenkt und geviertheilt werden sollten, der treuen Anhänglichkeit an König Jacob überführt. Denkt Euch wie mir zu Muthe ward! Kaum hatte das Volk erfahren, daß ich des Jacobitismus ebenfalls verdächtig

sei, als es mich zu Tausenden umstand und mir zuschrie mich auf eine ähnliche Reise vorzubereiten. Ich wurde in das Arresthaus, eines der festesten und wohlverwahrtesten Gefängnisse Englands, gebracht, wo ich eine Menge Staatsgefangener, größtentheils Jacobiten fand. Wir waren alle zusammen in einem geräumigen Local, und man brachte uns auf unser Begehr die neuesten Zeitungen und darin fanden wir die Nachricht meiner Gefangennahme nebst der offen ausgesprochenen Vermuthung, daß ich denselben Weg gehen würde, welchen die drei Kapitäne gerade zu der Zeit nach dem Galgen gemacht, als man mich gebracht hatte. Meine Befürchtung wurde noch dadurch erhöht, daß ich nach einigen Tagen aus der mir angenehm gewordenen Gesellschaft gerissen und in ein elendes unterirdisches Gefängniß, das verfluchte Loch genannt, geworfen wurde. Hier fand ich den unglücklichen Kapitän Dikal, welcher einige Tage darauf sein Haupt auf den Richtblock legen mußte. Dies Alles bestätigte meine Ahnung, daß ich ebenfalls den Tod durch Henkershand werde leiden müssen.

„Einst saß ich in Gedanken versunken, als die Thür meines scheußlichen Kerkers aufging und ein Weib hereintrat, welches nicht mehr in den Jahren war, um von ihr auf einen leidenschaftlichen Schritt hinsichtlich meiner zu schließen. Sie war mir gänzlich fremd und in die Tracht des mittlern Bürgerstandes gekleidet. Diese Umstände setzten mich in Verwunderung über den seltsamen Besuch. Bald suchte sie mich aufzuklären und betheuerte mir, daß sie nichts als Mitleid hierher geführt habe, indem sie ein sicheres Mittel zu meiner Befreiung wisse. Trotz meiner Fesseln stürzte ich zu ihren Füßen und schwur ihr den heißesten Dank; ach! ich wußte ja nicht, welch einen Lohn

man von mir verlangen würde. Ohne mir zu erklären, wie es ihr möglich geworden war, in mein Gefängniß zu dringen, meldete sie mir nur, sie sei die Vertraute einer vornehmen Adligen, deren mächtiger Einfluß mir die Pforten meines Gefängnisses öffnen könne. Diese hohe Dame wollte sie bereden, daß sie mir selbst einen Besuch im Kerker mache, um sie dadurch noch mehr zum Mitleid zu bewegen.'

Und so geschah es. Am Abend des andern Tages traten zwei Frauen zu mir herein, von denen eine verschleiert war, in deren andern ich aber sogleich Frau Elisabeth Brondlov, so hatte sich mein erster Besuch mir genannt, wieder erkannte. „Ihr seid frei,' sagte die Verschleierte mit einer lieblichen Stimme zu mir, ‚doch rechne ich auf Erkenntlichkeit. Bedenkt wohl, daß Ihr in einigen Tagen das Blutgerüst hättet besteigen müssen.' — Wie wäre ich jetzt im Stande, meine damaligen Empfindungen zu malen! Außer mir stürzte ich vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie, küßte ihre Hände und nannte sie meinen rettenden Engel. Sie drückte meine Hand dagegen mit einer Leidenschaft, die mir selbst im höchsten Enthusiasmus auffiel. Sie sprach zwar wenig, aber nachdem sie sich entfernt, war mir's als dämmerte mir ein Traum in der Seele auf. Diese Stimme wollte mir bekannt dünken, diese Gestalt, dieses Auge, welches mich durch den Schleier angeblitzt, waren mir nicht fremd, aber wie ich auch mit meiner Erinnerung rang, ich konnte mir nicht klar machen, wer die Dame sei. Ich hatte meinen Kopf mit vergeblichen Vermuthungen erhitzt, als der Kerkermeister hereinschlich, meine Fesseln löste und mich einem Manne übergab, welcher draußen harrend stand. Durch die Stille der Mitternacht gingen wir leise dahin, und mein Herz schlug vor Erwartung, was nun aus mir

werden würde. Zugleich wurde es von den mächtigen Gefühle der Freiheit erfüllt. O wer die Wonne nie empfunden hat, sich vom Beile des Henkers erlöst zu sehen, kann meinen damaligen Zustand nicht würdigen! Den Flug meiner Gedanken und Empfindungen unterbrach die lästige Geschwätzigheit meines Begleiters, der mir mit Umständlichkeit erzählte, daß er ein Barbier und Perrückenmacher, Namens Samuel Brondlov, und der Ehegemahl der Frau Elisabeth Brondlov sei, welche ich bereits zu kennen die Ehre habe Er verfehlte nicht, mir förmlichen Bericht vom Verlauf seiner Geschäfte und sonstigen Speculationen in Barnet abzustatten, und war eben im Begriff, auf die Details der Familienverhälnisse seiner verehrten Kunden einzugehen, als wir an einem kleinen Hause standen, welches er mir als seine Wohnung bezeichnete, und in welches einzutreten er mich mit Höflichkeit bat. Kaum waren wir in das untere Zimmer gekommen als die Frau mit einem Jubelschrei auf mich losstürzte und sich meiner bemächtigte. Die gewagte Protestation ihres Mannes, welcher Lust haben mochte, mich über seine und seiner Kunden und Freunde Privatverhältnisse des Breitern zu unterrichten, wurde mit einem einzigen Blicke der Frau niedergeworfen; es bedurfte nur einer mimischen Andeutung der Augen, ihre Herrschaft geltend zu machen, und ohne weiter ihn eines Blicks zu würdigen, faßte sie mich unter den Arm und führte mich aus der Stube die Stiege hinauf in ein oberes Zimmer, wo ich, wie ich vermuthet hatte, die verschleierte Dame fand.

„Bis hierher, meine Freunde, habe ich Alles getreu erzählt; jetzt muß ich Euch aber um Erlaubniß bitten, nicht zu sagen, wer diese Dame war und was sie von mir verlangte. Genug es war eine Schändlichkeit. Sie

war von London und allerdings aus meiner Bekanntschaft. Es sei Euch der Wink genug, daß ich in London mit einem der edelsten weiblichen Wesen in einem uns Beide beglückenden Verhältnisse, auf gegenseitige Liebe und Achtung begründet, gestanden hatte. Wir hatten uns zugeschworen, einander ganz anzugehören, und ich hätte damals lieber sterben wollen, als meinen Schwur brechen. Jene Bande hat das Schicksal, welches mich mein Vaterland zu verlassen zwang, zwar gelöst; ich bin ein unglücklicher schwedischer Freibeuter, statt, wenn meine Pläne geglückt wären, ich jetzt eine der ersten Staatschargen in England begleitete. Es ist vorüber; aber die Achtung, welche ich jener reizenden Dame zollte, ist mir geblieben und es ist kein Verstoß gegen dieselbe, wenn ich Euch sage, daß meine Geliebte die einzige Tochter des Herzogs von Ordmund war."

„Die reizende Henrica?" unterbrach hier Flaxmann überrascht den Erzähler.

„Eure Frage beweist mir, daß ihr das liebenswerthe Wesen gekannt habt und nach ihrem Werthe zu würdigen versteht. Ja, die reizende Henrica, der Stolz Englands, war meine Geliebte; ja, dies Herz schlug noch im vorigen Jahre beglückt von der Liebe einer solchen Huldin, um deren kleinste Gunst ein Heer der vornehmsten Anbeter vergebens bettelte. Ich, ich war der Glückliche, und was bin ich nun?"

15.

Norcroß in schwedischen Diensten.

Nach dieser kurzen und wie es schien dem Kapitän schmerzhaften Unterbrechung fuhr er sich nach seiner Gewohnheit mit der flachen Hand über das Gesicht und zertheilte so die Wolken, welche über dasselbe aufgestiegen waren. Hierauf fuhr er fort:

„Das Possirlichste bei der ganzen Geschichte war, daß Frau Elisabeth Brondlov durchaus darauf bestand, ich solle zum Lohn für ihren Antheil an meiner Rettung ihre häßliche und dumme Tochter heirathen. Dies Geschöpf war ungefähr achtzehn Jahr alt, aber selbst derjenigen Aeußerlichkeiten bar, welches dieses Alter doch fast allen weiblichen Geschöpfen zu verleihen pflegt. Da hieß es denn recht, gute Miene zum bösen Spiele machen. Ich mußte befürchten, daß mich die Schlechtigkeit meiner Befreierin wieder in's Gefängniß ausliefere, wenn ich mich weigerte, ihre Bedingung zu erfüllen. Ich that mein Möglichstes, sie mit schlauen Versprechungen hinzuhalten, bis ich einst in der Nacht die Flucht ergriff und zu Fuß und ohne Mittel auf dem in der Nähe liegenden Gute des Obersten Maxfield, eines Anhängers der Stuart, anlangte. Der Oberst war selbst zugegen und nahm mich herzlich auf. Auch er war in steter Gefahr, aufgehoben und in's Gefängniß gesetzt zu werden. Wir schlossen uns an einander an, und begaben uns, mit guten Mitteln versehen, verkleidet und meist nur in der Nacht reisend, auf die Flucht nach Frankreich.

„Von Calais reisten wir sogleich nach St. Ger=

main zu Ihrer Majestät der verwitweten Königin Maria von England. Wir hofften dort, wenn auch vor der Hand unsere Pläne nicht verwirklicht zu sehen, aber doch auf irgend ein Unterkommen. In meinem Vaterlande war ich geächtet, an den Stuart's hatte ich treu gehalten und diese Treue hatte mein Unglück herbeigeführt; war es nicht natürlich, daß ich mich in meiner Hülflosigkeit an die wandte, welche sie verursacht hatte? Aber hilf Himmel! Was muß ich da sehen und erfahren! Dieser Anblick schnitt mir durch das Herz; ich werde ihn nie vergessen. Ich sah die rechtmäßige Königin von England arm und im Elend von Andrer Gnade leben; ich sah eine geborene Fürstin ihre Blöße nur mit den armseligen Lappen des zerfetzten Purpurs bedecken, darben in Schmach und sich gegen ihre Unterthanen beklagen, daß sie nicht einmal den nöthigen Unterhalt mehr habe. Ach! der große Ludwig war todt, und Frankreich gedachte der Versprechungen nicht mehr, welcher dieser edelmüthige König in seinem Namen gegeben hatte. Mir verging bei diesem Anblick so aller Muth, daß ich beschloß, mir mein Glück auf eigne Faust zu bauen, und es nicht in einem Lande zu suchen, wo man eine Königin Noth leiden ließ. Ich hörte, daß es vielen meiner Landsleute, Anhängern des Hauses Stuart, in Frankreich seit Ludwig des Vierzehnten Tode erbärmlich gehe, und beschloß daher, Frankreich sogleich wieder zu verlassen und nach Schweden zu gehen. Der kühne und tapfere Genius Karl's des Zwölften zog mich an. Aus der Türkei zurückgekehrt, hatte er seine mächtigen Feinde mit Schrecken erfüllt: er sollte fortan mein Vorbild sein. Ich bat also die Königin Maria um ein Empfehlungsschreiben an des Königs von Schweden Majestät und reiste mit demselben ab. Der Oberst Mar-

field ging nach Bar sur Aube, dem Aufenthaltsorte des Prätendenten. Dort hoffte und erwartete ich nichts. Ohne also etwas von der neuen Verschwörung in England zu Gunsten der Stuart's, ohne von dem Plane des Prätendenten, aus Frankreich zu fliehen und sich nach Schottland einzuschiffen, die mindeste Ahnung zu haben, bestieg ich ein Schiff und eilte nach Gothenburg. Sei es nun, daß die Königin über das bevorstehende Unternehmen ihres Sohnes selbst nicht unterrichtet war, sei es, daß sie sich scheuete, mir das Geheimniß anzuvertrauen, sei es endlich, das der Plan damals noch nicht völlig reif war, genug ich reiste unwissend ab. So viel ist gewiß, daß die Verschwörung in England und Schottland sehr geheim gehalten wurde. Und so konnte ich keinen Theil an der Ausführung des Unternehmens haben, welches ich theilweise selbst vorbereitet hatte. Die Expedition des Prätendenten ist, wie ihr wißt, unglücklich abgelaufen; die verhängnißvolle Schlacht vom 13. November verdrängte den edlen Stuart wieder aus seinem Reiche, und mir ist der Schmerz erspart worden, diesen Jammer mit anzusehen.

„Ich langte ohne Geld in Gothenburg an, und gab meinen Empfehlungsbrief an den Gouverneur der Stadt, Gadenhielm, ab. Dieser empfing mich freundlich, aber ich verbarg ihm meine dürftigen Umstände. Diese entdeckte ich einem meiner Landsleute und Parteigänger der Stuart's, den General Hamilton, welcher in schwedische Dienste getreten war und in Gothenburg lag. Ich hatte diesen Mann noch nicht persönlich gekannt, aber bei dem ersten Besuche, den ich ihm machte, nahm er mich so sehr ein, daß ich fürder kein Geheimniß vor ihm haben konnte. General Hamilton war ein Freund des Gouverneurs Gaden=

hielm, und hatte diesem gesprächsweise meine Noth vertraut. Nun war Gadenhielm auf mich aufgebracht, weil ich nicht gleich mit der Wahrheit heausgegangen war, und hieß mich, als ich mich wieder bei ihm meldete, ohne Umstände zum Teufel gehen. Ich hielt mich an den General Hamilton und bat ihn, er möchte sich meiner bei des Königs Majestät annehmen und mir zu irgend einer Beförderung, sei es, welche es wolle, verhelfen. Allein der General erwiderte zu meinem Erstaunen: Sie sind ein junger Edelmann, der sich in der Welt schon Vieles versucht hat. Bleiber Sie nicht hier; es würde sie gereuen, wenn es zu spät wäre. Wenn ich Jugend und Erfahrung im Seewesen besäße, so bliebe ich gewiß nicht in Schweden.

„Da stand ich denn scheinbar von Gott und den Menschen verlassen und wußte meiner Verzweiflung kein Ende. Viel zu stolz, um auf diese Erklärung des Generals nur noch ein Wort zu sagen, verließ ich ihn, um ihn nicht mehr zu sehen. Ich kannte in Schweden keinen Menschen weiter; die Landessprache war mir unverständlich; ich war mittellos und konnte nicht einmal Gothenburg verlassen, um nach Stockholm zu reisen und meinen Brief dem Könige selbst zu überbringen. Ueberdies steckte ich auf einem Kaffeehause und im Gasthofe in Schulden und war in der Kleidung fast abgerissen. Dies war ein schrecklicher Zustand, und ich rannte an der Meerküste und im Hafen wie wahnsinnig umher. Dort fand ich endlich den Kaperkapitän Flaxmann und machte Bekanntschaft mit ihm. Dieser wackre Mann nahm sich meiner an und machte mich zum Lieutenant seines Schiffs. Das war im verwichenen Herbste. Wir kreuzten hierauf längs der Vigseite zwischen den Klippen bei Marstrand. Als wir in dieser Hafenstadt an

langten, bemerkte ich, daß mein Kapitän mehr Lust hatte, bei seiner Geliebten, die daselbst wohnte, zu bleiben, als in der See nach Beute zu streifen. Ich ersuchte ihn also, in seiner Abwesenheit mir die Führung des Schiffes anzuvertrauen, und er übergab es mir mit Freuden. Aber kaum war ich ausgelaufen, als ich an der Stimmung meiner Untergebenen bemerkte, daß man mir auf dem Schiffe nicht gewogen war. Freilich hatte ich auf Mannszucht gehalten und war vom Kapitän bevorzugt worden. Ein mir ergebner Mann, Namens Rouard, verrieth mir, daß der Secondlieutenant des Schiffs sich mit den Matrosen unterredet hatte, nicht unter mir zu dienen. Ich suchte seinem Anschlage zuvorzukommen, aber es half mir nichts; ich wurde gezwungen, in den Hafen von Marstrand zurückzukehren und das Kommando des Schiffs niederzulegen. Hier mußte ich einige Zeit in einer mir unangenehmen Ruhe zubringen, und das Schlimmste war, das ich nur wenig Mittel hatte. Inzwischen hatte ich doch den Winter über Gelegenheit, zu zeigen, das ich etwas vom Seewesen verstehe. Ich sah, daß mir das Glück in Schweden nicht günstig sein wollte und nahm mir vor, zu Anfang dieses Jahres nach Holland zu reisen. Unterdessen hatte ich mich mit der schwedischen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Ich ging also zum Kapitän Hedenberg nach Gothenburg, welchem der Kaper, auf welchen ich diente, gehörte, und begehrte einen Reisepaß und ein Zeugniß über mein Verhalten von ihm. Unterwegs traf ich mit dem Gouverneur Gadenhielm und dem Kapitän Kline zusammen. Gadenhielm sagte gnädig zu mir, er habe mit Freuden vernommen, daß ich ein tüchtiger Seemann sei, er wünsche mein Glück zu machen; und als ich ihm von meinem

Entschluß, nach Holland zu gehen, sagte, befahl er dem Kapitän Kline sogleich, daß er mich als Kapitänlieutenant an Bord nehmen sollte. So war mir denn mit einem Male geholfen. Wir liefen in See und bemächtigten uns bald einer Galliote, die unter holländischer Flagge ging. Mein Kapitän befahl mir, die Prise nach Gothenburg zu führen, er selbst landete, da sein Schiff einigen Schaden gelitten hatte, in der Gegend von Marstrand, ohne weiter eine Prise gemacht zu haben. Der Gouverneur Gadenhielm, welcher an diesem und vielen andern Kapers Antheil hatte, war über Kline sehr ungehalten, als er dessen schnelle Rückkehr in den Hafen vernahm. Er trug mir auf, zu dem Kaperschiff zu reisen, dessen Schaden zu besichtigen und ihm Rapport zu erstatten. Das Schiff war übel zugerichtet, und ich sprach nach Recht und Billigkeit meinen Kapitän von aller Schuld frei. Nichts desto weniger bot mir Gadenhielm zur Stelle das Kommando des Schiffs an; er mochte wohl noch besondern Haß auf Kline haben. Aber ich versetzte, niemals wolle ich durch Andrer Unglück steigen, und solle ich nur Kapitän werden durch Kline's Sturz, so wolle ich lieber diese Charge niemals bekleiden. Diese Antwort muß den Gouverneur sehr gefallen haben, denn er hatte sie des Königs Majestät mitgetheilt, welche eben nach Gothenburg gekommen war, das Seewesen dieses Hafens in Augenschein zu nehmen. Den folgenden Tag wurde ich zum Gouverneur gerufen. Er sagte mir, daß über funfzig Kaperschiffe im Hafen lägen, welche der König besichtige; ich solle mir eins auslesen und mich nach Leuten umsehen, um es zu bemannen; denn ich sei durch des Königs Gnade Kapitän. Da sah ich ein, daß der günstige Zeitpunkt für mich gekommen war, mich dem Könige bemerkbar

zu machen. Zu dem Behufe wählte ich keins von diesen Schiffen, sondern bat um Erlaubniß, eine in der Gegend versunkene Fregatte aus dem Grund des Meeres heben und führen zu dürfen. Jedermann staunte über diesen Einfall, aber er lenkte des Königs ganze Aufmerksamkeit auf mich. Mit Mitteln, die in Schweden noch nicht bekannt waren, zog ich das treffliche Schiff aus der Tiefe. Ihr wißt, meine Freunde, es ist das herrliche Gebäude, auf welchem wir jetzt die ruhige Meerfluth durchschneiden. Des Königs Gnade ward mir von Stund' an; ich hatte oft die Ehre, mich mit ihm zu unterhalten, und nun erst überreichte ich ihm den Brief der Königin Maria von England. Es gefiel dem König ausnehmend wohl, daß ich mich vorher als einen brauchbaren Mann bewährt und dann erst den für mich schmeichelhaften Brief übergeben hatte. Einen vorzüglichen Gönner fand ich an des Königs Begleiter und Günstling, an Sr. Excellenz dem Grafen Mörner. Der König hatte die Gnade, meinem Schiffe den Namen des Grafen zu ertheilen. So ist denn dieses treffliche Schiff gewissermaßen mein Geschöpf und ich das seinige; denn ohne mich läge es ewig im Meeresgrund, und ohne es wäre ich nicht vom Könige und dem Grafen begünstigt worden. So gehören wir unzertrennlich zusammen, und ich fühle eine so lebhafte Zuneigung zu meiner Fregatte, daß ich nicht mehr leben möchte, wenn ich sie nicht in die brausende Meerfluth führen sollte, und gebietet das Schicksal einmal über mein Leben, so wünsche ich nichts sehnlicher, als daß dies treue Fahrzeug mit mir wieder in den Abgrund gezogen werden möchte, aus welchem ich es für mich, ja für mich allein heraufgeholt habe. Nachdem ich dies mein Schiff gefunden hatte, fand ich auch Euch,

meine Freunde, die dies Wasserhaus mit mir nun schon fast neun Monate im Sturm und Sonnenschein bewohnt haben. Ihr kennt von dieser Zeit meine Schicksale und ich habe Euch nichts weiter zu erzählen."

16.

Erklärung und Aufklärung.

Im hintersten Verschlag der Kajüte des Graf-Mörner, in der sogenannten Kapitänskammer, saß das Fräulein von Gabel mit der ihr eignen Majestät auf der Matratze, und ihr großes Auge blickte mit ruhigem Stolze auf den jungen Mann, der bis jetzt unter dem angenommenen Namen Joseph Flaxmann aufgetreten ist. Er theilte in seinem äußern Wesen ihre Ruhe nicht, und sein belebtes Auge flog von ihrer Gestalt oft auf die Gegenstände in der Kammer, oder durch die Luken auf den sonnenglänzenden Meerspiegel hinaus.

„Geben Sie mir endlich Rechenschaft, Herr Major," redete die Dame in einem fast befehlenden Tone, „wie und durch welche Veranlassung sind Sie auf den närrischen Einfall gekommen, meine Wenigkeit von der dänischen Küste stehlen zu lassen. Fürwahr, an Sie, mein Herr, habe ich bei meiner Entführung auch nicht mit einem Gedanken gedacht. Reden Sie! Reden Sie!"

„Nur so mögen Sie es den wissen, Friederike," versetzte der Fremde unmuthig, „daß es Rache war, Rache für mein beleidigtes Ehrgefühl, welches mich mit dem Kapitän Norcroß einen Kontrakt abschließen ließ,

kraft dessen er verpflichtet war, Sie mir zu überliefern."

„Kapitän Norcroß ist seiner Verpflichtung, gegen Sie mit einer Gewissenhaftigkeit nachgekommen, die mich erstaunen macht. Ich bin in Ihrer Macht; was wollen Sie von mir, Herr Major?"

Dieser, also spöttisch angeredet, konnte seinen Unmuth nicht länger bergen, der um so größer wurde, je weniger er auf die Frage des Fräuleins etwas Vernünftiges zu erwidern vermochte.

„Also haben Sie so wenig Weiblichkeit, daß Sie mit meinen heiligsten Gefühlen, da Sie dieselben nicht erwidern können und wollen, Ihren Spott noch zu treiben vermögen?" rief er fast wüthend in der Kammer umherlaufend. „Stellen Sie sich doch an, als wüßten Sie nichts von mir, als sei Ihnen so unbekannt, was in meinem Herzen waltet, als was dort in Stockholm vorgeht."

„Ich kann daß Eine so wenig wissen, als das Andre."

„Wie? Sie wüßten nicht, daß ich Sie bis zur Raserei der Leidenschaft liebte — ja, mögen Sie es immerhin wissen — daß ich Sie nun, da meine Rache gekühlt ist, noch ebenso liebe? Hat mein Stolz Ihnen dies Geständniß nicht vor zwei Monate schon gemacht und Sie zitterten nicht, diesen meinen britischen Stolz mit Ihrer höhnenden Kälte tief zu verwunden? Sie fürchteten nicht, daß dieser beleidigte Stolz sich gegen Sie empören, nicht nach Rache lechzen würde? Ha, wie wenig haben Sie einen Mann, wie wenig einen Engländer gekannt?"

„In der That, Herr Major, ich kann mich aus meinem Erstaunen nicht herausfinden. Es ist war, Sie haben mir eine Neigung blicken lassen, die mir

schmeichelhaft sein mußte; allein ich bin dergleichen Erklärungen schon so gewohnt, daß ich aus der Ihrigen nicht mehr gemacht habe, wie aus jeder andern. Hilf, guter Gott! wenn Alle die, die mir eine unerwiderte Neigung erklärt haben, mich gleich häten rauben lassen wollen, die dänische Küste würde blockirt gewesen sein, und unser König geglaubt haben, der Schwedenkönig liege mit einer Flotte vor unserm Hafen."

„Sie werden mir mit diesen Winkelzügen nicht entgehen, Sie werden mit Ihrem Spott mir nicht die Ueberzeugung wegräsonniren, daß Sie mein Ehrgefühl mit Plan und Absicht haben kränken wollen; denn es müßte Ihnen ja bei Gott! am gesunden Menschenverstand fehlen, wenn Sie die Glut meiner Liebe von dem erkünstelten Strohfeuer eines erbärmlichen Surrogats von Leidenschaft, von welchem Ihnen Ihre übrigen Anbeter süße Dinge vorzusagen sich bemühten, nicht hätten unterscheiden wollen."

„Und wer bürgt Ihnen dafür, daß ich diesen Unterschied in seinem ganzen Umfange nicht wirklich gemacht habe? Gilt Ihnen aber eine gute Distinctionsgabe für gleichbedeutend mit Liebe? Beim Himmel, mir nicht! Ich liebte Sie nicht, Major; ich feuerte Ihre Leidenschaft nicht an, ich suchte sie im Gegentheil abzukühlen! aber je förmlicher, abgemessener, kälter ich gegen Sie war, desto entbrannter wurden Sie in mich. War das etwa meine Schuld? Und als Sie nun trotz meiner Vorsichtsmaßregeln dennoch mit Ihrer Liebeserklärung hervortraten, benahm ich Ihnen sogleich alle und jede Hoffnung in bestimmten, klaren Ausdrücken, keineswegs in kränkenden; als solche sah sie nur Ihre erhitzte Einbildungskraft an. Wie? sollte ein so kluger Mann in Ernst Liebe von einem

Mädchen erzwingen wollen? Nimmermehr! Und fürwahr, ich hatte Sie schätzen gelernt, und deshalb waren Sie mir zu der Rolle eines Ehegemahls zu gut, dazu taugte allein eine Kreatur, wie der Kammerjunker Raben, welcher bald nach Ihrem Verschwinden von Kopenhagen zu meinem Bräutigam declarirt und ausgestellt wurde. Sie werden das vielleicht unbegreiflich finden; aber ich habe bis jetzt keinen Mann geliebt, bis jetzt, o Himmel! Denn wie Sie mich hier sehen, liebe ich nun einen Mann so stark, so gewaltig, wie Sie mir Ihre Leidenschaft zu mir schildern. Sie haben also jene Friederike von Gabel nicht mehr vor sich, welche Sie vor einigen Wochen verließen, ach! leider bin ich verwandelt! Aber Sie sollen nicht verächtlich von mir sprechen. Hören Sie also: Die unverhohlen mir geschenkte Neigung des jugendlichen Kronprinzen schmeichelte meiner Eitelkeit; ich hatte keine klaren Entwürfe; ich liebte den Kronprinzen so wenig wie einen andern Knaben, doch aber mein Stolz fühlte sich glücklich in der Huldigung dieses königlichen Kindes. Jetzt, nachdem die Macht der Liebe die Pforten meines Herzens gesprengt hat, jetzt vermag ich jenes Verhältniß, in dessen trübem Dämmerlicht ich die Erbärmlichkeit meiner Rolle nicht sehen und verstehen konnte, klar zu überschauen. Ich stand im Begriff, mit all' der Kühlheit meiner Ueberlegung mich selbst meiner Eitelkeit, die nicht einmal weiblich war, zum Opfer zu bringen. Noch zuletzt aber sei Ihnen gesagt, daß der Kronprinz, sobald er Ihre mir dargebrachte Huldigung bemerkte, Sie mir in einem unvortheilhaften Lichte zu zeigen suchte."

„Wie?" rief Flaxmann entrüstet, „der Kronprinz von Dänemark hat es gewagt, die Ehre eines — — meine Ehre anzugreifen, um sich die Gunst einer Dame

zu sichern? Ich konnte unglücklich, arm, heimathlos werden, aber ehrlos — barmherziger Gott! ich vermag das schmähliche Wort nicht auszusprechen. Nein, das ist nicht zu ertragen! Jeden Flecken von meiner Ehre muß ich mit Blut abwaschen und sollte es mit dem Blute eines Königsohns und Thronerben sein. Auch in meinen Adern — —" Er schwieg bestürzt abbrechend und lief händeringend umher. Dann wandte er sich wieder zur Dame: „Ich beschwöre Sie, Fräulein, theilen Sie mir die Beschuldigungen mit, die der Prinz gegen mich erhoben, damit ich darnach die Größe seiner Schuld gegen mich erwäge!"

„Er sagte, Sie hätten den Prätendenten in seiner höchsten Noth verlassen und seien der Sache zur Zeit abtrünnig geworden, wo Ihre Theilnahme noch von Wichtigkeit gewesen wäre."

„Ha! über diesen königlichen Buben!" schäumte Flaxmann. „Ich werde mir Genugthuung von ihm zu verschaffen wissen. Und vielleicht gibt mir der Himmel bald Gelegenheit, Ihnen und der Welt zu zeigen, wie ich meinem rechtmäßigen Könige ergeben bin. Denn wenn ich auch Ihre Liebe nicht erwerben kann, so will ich doch Ihre Achtung nicht verlieren."

„Und noch ein anderes Geheimniß habe ich Ihnen zu verrathen, Herr Major," fuhr das Fräulein mit einem mildern Tone fort und heftete ihre Augen mit einer lauernden Aufmerksamkeit auf sein Gesicht.

„Das wäre?" rief er gespannt.

„Sie liebten mich in Kopenhagen und ließen mich dort rauben, weil ich diese Liebe nicht erwiderte. Ich habe Ihnen bereits einige Gründe meines Betragens entdeckt; ich bin Ihnen den letzten und vorzüglichsten schuldig. Ich wußte nämlich, daß Sie von einer Dame mit einer stillen, aber gewaltigen, an Schwärmerei

grenzenden Leidenschaft geliebt wurden, einem edlen vortrefflichen Mädchen, die mir sehr theuer war und die ich durch Einwilligung in Ihr Begehr über die Maßen betrübt haben würde."

Des Fremden Gesicht hatte während dieser Worte eine merkwürdige Veränderung erlitten; von dem frühern Schmerz uud Unwillen waren einige Züge geblieben und nun hatten sich die des Erstaunens und der Neugierde dazu gesellt.

„Wie wäre das möglich?" rief er endlich. „Ich hatte nur Augen für Sie. Wer könnte die Dame sein?"

„Sollte Ihr Scharfsinn sie nicht schon errathen haben? Sollten Sie selbst in Kopenhagen nicht dann und wann die stille Aufmerksamkeit bemerkt haben, womit jene Dame selbst dann Ihnen huldigte, wenn Sie mit erhitzter Phantasie mir nacheilten? Sollten Sie nicht die Zähre in dem sanften blauen Auge bemerkt haben, wenn Sie rücksichtslos nur mir zu Diensten lebten, die ich kalt, oft mürrisch zurückwies?"

„Wie ein Schleier fällt es mir von den Augen. Sie meinen Ihre Verwandte, Ihre Freundin und Gespielin, das Fräulein Christine von Ove."

„Sehen Sie, daß Ihr Herz nicht alles Gedächtniß verloren hat! Ihrer selbst unbewußt hat es die leisen aber süßen Eindrücke empfangen, und bringt sie Ihnen nun, da Ihr Rausch vorüber ist, vor die aufgeklärte Seele. Christine liebte Sie von Ihrem ersten Erscheinen am dänischen Hofe und liebte Sie heftig und heftiger, je mehr Sie sich zu mir wandten, aber ihre still aufgeblühte Neigung war eine Nachtviole, die sich dem Lichte des Tages verschloß, um so scheuer, da dieses Licht sich einer wilden Rose zuwandte, die in Dornen und Laub am steilen Bergabhang über

dem steilen Strom wucherte. Und so habe ich ihre Liebe erst errathen, dann sie mit einer Neckerei überrascht und ihr so endlich das Geständniß derselben abgelockt. Damals konnte ich darüber lachen; denn ich verachtete alle Männer; Liebe war mir ein Spott; jetzt ist mir ihre Neigung heilig."

„Sprechen Sie Wahrheit, Fräulein?" fragte Flaxmann mit einem durchbohrenden Blicke.

„Major!" versetzte sie ernst, „wann hab' ich je gelogen und was würde mir die Lüge helfen? Ich bin in Ihrer Gewalt; thun Sie mit mir, was Ihnen gut dünkt, aber Sie werden bei näherer Untersuchung stets bewährt finden, daß ich jetzt und immer Wahrheit sprach."

Der junge Mann wandte sich mit nicht zu verbergender Bewegung ab, ohne weiter ein Wort zu sprechen; aber die natürliche Heftigkeit seines Gemüths duldete ihn nicht länger in der Kammer. Er stürzte hinaus und ließ das Fräulein in Unklarheit über seinen Zustand zurück. Auch sie war unruhig. Ihre Gedanken trieben wie vom Sturm gepeitschte Segler auf dem wogenden empörten Meere ihrer Gefühle, und lauteten in Worte übersetzt ungefähr also: „Friederike, Du hast an der Natur gefrevelt und dafür rächt sich die Natur an Dir. Du hast die Männer verachtet und nun liebst Du einen, der Dich verachtet, der eine Andre liebt und niemals der Deinige werden kann. Aber wie? Bin ich denn so schwach geworden wie ein Kind? Ist denn so plötzlich alle mir sonst eigenthümliche Stärke von mir gewichen? Ich lebe auf diesem Schiffe wie in einem Zauberschlosse. Wenn ich nur erst das feste Land wieder betrete, so wird auch meine alte Kraft wiederkehren. Ich muß, ich muß mich besiegen. Welche Schande für meinen

Stolz, diese Krone eines seines Werthes bewußten Gemüths, wenn ich ihm meine Schwäche merken ließe! Ach, und habe ich nicht, seit ich auf diesem Meere schwimme, über mich wachen müssen, damit ich mich ihm nicht verriethe? Bin ich denn nicht jetzt schon gedemüthigt genug, daß ich wähnte, er habe mich für sich geraubt? Wie glücklich machte mich dieser Wahn! Wie schrecklich war die Enttäuschung! Und habe ich mich ihm nicht schon verrathen? O Friederike, was ist aus Dir geworden? Ein schwaches, erbärmliches Geschöpf! — Doch ermanne Dich! Erwache aus diesem düstern Traum, aus diesem betäubenden Schlafe! Auf! Auf! Wappne Dich! Verschließe Dein Herz diesen Empfindungen der Schwachheit, die Dich schänden!" In dieser Aufregung schritt sie hin und her, als Flaxmann plötzlich wieder vor ihr stand.

„Ich habe thöricht gehandelt," sagte er ernst und würdig. „Als ich ein armer Flüchtling zuerst in das Haus Ihres Vaters trat, schenkten Sie mir auch nicht die mindeste Aufmerksamkeit weiter, als die Höflichkeit vorschreibt, aber Christinens Mitleid kam mir mit rührender Natürlichkeit theilnehmend entgegen. Ihr sanftes Mitgefühl ergriff mich; ich fühlte in meinem Herzen etwas für sie sich regen, das, wenn es noch nicht Liebe war, es doch sicherlich geworden wäre; da raunte mir mein englischer Stolz zu: es sei meiner unwürdig, mich bemitleiden zu lassen, oder einer Seele, die mich zu bemitleiden wage, gut zu sein. Er sagte mir, das stille Veilchen am Wege sei nicht die Blume für ein so stolzes Herz wie das meinige, und ich verschloß es ihm, um es der Sonnenblume zuzuwenden, die doch von mir nichts wissen wollte. Sehen Sie, so habe ich die aufkeimende Neigung zu Christinen in meiner Seele erstickt, so habe ich durch erkünstelte

Treibhauswärme eine glühende Leidenschaft für Sie in mir erzeugt, die um so rasender wurde, je größern Widerstand sie fand. Ihre besonnene Antwort auf meine tolle Liebeserklärung trieb mich von Kopenhagen fort, meine Leidenschaftlichkeit jagte mich in die Hände der Werber, sie würde mich noch weiter geführt haben, wenn Kapitän Norcroß' Tapferkeit mich nicht für die schwedischen Fahnen gewonnen hätte!"

„Sie haben gegen die Natur gesündigt wie ich, und Ihre Buße ist gerecht wie die meinige. Doch sagen Sie, was wollten Sie als dänischer Rekrut in Kopenhagen?"

„Ihnen wollte ich unter die Augen treten im Kommisrock des gemeinen Soldaten, höhnen, beschimpfen wollte ich Sie, Ihres Stolzes wollte ich spotten, ich wollte ein Rotürier sein, um die ausgesuchteste Rache an Ihnen zu nehmen. Das war mein dunkler Plan."

„Sie gefallen mir immer mehr, Major, und wenn ich Sie gleich nach Ihrem ganzen Charakter kennen gelernt hätte und Christine nicht dazwischen gekommen wäre, ich hätte Sie vielleicht lieben können. Doch dies ist vorüber. Christine ist Ihnen nicht gleichgültig und ich — würde Sie nie lieben können."

„Nicht wahr, Kapitän Norcroß war so glücklich, diesen Stolz zu brechen? Wissen Sie auch, daß er eine Braut in Stockholm hat?" Die Frage war nicht ohne Beimischung von Schadenfreude.

„Ich weiß es. Und wenn Sie jemals etwas für mich empfunden haben, so beschwöre ich Sie, erwähnen Sie bei ihm meiner nicht, so wenig wie bei mir seiner wieder."

„Wie Sie wünschen" spöttelte er. „Uebrigens, mein Fräulein, sind Sie frei, und sobald wir den

Fuß an's Land setzen, haben Sie freien Willen, zu thun, was Ihnen beliebt, nach Kopenhagen zurückzukehren, oder — —"

„Nimmermehr! Glauben Sie denn, es wäre mir möglich, wieder in Verhältnisse zu treten, die ich jetzt verabscheue?"

„Und werden Sie mir verzeihen, was ich in höchster Leidenschaftlichkeit that? Was soll ich es leugnen, ich liebe Sie nicht mehr mit jener rasenden Heftigkeit, aber ich hasse Sie auch nicht, wie erst."

„Ich habe Ihnen Alles verziehen, Major. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Sie mir nach der heutigen Unterredung nicht gleichgültig sind. Ich habe Sie erkannt. — Und kann ich Sie auch nicht lieben, so werden Sie meine Freundschaft doch nicht verschmähen."

„Friederike," rief der junge Mann, plötzlich von neuer Leidenschaftlichkeit erfaßt, „könnten Sie mir mehr sein!"

„Denken Sie an Christinens stille Liebe und an die Schändlichkeit des Kronprinzen!"

„Ha, woran erinnern Sie mich! Stockholm liegt vor uns und bald muß die Stunde schlagen, die mir Mittel zur Rache gibt. Ja, und es ist wahr; ich liebe Christinen, ich fühle es; ich werde von ihr geliebt und ich konnte ein Thor sein, mich von ihr zu wenden!"

„Es ist immer noch Zeit, zu ihr zurückzukehren."

„So sei es!" rief Flaxmann und verließ Friederiken abermals.

„Nun hab' ich reine Bahn," sprach sie zu sich selbst. „Mir soll der Schwächling nicht mit einer Liebe entgegentreten, die ich nie erwidern kann. Und doch ist er besser, als ich ihn geglaubt. Christinen wird er

beglücken können, aber nicht mich. Für Dich, stolzes Herz, gibt's kein Glück mehr auf der Welt. Den kühnen Räuber, oder keinen! Er ist mein Schöpfer, er hat die verkrüppelte Knospe zur wahren Blüthe gebracht; doch soll sie seine Hand nicht brechen, so mag sie verwelken. Eine Herzogstochter liebte ihn, wie er erzählte, und wahrlich, dieser Mann muß solcher Liebe würdig sein. Dieser prinzliche Flachkopf hat mich entwürdigt! Ha! ich die Buhlerin eines Prinzen! eines Knaben! Rache Dir dafür, Kronprinz Christian! Schmähliche Rache für diesen Gedanken! Wilde, gewaltige Gedanken wirbeln durch meinen Kopf, aber Norcroß steht fest in meinem Herzen. O! kühner Seeheld, kenntest Du dies Herz, Du wüßtest nichts mehr von einer Braut in Stockholm. Was wird sie sein? Ein gutes sanftes Geschöpf, eine zweite Christine. Norcroß, Du verdientest ein anderes Weib. Doch still, Herz, und behaupte Deinen Stolz in seiner Nähe."

17.

Verlegenheit auf der Fregatte.

Sie stieg aus der Kajüte auf das Verdeck der Fregatte. Diese ging eben auf den Meerbusen zu, welchen die felsigen Holme im weiten Halbkreise einfassen, jene versteinerten Riesen, die die königliche Hauptstadt des Schwedenreichs auf ihren Häuptern tragen. Die Herbstsonne schien sich ihrer sommerlichen

Kraft noch einmal erinnert zu haben und bestrebte sich, die alten Zauber mit dem Aufgebot aller Strahlen, die sie den nordischen Ländern zuzusenden vermochte, zum letzten Mal auszuüben. Die Nebel waren gewichen und zerstreut, oder flatterten fliehend dem bothnischen und dem finnischen Meerbusen hinauf, ihrem kalten Geburtslande zu, und erlaubten ihrer Besiegerin, der Sonne, einmal wieder in den tiefsten Schooß der Ostsee hinabzublicken und sich die untergegangenen Städte, die versunkenen Schiffe und die schimmernden Bernsteinberge, und was sonst noch Prächtiges da unten steht, zu betrachten. Freundlicher für die auf den Meerschiffen daher schwimmenden Menschen aber leuchtete die auf die weißen Felsen gebaute Königsstadt, das herrliche Stockholm. Vornan standen die Inseln alle, als Wächter des Hortes, als die riesigen Knappen der schwedischen Königskrone, und spiegelten ihre blanke Rüstung im blauen Meere ab, dann lagerten rechts und links an der Pforte die mächtigen Holme, gleichsam die Thorhüter und herüber durch die enge Wasserstraße strahlten die königlichen Paläste und Schlösser und die Festen und Dome des Beckholm, Kastellholm, Staden und Ritterholm; und wie in schweigender Verehrung die Menge mächtiger Vasallen den Königsthron umsteht, so lagerten die beiden Städte rechts und links an der Meerenge, der Söder Malm und der Norr Malm, und blickten huldigend auf die in Mitten des Meerpasses thronenden königlichen Schlösser und die Hauptkirche, auf Staden, als auf den schwedischen Thron. Ein erhebender Anblick entzückte das Auge und die Seele und Friederike gab sich dem großartigen Eindrucke hin. An den Bord des Schiffes gelehnt schaute sie in das ruhige Meer und die lockende Ferne, wie sie im Sturm in das empörte Meer und die grausige Nacht

geblickt hatte: aber es blieb zweifelhaft, welches von beiden Schauspielen ihr mehr Vergnügen bereitet hatte.

Um sie zeigte sich das Bild der Freude in verschiedenen Abdrücken, muthwillig colorirt. Die Matrosen kletterten an den Raaen hin und her und schmückten die spitzen Spieren mit bunten Wimpeln und Flaggen, während auf des Kapitäns Wink unten andre die Kanonen rüsteten, um die Königsstadt schuldigermaßen mit Donnerschall zu begrüßen. Andere scheuerten singend das Verdeck, andere putzten die Kajüte auf; denn es war nicht unwahrscheinlich, daß der König selbst, wenigstens der Graf Mörner dem Schiffe einen Besuch machen werde. Juel Swale war damit beschäftigt, seinem Herrn Kammerdiener-Dienste zu leisten, und packte dessen Staatsuniform und Kapitänshut aus. Flink wie immer hatte er den Kapitän bald umgekleidet und musterte mit gefälligen Blicken die Pracht der Garderobe. Norcroß drückte den Federhut in die dunkelbraunen Haare und warf einen schalkhaften Blick auf Flaxmann, der wie im innern Kampf auf einer Bank saß und das schöne Haupt in die Hand auf den Tisch gestützt hatte. Hierauf ging er zu dem Nachdenkenden hin, schlug ihn leise auf die Schulter und sprach zu dem wie aus einem bösen Traum Emporfahrenden:

„Euere so lang verschobene Unterredung mit Fräulein von Gabel unter vier Augen scheint nicht die gewünschten Folgen gehabt zu haben. Sie steht dort und beschaut sich den Meerspiegel, als hätte sie Lust, nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen, und Ihr kalmäusert hier, als wenn Euch die Seemöven das Brot gefressen hätten.“

„In der That, Kapitän,“ versetzte der Andere ohne aufzuschauen, „ich schäme mich vor mir selbst, daß ich

Euere Tapferkeit zu einem Abenteuer in Anspruch nahm, welches zu nichts weiter geführt hat, als mir mich selbst in einem lächerlichen Lichte zu zeigen. So verbleichen die glühendsten und gefeiertsten Bilder unserer wildesten Wünsche, sobald sie uns näher gerückt, heimgegeben sind, und in der Pforte der Gewährung stehend, sehen wir Schwelle und Tempel versinken und starren in das öde Chaos unsrer eignen Schwäche."

„Fürwahr, Ihr kommt mir unbegreiflich vor. Ihr gabt vor zu jeder Unternehmung für unsern König, für unser Vaterland untauglich zu sein, bevor Ihr nicht die Glut Eurer Leidenschaft oder Eurer Rache gekühlt, und nun, da Ihr das Eine und das Andre könnt, sitzt Ihr und winselt von Neuem über Euer Schicksal."

„Ich vermag mich selbst nicht zu begreifen, mein Freund," entgegnete Flaxmann mit einem Anklang bittrer Wehmuth, „und deshalb kann ich es Euch nicht übelnehmen, wenn Ihr es nicht vermögt. Ach, das Leben hat ja so viel Unbegreifliches! Ich wollte, ich wäre nie nach Dänemark gekommen!"

„Dann klagt lieber gleich unsre Königin Anna — Gott habe sie selig! — an, daß sie sich den dänischen Prinzen zum Gemahl auserkoren; denn war Euer Vater nicht des Prinzen Freund, war Prinz Georg nicht der Taufpathe Eurer Schwester?"

„Leider ist's so!"

„In welches Land hättet Ihr also nach des Prätendenten Unglück im vorigen Jahre zu fliehen ein größeres Recht gehabt, als nach Dänemark? Doch darf ich wissen, was Euch von Neuem bedrängt, so öffnet mir Euer Herz und seid versichert, daß ich helfe, wenn ich helfen kann."

„Ich weiß es und Ihr sollt es erfahren. War-

ten wir nur eine der Mittheilung günstigere Stunde ab; jetzt muß ich erst den Kampf mit mir allein auskämpfen. Nur das Eine müßt Ihr wissen: das Fräulein von Gabel ist frei, und ich wünsche, daß in Stockholm nichts von der Geschichte meiner Leidenschaft und ihrer übereilten Handlung verlaute."

„Wahrhaftig!" rief Norcroß, „die Fabel vom Fischlein, das ein Schiff viel Meilen weit Strom und Wind entgegen trägt, klingt mir glaubhafter, als Euere Aeußerungen. Doch Euer Wille soll geschehen, die Schöne ist Euere Gefangene und nicht die meinige. Ihr dürft nur wünschen, was mit ihr geschehen soll. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wie über den Vorfall die tiefste Verschwiegenheit beobachten, da Euer Wind sich gewendet hat. Wäre er im alten Strich geblieben, so durfte der König immerhin davon erfahren, er hätte den Coup politisch betrachtet und sich darüber gefreut, ja ich wäre einer Belohnung gewiß gewesen; nun aber müssen wir uns hüten, daß etwas davon verlautet; denn Ihr wißt der König ist ein Weiberfeind und haßt alle Liebesgeschichten. Der Mädchenraub möchte mir theuer zu stehen kommen und Euere Pläne vereiteln."

„Aber denkt, wie seltsam der Zufall, oder wenn Ihr lieber wollt, die Bestimmung mit uns spielt! Ich habe Friederiken erklärt, was ich Euch so eben gesagt habe, aber sie hat mit Bestimmtheit nach Kopenhagen zurückzukehren verweigert."

„So stellt sie dem Könige als Euere Braut vor."

„Nimmermehr! Sie liebt einen Andern und ich liebe eine Andre."

„Sprecht Ihr im Traum?"

„Ich rede Wahrheit. Aber sagt, findet Ihr nicht, daß Friederike in Gestalt und Wesen Aehnlichkeit mit

Euerer frühern Geliebten, mit der reizenden Tochter des Herzogs von Ormund hat?"

„Wie kommt Ihr auf diese seltsame Frage?"

„Ei, wißt Ihr schon nicht mehr, daß ich das Studium der ars sympathetica mit Eifer getrieben, daß ich etwas auf die geheimen Wissenschaften halte und auf Euerem Schiffe für einen Hexenmeister gelte?"

„Und wenn mir nun wirklich des Fräuleins Aehnlichkeit nicht allein mit meiner Henrica, sondern auch mit meiner ersten Liebe in Lissabon auffiele, was würdet Ihr mittels Eurer geheimen Wissenschaft daraus schließen?"

„Daß sie Euch bestimmt ist und nicht mir."

„Ihr scherzt! Ich denke mich nach Sr. Excellenz, des Herrn Feldmarschalls Grafen Mörner's Willen bald mit dem Fräulein Broke zu vermählen, mit welcher ich, so lang' ich in Schweden bin, Bekanntschaft habe. Mein Patron und Gönner wünscht unsre Ehe, und ich habe keinen Grund, mich diesem gnädigsten Wunsche, der mein Bestes erzielt, zu widersetzen; denn ich schätze das Fräulein Broke, ihrer Tugend und Liebenswürdigkeit wegen, vor allen andern Damen hoch."

„Nicht die Leidenschaft der Liebe hat Euch zu Euerer Braut geführt, nur das Bedürfniß des Umgangs, der Wunsch Eures Mäcens und die Convenienz. Und Ihr werdet mir deshalb den Glauben nicht nehmen, daß Ihr nicht für das Fräulein bestimmt seid. Es gibt gewisse geheime Indicien, die man nicht belächeln sollte. Die Räthsel der Natur liegen nicht oben auf und vor Jedermanns Augen, ihre wunderbaren Kettungen wollen gefühlt, geahnet sein."

„Geht mir mit Eueren Indicien, Räthseln und Kettungen, mit Eueren Gefühlen und Ahnungen und

all' dem wunderlichen Schnickschnack!" lachte der Kapitän. „Meine Jungen haben Euch angesteckt; Ihr fangt nachgerade selbst zu glauben an, daß Ihr ein Zaubrer und Hexenmeister seid. Das Fräulein Broke wird meine Braut, und ich mache mein Glück durch sie, weil sie eine Verwandte des Grafen und von ihm wohl gelitten ist. Uebrigens werde ich weder sie noch jemals eine andere Dame mit jener leidenschaftlichen Glut lieben können, mit welcher ich einst meine Donna Isabella und meine Prinzessin Henrica umschlang. Diese Zeiten sind vorüber, und mein Herz ist todt für solche Empfindungen."

„Nennt Starrkrampf nicht Tod, Norcroß; die Natur möchte Euch Lügen strafen. Ihr seid von ihr zu einem ihrer Schooßkinder bestimmt, und zwingt Euch selbst, im Gleis der Gewöhnlichkeit Euer Leben hinzuschleppen. Aber Euer Geschick wird Euch wider Euern Willen beim Scheitel nehmen und den Flug eines Adlers führen."

„Ihr sprecht viel zu schmeichelhaft von mir. Ich sehne mich nicht darnach, noch Liebesabenteuer zu bestehen. Ich wünsche Euch meine Erfahrungen in diesem Stück, und bin überzeugt, Ihr würdet gleiche Meinung mit mir hegen."

„Es scheint in der That, als ob Ihr ausgezeichnetes Glück bei schönen Frauen hättet."

„Leider oft zu ausgezeichnet!"

„Ich ahne. Jene Dame, welche Euch durch die Barbiersfrau in Barnet aus dem Gefängniß befreien ließ, mag Euere Erfahrungen in den Amoren nicht auf das Angenehmste bereichert haben."

„Ihr habt Recht."

„Ich weiß nicht, welche sonderbare Ahnung mich

bei Euerer Erzählung überschlich. Ich halte, wie Ihr wißt, etwas darauf."

„Welche Ahnung?" fragte der Kapitän aufmerksam.

„Der Ton Eurer Frage regt sie noch mehr auf. Wie? Solltet Ihr meinetwegen den Namen jener Dame verschwiegen haben?"

„Bei Gott! Ihr habt Recht!" rief Norcroß erstaunt.

„Und jene Dame war meine eigene Schwester Rosamunde?"

„Steht Ihr wirklich mit Geistern im Bunde? Seid Ihr mehr, als ich weiß? Steht Euch wirklich eine geheime Wissenschaft zu Gebote?" so rief der Kapitän Norcroß und warf den Kopf wie von Schrecken ergriffen zurück.

„Seid Ihr nun schon etwas mehr geneigt, an Ahnungen, Indicien u. dergl. zu glauben?"

„Sagt mir, ich beschwöre Euch, wie seid Ihr darauf gekommen, in jener Dame Euere Schwester Rosamunde zu vermuthen?" fragte der Kapitän noch immer verwundert.

„Ich diente in der Provinz und kam selten nach London; aber da Ihr von unsrer Partei war't, so hörte ich oft von Euch reden. Meine Sendungen an den Hof von St. Germain und Bar sur Aube gaben mir ebenfalls Gelegenheit von Euch zu hören. So oft ich in London war, redete Rosamunde von Euch. Sie war eine Bekannte der Prinzessin Henrica; die große Welt nannte Beide Freundinnen. Doch das konnten sie nicht sein; denn Henrica war tugendhaft, Rosamunde nicht; ich wußte viel Tadelnswerthes von meiner Schwester. Von Eurer Liebenswürdigkeit reden, war bei ihr schon sicherer Beweis, daß sie sterblich in Euch

verliebt sei. Ueberdies wußte ich, daß die Amme meiner Schwester einen Barbier in Barnet geheirathet hatte. Kaum also hattet Ihr die Prinzessin Henrica als Euere Geliebte in London bezeichnet, so ahnte mir, daß Rosamunde Euere Befreierin aus dem Gefängniß gewesen sein möchte. Der Name meines Vaters, die Einkünfte ihrer eignen Baronie, ihre Schönheit, die sie zu ihren Zwecken an den Mann zu bringen sich nicht scheute und zuletzt ihre schlaue Erklärung, daß sie mit Leib und Seele der hannöverischen Partei und den Whigs zugethan sei, womit sie sich überall eingeschmeichelt, ja wodurch sie sogar Einfluß erlangt hatte, da mein Vater immer in Verdacht des Jacobitismus war; alle diese Mittel machten ihr wahrscheinlich die Oeffnung Eueres Gefängnisses leicht. Aber sagt mir nun auch, welchen Lohn begehrte sie für ihre Befreiung?"

„Verzeiht, Major, wenn ich Euch diese Bitte abschlage. Vielleicht finden wir später Gelegenheit, darüber zu reden, und die Zeit hat mich dann geneigter gemacht, über ein mir widriges Verhältniß zu sprechen. Jetzt laßt uns vor allen Dingen überlegen, was aus dem Fräulein von Gabel werden soll."

„Ich habe ihr wunderliches Schicksal unbesonnener Weise veranlaßt, nun will ich auch für sie sorgen. Laßt mich darüber mit ihr selbst sprechen."

„Gut, so wollen wir unsern Burschen die Zungen schweigen lassen; denn in zwei Stunden legen wir im Hafen an. — Meister Pehrsohn!" rief er jetzt dem Oberbootsmann zu, der die Taue eben einrollte, dann und wann den Tabaksrauch unwillig aus seiner Pfeife blies und mit scheelen Blicken nach dem Fräulein von Gabel hinsah. „Es macht sich nothwendig, daß außer unsrer Mannschaft keine Seele etwas von dem Raube jenes Mädchens erfährt."

„Für meine Bursche bürg' ich, aber nicht für die dänischen Stockfische da hinten auf dem Schoner."

„Diesen will ich das Maul stopfen. Wer eine Sylbe lallt, so droh' ich, bekömmt zwei Loth schnelles Blei hinein. Das wird ihnen die Zähne zusammenhalten. Besprecht Euch mit unsern Leuten."

„Viel Umstände eines Unterrocks wegen!" grommelte der Bootsmann.

„Alter seid nicht so bös. Die Sache ging nicht anders."

„Ihr werdet sehen, daß der Graf-Mörner nun kein Glück mehr hat. Ein Weib auf dem Schiffe! Aller Appetit ist mir vergangen, seit Ihr solch' Fleisch, solch — — nun man nennt's nicht gern — eingenommen habt; ich habe meinen Grog mit Ekel getrunken. Puh! Mich schaudert's, wenn ich daran denke!"

„Ihr seid ein Narr, Pehrsohn!"

„Herr!" erwiderte der Bootsmann und machte mit dem rechten Arm eine drohende Bewegung nach Stockholm zu, „wenn Ihr mir deshalb einen Narren stechen wollt, so beschimpft Ihr damit einen höhern und mächtigern Mann, als Pehrsohn, einen Mann, den Ihr so hoch verehrt, wie ich, und der alle Verehrung verdient, obgleich er's sein Lebtag über so gehalten hat, wie ich, d. h. er hat nichts von Weibern gehalten. Ich meine damit unsern allergnädigsten König und Herrn."

„Laßt's gut sein, Meister, es war so arg nicht gemeint," begütigte ihn der Kapitän.

„Weil mir einmal des Königs Majestät in den Sinn kommt," fuhr der Bootsmann fort, „so besinnt Euch doch ja, was Ihr sagen wollt, wenn der König, wie's oft trifft, im Hafen sein und gleich unsere Fre-

gatte besteigen sollte. Glaubt Ihr, er werde schmunzeln, wenn er den Unterrock unter unsern Schiffsjacken findet? Den rührt der Anblick eines bartlosen Gesichtes so wie mich, oder es wird ihm zu Muthe, wie den Hunden, wenn sie eine Katze in der Stube riechen. Und eine feine Nase hat die Majestät auch und weiß gewiß so gut, wie ich den Geruch eines Unterrocks vom Theerduft einer Matrosenjacke zu unterscheiden. Zuletzt mein' ich, wenn die Sache geheim bleiben soll, so darf das Weibsbild nicht mit in den Hafen; denn in einer Stunde wüßten es alle Wasserratten, daß aus dem Grafen-Mörner ein Mensch hervorgekrochen sei, der keine Hosen getragen habe; Ihr müßtet sie denn in eine Kiste packen und also an's Land schaffen lassen oder bis um Mitternacht in der Taukammer verstecken."

Flaxmann, der daneben stand, pflichtete dem Bootsmann bei, und auch der Kapitän fand es einleuchtend, daß Friederike nicht mit in den Hafen einlaufen dürfe.

Der Steuermann Reetz, der Lieutenant Gad und der Schiffschirurgus Habermann wurden also mit zum Collegium gezogen, um zu berathen, was man zu thun habe, um alles Maulgesperre zu vermeiden.

„Ich habe meine Gedanken schon im Stillen über die Frau gehabt," sagte Reetz. „Lieber Gott! Menschen sind ja die Weiber wohl auch und Geschöpfe Gottes, aber doch eigentlich nur halbe. Denn sagt selbst, sie sind da um zu essen und zu trinken, nicht aber, um auch zu arbeiten; sie sind da für die Nacht, nicht aber für den Tag; sie sind da für das feste Land, nicht aber für das Meer. Auf das Wasser soll keine Frau. Wir fuhren einmal — es mögen wohl ein halbes Schock Jahre sein — an einem stürmischen Tage

durch den Kattegat, da stoßen wir auf das stralsunder Packetboot und geben ihm eine Salve. Das Boot wollte erst sein Heil im Weiten suchen, aber wir hatten den Kiel angebohrt und die Planken zum Siebe gemacht; es mußte nach der dritten Salve die Segel streichen. Aber denkt Euch unsern Schrecken, als wir hinübersetzen und eine Frau zerschossen auf dem Boden der Kajüte liegen finden, die einen Säugling an der blutenden Brust hat! Beinahe hätten wir über solchen Anblick die ganze Prise im Stich gelassen. Nun, ich erbarmte mich des Wurms, aber wenn's doch ein Junge gewesen wäre! Nein, ein Mädel! Was half's? Ich fütterte die kleine Bestie mit Fleischbrühe und Wein, schleppte mich damit herum, wie eine Amme und bracht's glücklich davon. Na, jetzt hat sie einen Mann und Kinder. — Ein ander Mal zwang mich der russische Kapitän Hutchin, in dessen Diensten ich stand, ein Weib an Bord zu nehmen! Das war eine Noth! —"

„Es ist gut, Meister Reetz," unterbrach der Kapitän den redseligen Alten etwas ärgerlich, „wir wollen der gegenwärtigen Noth gedenken und überlegen, wie wir sie loswerden."

„Ich sehe nicht ein," begann der Lieutenant Gad etwas hochtrabend, „wie man sich auf dem Wasser aller menschlichen Gefühle dergestalt entäußern kann, daß man das Unterste zu oberst kehrt und den Schmuck, die Zierde, die Blüthe des Menschengeschlechts für dessen Abwurf hält? Ein so bezauberndes Wesen, wie jene Schöne, sollte von uns Allen hoch verehrt und im Triumph in den Hafen der Hauptstadt eingeführt werden."

„Ich wundre mich über nichts weiter," sagte der Kapitän lächelnd, „als daß Ihr mit diesen zärtlichen

Gesinnungen Euere sechsunddreißig Jahre erstiegen habt, ohne vom Liebesgott in feste Bande geschmiedet worden zu sein. Wollt Ihr nicht bei jener Schönen anfragen, die Euere Gunst in so hohem Grade zu besitzen scheint? Sie ist dermalen vacant."

„O spottet ihrer nicht!" bat Flaxmann mit einem Tone, der von seiner innern Verletzung sprach.

„Mit Verlaub zu melden," erhob jetzt der Chirurgus seine feiste Stimme, „was mich betrifft, so denk' ich, wir setzen ein kleines Boot aus, packen das schwarzäugige Teufelchen hinein und buxiren es gleich nach Ladugards Landet hinüber. In der Karlsstraße neben dem alten Nonnenkloster wohnt eine ehrbare Witwe in einem Häuschen. Sie hat viel Bekanntschaft, und ich habe die Ehre, dazu zu zählen; das macht, ihr verstorbener Eheherr war Chirurgus und Barbier. Frau Ebba Ankarfield führt die Barbierstube fort, schenkt dabei Wein und Branntwein und vermiethet ihre Zimmer an anständige Fremde. Man wohnt abgezogen bei ihr; denn die Passage ist dort gering. Auch giebt sie auf Verlangen ein Stübchen hinten hinaus."

„O! ich kenne die Frau Ankarfield!" rief Juel Swale; „ich bin mit den Matrosen zuweilen bei ihr eingekehrt. Sie macht gern Redens und hält besonders viel auf ihre Ehre."

„J! Du Wetterjunge! — Mit Verlaub, Kapitän so kann sie der Bube hinführen und einen Gruß von mir bringen. Hernach, wenn unsre Sachen in Ordnung sind, könnt Ihr ja weiter über die Sache nachdenken."

„Bei meiner Treu, ich glaube, Meister Habermann giebt uns den besten Rath!" rief Flaxmann.

„Es ist wahr!" setzte der Kapitän hinzu. „Ich

hatte einen ähnlichen Vorschlag, wenn ich auch nicht Straße, Haus und Miethleute, wo das Fräulein wohnen soll, anzugeben wußte. Erst wollte ich den Rath meiner Herren darüber hören."

„Gebt mir den Juel und noch einen Matrosen, ich werde das Fräulein begleiten, das bin ich ihr schuldig," sprach Flaxmann.

„Mit Verlaub, Ihr werdet bei Frau Ankarfield so vortrefflich wohnen, wie im besten Kaffeehaus auf dem Ritterholm," erinnerte der Chirurgus geschmeichelt. „Nur muß ich, mit Verlaub, Euch bitten, der guten Witwe, die meine Freundin ist, nicht merken zu lassen, daß Ihr mehr könnt wie andere Leute, sonst würde sie Euch um keinen Preis der Welt aufnehmen; denn sie würde in steter Angst sein, Ihr möchtet Euch in einen Wehrwolf verwandeln, und vor Wehrwölfen hat sie besondern Respekt."

„Aber was soll ich thun, wenn sie nun Lust bekäme, in meine Schreibtafel zu sehen?"

Der Chirurgus wurde noch röther, als die gewöhnliche Wirkung der eingenommenen Spirituosa ihn färbte, und der Lieutenant Gad wendete sich verlegen ab.

„Wir haben eins übersehen," bemerkte der Kapitän, „nämlich: ob die Dame auch Lust hat, sich wie eine verbotene Waare in die Stadt schmuggeln zu lassen. Lieutenant Gad, habt die Güte, sie darum zu befragen."

Der Lieutenant zauderte und blickte den Kapitän mit einem albernen Gesichte bittend an.

„Was zögert Ihr?" fuhr Norcroß fort. „Ihr habt Euch so deutlich zu Gunsten jener Dame erklärt, daß Euch die Gelegenheit, mit ihr in ein Zwiegespräch zu gerathen, willkommen sein muß."

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," stotterte der Lieutenant. „Auf solchen Fall nicht vorbereitet — wie könnte ich — wie vermöchte ich - die Kühnheit — die Wagniß — — ich kann nicht — ich bin's nicht im Stande."

Der Kapitän und Flaxmann brachen in lautes Lachen aus, aber selbst dieser Impuls vermochte die lange, dürre, zusammengebeugte Gestalt des Lieutenants nicht in die Höhe zu richten; auf den Backenknochen seines sonst fahlen Gesichts hatte sich eine Stelle in der Größe eines brabanter Thalers hochroth gefärbt und seine Augen irrten in grenzenloser Verlegenheit am Boden.

„Es fällt mir bei," sagte Norcroß schelmisch, „daß so lange auch die Schöne schon am Bord unserer Fregatte ist, Ihr doch noch keine Gelegenheit genommen habt, ihr näher zu treten, und doch brachen die Gefühle Eueres Herzens vorhin in lichten Flammen aus. Wohlan, ich muß Euerer Schüchternheit zu Hülfe kommen, sonst sterbt Ihr unbeweibt, und die Welt wird um Euere Nachkommenschaft betrogen. Ich befehle Euch also, Lieutenant, Euch sogleich zum Fräulein von Gabel zu verfügen und ihr geziemend vorzutragen, ob sie gesonnen sei, unsern Vorschlag hinsichtlich ihrer Einbringung in die Stadt anzunehmen? Stellt ihr unsre Gründe mit Anstand und Ueberraschung vor."

Der Lieutenant versuchte noch einmal, an die Milde des Kapitäns zu appelliren, aber der niederschmetternde Blick desselben verschloß ihm den Mund und trieb ihn, der seine unbesonnenen Reden still im Herzen verwünschte, wankend vorwärts. Der Mann, dessen Herz schon seit zwanzig Jahren in stillem aber gewaltigem Feuer für das andere Geschlecht sich

verzehrte, der sich in jedes Busentuch verliebt hatte, aber auch vor jedem Frauenfuß in namenloser Angst geflohen war, der selbst eines sinnbetäubenden Zitterns sich nicht erwehren konnte, sobald ihm Kinder weiblichen Geschlechts zu nahe kamen, dieser Mann sollte nun zum erstenmal in seinen Mannesjahren mit einer Dame reden! Es flirrte ihm vor den Augen, er machte einen großen Bogen und schlich endlich auf den Zehen von hinten an das Fräulein heran. Aber er hielt den Athem so streng an sich, als müßte ihm jeder Zug einen Theil seiner Lebenskraft rauben, und die in Gedanken Vertiefte bemerkte nicht eher etwas von ihm, bis ihm die Angst einen lauten Seufzer auspreßte. Jetzt wandte sie sich um; der Lieutenant hüpfte erschrocken zurück und fing an, tölpische Kratzfüße zu machen. Angst und Schrecken hatten ihm die Kehle zugeschnürt; seine Lippen bewegten sich fieberisch, aber kein Laut drang aus ihnen hervor. In Ermangelung der Sprache hufte er nur immer weiter zurück, bückte sich immer tiefer, schlug immer heftiger hinten und vorn aus, und gerieth auf diese Weise in die Taue, mit deren Ordnen Meister Pehrsohn beschäftigt gewesen war, als er zum Schiffsrath des Kapitäns gerufen wurde. Die langen ungeschickten Füße des Lieutenants verwickelten sich in die Stricke und zappelten wie ein paar Aale im Fischernetz: er suchte sich in Todesangst aus den Garnen zu helfen, kam aber tiefer hinein und stürzte mit einem Seemannsfluch der Länge lang vorwärts auf das Verdeck in der Richtung nach dem Fräulein zu, so daß sein breiter Mund einen heftigen Kuß auf Friederikens Füße drückte, die bestürzt sich dieser sonderbaren Huldigung schnell entzog. Dieser Fall erregte das Gelächter der ganzen Schiffsmannschaft, und Flaxmann

eilte zu Friederiken, aus Besorgniß, sie möchte sich beleidigt fühlen, bot ihr die Hand und führte sie in die Kajüte, um sie dort mit seinem Plane bekannt zu machen. Kaum war er mit ihr verschwunden, als sich der Lieutenant aufraffte, die Taue von den Füßen streifte und wüthend ausrief: „Der Teufel hole alle Zauberer und Hexenmeister! Ich muß um meinen Abschied bitten, Kapitän, wenn Ihr länger mit diesem Höllenbraten Umgang pflegt. Jetzt habt Ihr's deutlich gesehen, und Alle, wie er mich bethört und behext und in die Taue hineingeführt hat. Ich will nicht selig sein, wenn er nicht die Schuld an meinem Unfall und an meiner Schande allein trägt! O ich bin wüthend!"

„Aha, Ihr denkt an die Geschichte aus der rothen Schreibtafel. Laßt Gras darüber wachsen!"

Der Lieutenant zog sich beschämt unter die Matrosen zurück, und Flaxmann kam, dem Kapitän anzusagen, daß das Fräulein mit dem Beschlusse zufrieden sei. Sogleich gab dieser Befehl, ein Boot auszusetzen. Flaxmann stieg mit einem Matrosen hinab, und ruderte auf den dänischen Schoner los, der im Schlepptau der Fregatte hing und auf welchen Alle, welche darauf gefangen genommen worden, verwiesen waren, um also in gehöriger Ordnung im Hafen einzulaufen. Dort unterhielt sich Flaxmann einige Zeit mit dem Franzosen Courtin und legte wieder an der Fregatte an, dem Kapitän Lebewohl zu sagen und die Dame zu erwarten. Diese erschien gleich darauf an Norcroß' Hand, der sie höflich die Treppe hinab in's Boot begleitete. Beide nahmen Verabredung, sich den andern Morgen zu sprechen, und schieden dann mit brüderlichem Kusse von einander; das Boot stieß ab, und Juel Swale gab die Richtung an, indem er das

Steuer regierte. Der Matrose und Flaxmann ruderten rüstig. Die Fregatte mit dem Schoner lief, stolz ihre Segel aufblähend, unter dem Jubel der Matrosen und dem Donner ihrer Geschütze in den Hafen der Königsstadt ein.

18.

Die beiden politischen Principe.

Langsam bog das Boot um die Inseln und Halbinseln des Meerbusens und hielt sich links hinauf nach dem Norr-Malm. Flaxmann und Friederike saßen einander schweigend gegenüber, und die beiden Matrosen strichen die Riemenblätter aus Leibeskräften, um das winzige Schifflein zu beflügeln, und brummten ein Schifferlied dazu. Dem Fräulein kam die Weise des Gesangs bekannt vor, sie fühlte sich wunderbar davon angeregt und bat den kleinen Juel endlich, ihr das ganze Lied vorzusingen. Der muntere Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen; er winkte dem alten Matrosen zu, dieser ließ sogleich seine kräftige Baßstimme ertönen, an welche sich Juel's Sopran anschmiegte und unter dem Accompagnement des Wellengeplätschers und dem tactmäßigen Ruderschlag sangen sie:

„Es flattern die Segel im Winde,
Es ladet die rollende See.
Was fehlt doch dem weinenden Kinde?
Ach, scheiden und meiden thut weh!
Ade! Ade!
Ob ich Dich wieder seh'?

„Was weinst Du noch länger am Strande?
Einen Pflüger mußt Du Dir frein,
Der weilet hübsch immer im Lande,
Der ist und bleibet stets Dein.
O nein! O nein!
So kann's mit uns nicht sein!

„Den Schiffer läßt es nicht rasten;
Er muß in die Meere hinaus.
Ihm winken die riesigen Masten,
Ihn locket des Wassers Gebraus.
Sein Haus, sein Haus
Versinkt mit Mann und Maus.

„Auf dem friedlichen Felde zu hausen,
Kein Schiffer verlangt und begehrt.
Wenn die Wellen sausen und brausen,
Da wird ihm erst Wonne beschert.
Der Herd, der Herd
Ist nichts dem Schiffer werth.

„Wohlauf denn, entfaltet die Segel!
Wir sind mit dem Wasser vertraut.
Was flattern so ängstlich die Vögel?
Heißt Sturm ihr kreischender Laut?
Nicht graut, nicht graut,
Wer fest auf Gott vertraut.

„Die Windsbraut donnert; es splittert
Vom Blitz getroffen der Mast.
Wo wär' ein Schiffer, der zittert?
Wo einer vor Furcht erblaßt?
Gefaßt — gefaßt
Sind wir auf ew'ge Rast.

„Und sinkt auch das Schiff in die Tiefe;
Ich wüßte nicht, wo sich's so gut
Nach Arbeit und Kümmerniß schliefe,
Als in der krystallenen Fluth.
Drum Muth! Drum Muth!
Dort wird ja ausgeruht."

„Es ist seltsam," sagte Flaxmann, als die Schiffer schwiegen, „ich habe dies Lied auf meinen Seereisen schon oft gehört; Engländer, Holländer, Dänen und Schweden singen es, jedes Volk in seiner Sprache, aber Alle nach derselben halb fröhlichen, halb melancholischen Weise; aber so oft ich es auch hörte, so wurden jedesmal alle Kinderträume in mir wach, und meine Jugend ging in bunten Gaukelbildern an mir vorüber. Die kindliche Melodie muß es mit sich bringen. Und es scheint mir fast, als hätte das Lied ähnliche Gefühle in Ihnen erregt, mein Fräulein."

„Warum sollt' ich es leugnen? Dieses Lied wäre vor wenigen Tagen spurlos an mir vorübergegangen, während es jetzt Empfindungen in mir erregt, wie ich sie noch nie gehabt. Mir ist so seltsam zu Muth geworden, wie seit meiner Kindheit nicht. Ich bin, seit ich das Festland nicht mehr betreten, so umgewandelt, daß ich mich selbst nicht mehr kenne."

„Wie glücklich könnte der Mann sein, der diese Verwandlung bewirkt hat! Doch lassen Sie uns das vergessen! Der Sturm der Leidenschaft ist durch ein paar Ihrer Zauberworte besiegt, und der erst in gewaltiger Liebesglut und wilder Rache gegen Sie entbrannt war, wünscht jetzt Ihr Freund zu sein. O möchten Sie mir eine Schwester werden, Friederike!"

Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Gern. Sie haben ja aber schon Schwestern?"

„Zwei. Doch sind sie todt für mich. Die Aeltere ist die Gattin eines Whigs, der sich für den Kurfürsten von Hannover erklärt hat. Sie hat die Grundsätze ihres Stammhauses abgeschworen. Wir sehen uns nie wieder. Die Jüngere ist von Reichthum und der großen Welt verdorben. Sie hat alle Heiraths-

anträge ausgeschlagen, um frei und unabhängig ihren unkeuschen Neigungen leben zu können. Wir sind uns fremd geworden."

„Die Unglückliche!" rief Friederike mit Gefühl.

„Der gegenwärtige Augenblick erinnert mich um so lebhafter an sie, mit der ich auf dem Stammsitze unseres Hauses am nördlichen Ufer des Sees Windandermeer erzogen wurde. Auf diesem großen See fuhren wir oft in einem Kahn; ich saß ihr gegenüber, wie Sie; unser Haushofmeister und ein ehemaliger Matrose ruderten und sangen, wie diese wackern Bursche hier. Jetzt gehört mir Niemand mehr an. Ich durchirre die Welt wie ein Geächteter."

„Sie sind ein beklagenswerthes Opfer der politischen Stürme Ihres Vaterlands. Hätten Sie sich der siegreichen Partei in England angeschlossen, würden Sie Freunde, Verwandte, Verehrer in Menge haben und eine bedeutende Stellung einnehmen."

„Die gerechte Sache des vertriebenen Königsgeschlechts wird stets die meine sein, mag mein Schicksal auch noch härter werden."

Die Idee der Sache ist des Sieges werth; ihre Repräsentanten nicht."

„Ich weiß es; die letzten Stuart's waren nicht Könige, wie sie Großbritannien bedarf. Sie verstanden die Regierungskunst nicht, sie häuften Fehler auf Fehler. Aber schmälern diese Mißgriffe das Recht ihres Hauses auf den englischen Thron auch nur haarbreit?"

„Nein, sobald Sie nicht zugeben, daß der Sproß durch Untüchtigkeit das Recht des Hauses verwirkt."

„Ein Recht, das einmal als solches anerkannt Jahrhunderte lang fortbestanden hat, kann durch kein Verhältniß in der Welt aufgehoben werden. Es ist

von Gott und den Menschen geheiligt, es macht einen der Grundpfeiler aus, auf welchen das Staatsgebäude und die ganze menschliche Glückseligkeit ruht. Nehmen Sie diesen Pfeiler weg, tasten Sie das geheiligte Recht an, und über lang oder kurz stürzt das Haus zusammen und begräbt Tausende mit seinem Schutte. Und ist erst das Recht von den Menschen verleugnet, das Haus gestürzt, dann tritt ein chaotischer Zustand der Anarchie ein, und Alles ist verloren. Blutströme düngen die Erde, der Bürgerkrieg wüthet in den Eingeweiden des Volks, der Sohn kämpft gegen den Vater, der Bruder mordet den Bruder, die Welt rollt aus ihrem Gleise, wie der Sonnenwagen, als ihn Apollo der ungeschickten Hand seines Sohnes vertraute, und namenloses Verderben wandelt, wie in der Mythe, über die Erde, bis Apollo selbst die Zügel der Sonnenrosse wieder ergreift und der vorwitzige Phaëton gestürzt ist, bis ein weiser und starker Mann, den der Himmel selbst zum Könige der Menschen bestimmte, um dem Jammer ein Ende zu machen, das Ruder des lecken Staatsschiffes ergreift, und — nun dann haben wir wieder Könige, erbliche Monarchien und die alten eisernen Rechte und Gesetze, die das Ganze weise zusammenhalten, wie eiserne Reife die Tonne, in welcher der gewaltige Wein gährt und braust; die Reife sag' ich, werden wieder umgelegt und das tobende Gemisch beruhigt sich."

„Sie malen mit lebendigen Farben, mein Freund. Die Welt muß meiner Meinung nach auf anderm Wege zum Ziel des Glücks und der Wohlfahrt geführt werden. Alles Schöne und Hohe auf Erden duldet keine Fesseln, läßt sich nicht erzwingen. Frei und von selbst fallen die Göttergaben uns vom Himmel. Wo der Zwang waltet und das eiserne, gegen die

Vernunft selbst strebende Gesetz, da fliehen die Grazien und Musen und der menschliche Wille gibt sich mit trüber Muthlosigkeit der tyrannischen Nothwendigkeit gefangen. Die Freiheit ist der Acker, in welchem das Menschengeschlecht seiner Vollendung und Glückseligkeit entgegenreift. Aber wir verstehen diesen Acker noch nicht zu bebauen, wir wissen das Unkraut noch nicht vom Weizen zu unterscheiden und reuten entweder gar nicht, und dann wächst das Unkraut, vermöge seiner innern gemeinen Natur, über den Weizen, raubt ihm die Nahrungssäfte, nimmt ihm das wohlthätige Sonnenlicht und verderbt ihn; oder wir reuten und reißen die besten Weizenpflänzlein mit dem Unkraut weg, und sind um nichts gebessert. Also Kultur thut uns noth, und die läßt sich nicht erzwingen; langsam zieht sie über die Erde, aber ihr Siegeswagen gräbt unauslöschliche Spuren in den Boden. Sobald die Menschheit der Freiheit werth ist, wird ihr der Himmel sein schönstes Geschenk nicht ferner vorenthalten, und man wird nichts mehr wissen von Stuart's und Hannoveranern, von den Zänkereien und Eifersüchteleien der Könige von Schweden und Dänemark."

„Von diesen allerdings nicht, aber von Andern. Um Herrschaft wird ewig gekämpft werden. — Wir repräsentiren die beiden sich einander entgegenstehenden Principe. Unsere Freundschaft wird sich mit der Verschiedenheit unsrer Meinungen vertragen; Liebe weiß von all' dem nichts. Sie ist ein unschuldiges, unwissendes Kind, das allein mit Blumen spielt. Ich fühle tief, daß ich nur Christinen liebe. Aber geben Sie mir Hoffnung! Ich bedarf ihrer, um nicht an meinem Schicksal zu verzweifeln."

„Hoffen Sie, mein Freund! Der Himmel läßt keinen Hoffenden sinken."

Flaxmann schwieg und verlor sich in ein düsteres Träumen, aus dessen Zwielicht ihm endlich das Fräulein von Ove mit ihren sanften Zügen und lieben milden Augen entgegentrat. Er war endlich ganz bei ihr, indessen der unstäte Geist des Fräuleins von Gabel von einem kühnen Ziel ihrer Wünsche zu einem noch kühnern sprang und sich in großartigen Phantasiegebilden berauschte.

Das Boot hatte sich der Stadt allmälig genähert, und die Reisenden sahen sich endlich von Inseln umgeben, die mit prangenden Palästen, ehrwürdigen Kirchen und stolzen Häusern bebaut waren und deren Bild die helle Fluth wiederspiegelte. Die Schiffer fuhren nordöstlich am Strande hin, und legten an einem kleinen Landungsplatze an. Juel sprang heraus, legte den Steg für die Andern und gab der Dame die Hand. Sobald Flaxmann heraus war, stieß der Matrose wieder ab.

Es war ein sonderbarer Anblick, daß ihrem Stande gemäß gekleidete Fräulein in kostbarem Jagdanzuge am Arme des in den dänischen Soldatenrock gehüllten Flaxmann, dem voraneilenden Juel folgen zu sehen. In diesem Aufzuge gingen sie durch mehre Straßen, bis der Schiffsjunge an ein m Erkerhäuschen in einer abgelegenen Straße stand und sagte: „Hier sind wir am Hause der Frau Ankarfield.“

19.

Eine Frau von Ehre.

Die kleine Gesellschaft trat ein und sah sich bald in der Schenk= und Barbierstube der belobten Witwe. An einigen Tischen saß männliche Gesellschaft, ein Schlag Menschen, die weder Zutrauen für sich, noch für die Wirthin einzuflößen im Stande waren. Sie unterhielten sich mit Würfel und Karte, und der vor ihnen dampfende Punsch zeigte zur Genüge, was ihr Geschmack war. Flaxmann hatte die Scene kaum überblickt, als er sehr lebhaft an die edle Versammlung im Kaffeehause vor dem Dammthore in Hamburg erinnert wurde, ja er glaubte für den ersten Augenblick dieselben Gesichter zu sehen, welche ihn dort umgeben hatten, und ein ängstliches Gefühl überkam seine Seele. Die schauerlichen Erlebnisse jener wüsten Nacht und jenes grauenvollen Tags, wo er im Spiel seine letzte Habe verloren, wo ihn Liebeswahnsinn, Verzweiflung und die nichtswürdige List seiner Umgebung zu einem schrecklichen Schritte getrieben hatten, zogen in düstern Schattenbildern rasch an seinem innern Auge vorüber, und es gemahnte ihn wie ein Traum, daß der Gegenstand seiner glühendsten Wünsche, das reizende Ziel seines kochenden Rachegefühls, die eigentliche Ursache jenes verzweifelten Schrittes nun neben ihm stand, nicht mehr von ihm begehrt, nicht ersehnt, sondern freiwillig von seinen Wünschen aufgegeben, die nun weit flatterten nach einem andern Gegenstand einer neuen heißen Sehnsucht. Aus diesem träumerischen Brüten schreckte ihn der Blick eines der Spiel=

ler. Der Kerl glotzte ihn an, und Flaxmann war überzeugt, daß dieser verwegen aussehende Mensch bei seiner Anwerbung zur dänischen Fahne in Hamburg gegenwärtig gewesen sein müsse.

Unterdessen hatte Juel sein Gesuch bei der Wirthin vorgebracht. Eine lange hagre Frau von schwärzlichem Teint, den Kopf gebückt vorwärts tragend, trat ihnen entgegen. Ihr langes eingefallenes Gesicht erhielt durch eine auf ihrer langen höckrigen Nase sitzende sehr unförmliche und unschimmere Brille durch und über welche ihre kleinen schwarzen Augen argwöhnisch lugten, und durch die unordentlich unter der schmuzigen ledernen Haube in Stirn und Schläfe hereinhangenden halb schwarzen, halb grauen Haare einen abschreckenden Ausdruck.

Juel hatte mit geläufiger Zunge den höflichen Gruß von Meister Habermann vorgebracht und das Begehr der Fremden genannt.

„Danke, danke schön, mein Puttchen, danke für die Ehre," schmunzelte Frau Ankarfield, und klopfte den Jungen mit ihren langen dunkelbraunen knöchernen Händen auf die blühenden Backen. „Meister Habermann ist ein Ehrenmann, denn er weiß andere Ehrenleute zu schätzen. Unsereins hat auch seine Ambition. Er ist ein guter Freund meines seligen Mannes gewesen und hat mir immer viel Ehre angethan. Danke, danke schön, für die große Ehre von Meister Habermann! Er wird mich doch morgen besuchen mein Söhnchen?"

„Ganz gewiß, sehr ehrenwerthe Frau Ankarfield, wird er das. Ich hatte vergessen, Euch seinen baldigen Besuch anzusagen."

„Sehr viel Ehre, lieber Junge."

„Ehre dem Ehre gebührt," versetzte der schelmische

Knabe, der die schwache Seite der Barbierswittwe kannte.

„Komm, mein Scheckchen, und labe Dich an einem Glase Punsch. Du bist verständiger, als man nach Deinem jugendlichen Aussehen schließen möchte, und weißt Jedermann seine gebührende Ehre anzuthun; eine große Seltenheit in Deinen Jahren. Komm und trink, mein Schätzchen."

„Ich werde die Ehre zu erwidern wissen, hochgeschätzte Frau Ankarfield; aber sagt mir doch gefälligst zuvor, seid Ihr gesonnen, den beiden Fremden hier ein paar Stuben in Euerm ehrenwerthen Hause einzuräumen?"

„Ein Paar? Ein paar Stuben? Wie gern, lieber Junge, wenn ich nur könnte! Ein Paar kann ich nicht. Doch hör' nur, kleines blauäugiges Spitzbübchen, komm, hier steht Dein Punsch. Schöne Dame, setzt Euch, ich bitte, dort in den Lehnstuhl in der Ecke. Es ist gewöhnlich mein Sitz. Thut mir die Ehre an, ich bitte!" Damit schob sie Friederiken in den weichen Stuhl und zog Juel an einen entfernten Tisch, ihm dort den Becher mit dem dampfenden Getränk überreichend und ihm zu gleicher Zeit traulich in's Ohr zischelnd: „Sag' mir doch, Häns chen, wer ist denn die prächtige Dame, die mir die Ehre anthut?"

„Das ist allerdings eine große Ehre für Euer Haus, daß diese vornehme Dame darin wohnen will. Aber wer sie ist, kann ich Euch so eigentlich nicht sagen; denn ich weiß es selber nicht. Aber sowohl der Kapitän, als alle andere graduirten Personen auf dem Schiffe begegneten ihr mit der größten Ehrfurcht, und sie muß demnach von hohem Stande sein. Das sieht man ihr auch schon an Gesicht und Kleidern an. Meister Habermann ist sicherlich über sie genau unterichtet,

und sagte mir, er werde Euch morgen das Nähere schon mittheilen."

„Morgen erst; viel Ehre!" seufzte die Frau. „Aber wie heißt sie denn? Woher kommt sie? Wo habt ihr sie an Bord genommen? Wo will sie hin? Was will sie hier anfangen? Sag', Kind, ich bitte Dich, sag' an! sag' an!"

„Ihr könnt glauben, werthgeschätzte Frau Ankarfield, daß ich Euch hoch verehre und Alles aufbiete, Euch meine Ergebenheit an den Tag zu legen. Aber fürwahr beim besten Willen bin ich unmöglich im Stande, Euch alle Fragen zu beantworten. Was Euch zu sagen in meinen Kräften steht, sollt Ihr wissen und erfahren. Auf unsrer Fregatte wurde sie gnädiges Fräulein genannt, aber ich vermuthe aus vielen Gründen, daß sie weit mehr ist und sich nur so tituliren ließ. An Bord haben wir sie genommen von einem dänischen Schiff, und daß sie eine Dänin ist, könnt Ihr aus der Sprache hören. Ich horchte einmal so mit halbem Ohr und da merkte ich, daß sie hier mit dem Könige conferiren werde."

„Mit des Königs Majestät!" schrie die Frau auf. „Welche erstaunliche Ehre! Unsereins hat auch seine Ambition. Nun sieh' an, mein Schäfchen, die Ehre laß ich mir nicht entgehen, die Dame behalt' ich im Hause. Ihre Kleider sind über die Maßen vornehm und prächtig. Sieh nur einmal den grünseidenen kurzen Ueberwurf mit goldenen Litzen besetzt. Was mir das für eine Ehre ist! Ich werde jetzt mit Ehre überschüttet; es vergeht kein Tag, wo mir vornehmer Besuch nicht Ehre anthut. Nun ich weiß es auch zu schätzen. Sieh', Kindchen, eben habe ich ja fast das ganze Haus voll. Eine reiche, vornehme Dame, eben so statiös, eben so prächtig gekleidet, hat meine große

Mittelstube, die daranstoßende grüne Stube, das Hinterstübchen und die Erkerstube mit der Dachkammer inne. Das macht, sie hat noch Dienerschaft bei sich. Einen alten guten Freund und Zunftgenossen meines seligen Mannes, der hat ihr eben das Logis bei mir recommandirt, nebst dessen Frau und Tochter und einem schmucken netten Kammerdiener obendrein. Der Kammerdiener — dort sitzt er mit am Tische und kartet; der Krauskopf. Er hat heute viel Glück im Spiel. — Der Kammerdiener also, sag' ich — wohnt im Erkerstübchen, der muß heraus und sich mit in's Hinterstübchen einquartieren, und oben hinein nehm' ich das gnädige Fräulein. So geht's!" Und sogleich schritt sie mit unterwürfigen Geberden auf Friederiken zu und sagte: „Die Ehre, so Ihr mir anthut, ist kein auf unfruchtbaren Boden fallendes Korn. Ich habe schon ein sehr reiches, vornehmes Fräulein im Hause, die mir viel Ehre angethan; nun unsereins hat auch seine Ambition, und ich sehe ihr Alles an den Augen ab. Sie liegt nun schon vierzehn Tage bei mir und wartet auf einen Seekapitän, der hier im Hafen einlaufen soll. Lieber Himmel, es wird wohl ihr Herzgespons sein. Der thut nicht übel, so wahr ich eine Frau bin, die kein Mensch verachtet! Sie hat das Geld in Säcken aus ihrem Wagen heben und in die große Mittelstube schaffen lassen, da liegt's im Kleiderschrank unten; der ganze Boden ist mit den Säcken ausgefüllt. Na, die wird eine Freude haben, in Euch Gesellschaft zu finden, und für mich ist die Ehre doppelt groß." Sie knixte während dieser lebhaft hervorgebrachten Worte zu verschiedenen Malen und erwischte endlich das grünseidene Jagdkleid des Fräuleins, um einen Kuß darauf zu drücken.

„Was aber soll aus meinem Begleiter werden?

Der kann doch nicht mit mir in einem Zimmer wohnen," sagte Friederike, auf Flaxmann deutend, der auf einer Bank jenem ihm wohlbekannten Spieler gegenüber Platz genommen und mit demselben eben eine Unterhaltung angeknüpft hatte.

„Nun gnädiges Fräulein," schmunzelte die Wirthin, „es versteht sich von selbst, daß Euer Diener nicht mit Euch in einem Zimmer wohne. Er erhält hier unten in der Hausflur unter der Treppe ein Kämmerlein. Es ist zwar neben der Küche und deshalb etwas räucherig, aber was können solche Leute mehr verlangen?"

„Jener Mann ist nicht mein Diener, gute Frau, und muß so gut wie ich in einem Zimmer wohnen."

„Nicht Euer Diener?" rief Frau Ankarfield erstaunt. „Er wird doch nicht gar — — nun, nun, vornehme Leute haben gar oft auch Appetit zu geringer Kost und speisen zuweilen mit dem Bauer Sauerkraut und Schweinefleisch. Ich verstehe schon! Freilich in einem Zimmer könnt Ihr nicht mit dem Herrn wohnen. Das geht nicht an. Man muß sich vor nichts in der Welt mehr hüten, als vor bösem Leumund. Da seid Ihr grade wie ich, gnädiges Fräulein. In meinen jungen Jahren hielt ich so gut auf Ehre, wie in meinen alten. Nun so alt bin ich eben noch nicht, und mein Mann pflegte gar oft zu sagen, er würde mich nie geheirathet haben, wenn ich nicht so viel Ambition gehabt hätte. Und so habe ich auch meine Kinder erzogen, die mir Gottlob alle wohl gerathen sind. Der älteste ist ein Schneidermeister und nährt sich deshalb so gut, weil er seine ganz besondre Schneidersambition hat, und wollte Niemandem sein Unglück versagen, der ihm an sothane Ambition zu rühren wagte; der zweite ist Kammerdiener bei Seiner Gnaden, dem

Herrn Freiherrn Görz von Schlitz, ganz besonderm Freunde Seiner Majestät unsers großmächtigsten Königs, und ist mit seinem Herrn jetzt nach Holland gereist. Der hat erst seine Ambition, so recht wie ich. Er war ein gelernter Barbier und Friseur, hatte aber auch noch in mancherlei anderen Dingen besondere Geschicklichkeit. Mein seliger Mann sagte stets: aus dem Niels wird einmal was Großes; und dann sagte ich jedes Mal: Von dem erleben wir die meiste Ehre. Du lieber Himmel, mein Seliger hat die große Ehre noch genossen, daß Niels Kammerdiener des mächtigsten Mannes nach dem Könige im ganzen Schwedenreiche geworden ist. Aber der Junge spricht auch schwedisch, dänisch, holländisch, englisch und französisch. In der letztern Sprache habe ich gar manches von ihm profitirt, was mir oft gut bei meinen französischen Gästen zu statten kommt. Was er für eine besondre Ambition hat, mag Euch ein allerliebstes Verslein beweisen, welches er stets im Mund zu führen pflegt und das ich mir auch gemerkt habe, weil's ebenfalls auf meine Ambition vortrefflich paßt. Hört nur, mein gnädigstes Fräulein! Es heißt:

A dieu mon ame,
Ma vie au roi,
Mo coeur aux dames,
L'honneur pour moi.

„Ist das nicht herrlich l'honneur pour moi? — — Ja, das wollt ich doch sagen. Das war's. Seht, nun kommt meine Ebba. Die hat ebenfalls ihre Ambition; denn ihr Mann ist ein Trödler, und wohnt hier gerade gegenüber wo Ihr den Kleiderkram seht. Extra schöne Kleider, nach der neuesten Mode und für Jedermann. Wenn Ihr Euerm Freunde einen bessern

Anzug kaufen wollt," sagte sie leise, dem Ohr des Fräuleins näher gerückt, „so kann ich Euch meinen Schwiegersohn bestens empfehlen; er wird Euch gut, prompt und billig bedienen. Ihr werdet wohl daran thun, gnädiges Fräulein, damit man nicht in Verlegenheit kommt, Euern Freund für Euern Diener anzusehen. Für wenig Thaler werdet Ihr ihn wie einen Grafen herausputzen; und 's ist ein hübscher Mann, er wird sich in einem bessern Kleid stattlich ausnehmen."

„Ihr nehmt viel Theil an ihm," unterbrach hier Friederike den Redestrom der ehrliebenden Frau, „aber ich bitt' Euch, gute Frau, beweist mir zuvörderst das dadurch, daß Ihr eine Wohnung für ihn besorgt."

„Ihr thut mir viel Ehre an, mich damit zu beauftragen. In meinem Hause hab' ich aber kein Winkelchen mehr ledig, wohin ich ihn stecken könnte. Aber wartet, mir fällt ein guter Gedanke bei. Wie gesagt, meine älteste Tochter drüben hat auch ihre Ambition und eine nette Stube mit Kammer hinten heraus. Sie wird sich eine Ehre daraus machen, solche Euch für ein Billiges abzutreten, zumal, wenn Ihr Euern Freund mit Kleidern aus ihres Mannes Laden verseht. Laßt mich nur machen; ich will sogleich hinüber gehen und mit ihr reden. Ihr sollt bald schöne Antwort haben." Damit trollte sie sich zur Thüre hinaus.

20.

Der Hamburger Spion.

Während der ambitieusen Expectorationen der Frau Ankarfield war es auch zwischen Flaxmann und jenem ihn betrachtenden Spieler zu gegenseitigen Aeußerungen gekommen. Dieser verwegen aussehende Kerl hatte offenbares Unglück im Spiel und ein Thaler um den andern rollte aus seiner Hand in die Taschen der Mitspieler; dem ungeachtet richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Reden der Wirthin und spannte sein lauerndes Ohr, als er von den Geldsäcken der im Hause wohnenden Fremden und den Ort, wo dieselben aufbewahrt seien, hörte. Endlich war der Mensch beutelleer und wandte sich mit einem widrigen Grinsen zu Flaxmann mit den Worten:

„Mir geht's, wie Euch, guter Freund, vor fünf Wochen in Hamburg. Schade, daß ich nicht auch noch eine goldne Dose zu verlieren habe, wie Ihr."

„Ich habe Euch in jener Gesellschaft bemerkt, und wenn ich nicht irre, so spracht Ihr an jenem Morgen, wo ich von Schurken und Falschspielern um all' das Meine betrogen wurde, mit dem Lieutenant Kreuz am Fenster, und auf Euern Rath ließ ich mich anwerben. Gingt Ihr nicht mit bis nach Altona? Ja, ja Ihr war't dabei. Ich befand mich zwar damals in einem sehr aufgeregten Zustande, aber mir fallen doch alle kleinen Umstände bei, und es bleibt mir kein Zweifel übrig, Ihr seid einer der berüchtigten Helfershelfer und Spione des ungeschlachteten Lieutenants."

„Das gehört mit zum Handel und Wandel in der Welt,“ lachte der Spion. „Wer mich bezahlt, dem dien' ich. Wer sich betrügen läßt, ist selbst Schuld daran. Zwang kann ich Niemandem anthun. Uebrigens beweist ja Euere Gegenwart klar und deutlich, daß Ihr den König von Dänemark oder den Lieutenant Kreuz auch um's Handgeld betrogen habt. Und darum wird Euch kein kluger Mann verdenken.“

„Ihr mögt in diesem Stück Euere besondern Ansichten haben. Uebrigens bin ich schwedischer Kriegsgefangner geworden und habe weder den König von Dänemark noch den Lieutenant Kreuz betrogen; denn das Schiff, welches mich mit den übrigen Rekruten nach Kopenhagen transportiren sollte, wurde von einem schwedischen Kaper als Prise genommen.“

„Und wollt Euch hier im Hause als Kriegsgefangener ein Quartier miethen?“ sagte der Kerl und verzog sein breites häßliches Gesicht zur spöttischen Lache. „Die Dame dort hat wohl auch mit zu den Rekruten gehört und ist mit Euch in schwedischer Gefangenschaft? Ihr habt Euch ein erträgliches Geschäft und kurzweilige Gesellschaft gewählt.“

Flaxmann unterdrückte seinen Unwillen über die frechen Reden des gemeinen Menschen und erwiderte blos: „Ich sehe nicht ein wie ich dazu kommen sollte, Euch die Art und Weise meines Hierherkommens mitzutheilen. Weiß ich doch noch viel weniger, wie Ihr von Hamburg hierher gekommen seid.“

„O! das kann Jedermann wissen,“ rief der Andre herausfordernd; „mein gnädiger Patron, der Lieutenant Kreuz hat seine goldnen Füchse einmal alle unter die Philister gejagt und war so pauvre geworden, daß er nicht nur Kutsche und Pferde, sondern sogar Rock und Hemd vom Leibe verkaufen und in ein elen-

des Dachstübchen kriechen mußte. Man kann das dem Manne nicht zur Last legen; er hatte Unglück im Spiel, wie Ihr und ich. Es war natürlich, daß er nicht an seine Leute denken konnte, er war ja selbst in größter Kalamität. Jeder von uns mußte auf seine eigne Faust leben. — Ich aber war unglücklicher Weise eben auch gräulich abgebrannt und in meinem Kopf und Beutel sah's aus, wie in der Welt am ersten Schöpfungstage, wüst und leer. Da machte ich mit einem russischen Schiffskapitän Bekanntschaft; er gab mir das Logbuch zu führen und die Küchenrechnung zu machen, und so sind wir mit guter Fracht nach Stockholm gekommen. Ich pflege in jeder Stadt gern lustige Häuser zu besuchen, und da das Schiffsvolk hier bei Frau Ankarfield einkehrt und sich von ihr Bart und Geld abnehmen läßt, so bin ich zu gleichem Zweck hier. Das Geld bin ich los, den Bart noch nicht. Wo steckt die Frau?"

„Da kommt sie eben über die Straße," sagte ein Bürschlein, welches Sohn, Kellner und Barbierbursche zugleich war; „wenn Ihr befehlt, mein Herr, so will ich Euch des Bartes entledigen."

„Und des Kinnes dazu, Junge. Du magst Deine Schabekunst an Delinquenten lernen; mein Gesicht ist bis jetzt noch zu gut dazu. Ich weiß schon, daß Deine Mutter Messer und Wort gleich trefflich führt, und nur von ihr will ich bedient sein. — Wie heißt der schwedische Kaperkapitän, dem Ihr anheim gefallen seid, Herr?"

„Norcroß," versetzte Flaxmann mürrisch.

„Norcroß?" rief ein wohlgebildeter Mann, der auf derselben Bank saß, früher mitgespielt und das meiste Geld gewonnen hatte, derselbe, welcher von der Wirthin dem kleinen Juel als Kammerdiener der im

Hause wohnenden vornehmen Fremden bezeichnet worden war. „Ist er nicht ein Engländer?“ setzte er in gebrochenem Deutsche hinzu; denn Flaxmann und der Spion hatten zeither deutsch gesprochen.

„So ist's,“ versetzte Flaxmann englisch, „und Ihr seid sein Landsmann, Herr; denn Euere Sprache verräth Euch.“ Der Mensch stand aber ohne zu antworten auf und ging hinaus.

„Norcroß?“ hatte auch der Spion gerufen. „Der saß ja in Hamburg mit uns am Tische. Wir haben's nachher wohl erfahren, daß er's war. Seine Fregatte lag in Cuxhaven. Es ist ein kühner Freibeuter.“

„Wer war der hübsche Mann, der so eben hinausging?“ fragte Flaxmann.

„Ein Spitzbube, der uns das Geld abgenommen hat,“ versetzte der Spion.

„Er dient der fremden Dame, die im Hause wohnt, trägt sich wie ein Gentleman und hat alle Taschen voll Geld.“

Eben trat Frau Ankarfield in die Stube.

„Es ist gut, daß Ihr kommt, Frau,“ sagte der Spion zu ihr. „Mein Bart stachelt mich ganz verteufelt, seit ich mein Geld verlor. Nehmt ihn mir ab.“

„Ihr thut mir viel Ehre an,“ versetzte die Frau flüchtig, und wandte sich zum Fräulein mit den Worten: „Ich habe die Ehre, Euch zu vermelden, mein gnädigstes Fräulein, daß Euer Freund sogleich bei meiner Tochter anziehen kann. Ihr zahlt für Logis mit Meublen monatlich vier Reichsthaler. Die Kost könnt Ihr bei mir für ihn nehmen. Für Rock, Kamisol, Beinkleider, seidne Strümpfe, Manschetten, Perrücke soll bestens gesorgt und der Bursche herausgeputzt werden, wie der vornehmste Edelmann. Man

muß seine Ambition haben.“ Während dieser Reden schöpfte sie mit einem kleinen blanken Kupfertopfe aus einer hinter dem Ofen eingemauerten Kupferblase warmes Wasser, holte vom Kandelbret über der Kammerthür das große messingne Barbierbecken herab, zog aus einem ungeheuern Tischkasten eine Kapsel voll Babiermesser und den Streichriemen, strich das Messer hurtig und schlug dann Seifenschaum im Becken. Der kleine Kellner hing dem Spion die Serviette um, Frau Ankarfield seifte ihm Kinn und Backen mit gewandter Hand ein, und begann mit geschickten Zügen und Wendungen ihm den Bart abzunehmen. Man sah es ihr an, daß sie sich eine Ehre daraus machte, die Männer also zu bedienen. Nach vollbrachter Arbeit sagte sie pathetisch: „Ich habe die Ehre, Euere Dienerin zu sein,“ und reichte mit einem Selbstgefühl, wie es den Menschen meist nach einer vollendeten guten That zu überkommen pflegt, dem Knaben das Becken dar, welcher dasselbe sofort reinigte, mit frischem Wasser füllte und dem Schiffsmann das glatt rasirte Gesicht rein wusch und abtrocknete. Der Junge wandte seinen Eifer dann zu dem benutzten Messer, und Flaxmann sah, wie während der Geschäftigkeit des Kleinen der Spion eins der Messer aus der Kapsel zog und am Finger prüfte.

Frau Ankarfield bat sich die Ehre aus, ihn in sein neues Logis führen zu dürfen, und versicherte, das Erkerstübchen werde eben geräumt und das gnädige Fräulein bald zur Ruhe und Ordnung kommen. Sodann befahl sie den scheidenden Juel viele Grüße an Meister Habermann an, und ließ sich die Ehre ausbitten, sie ja morgen bei frühem Tage mit seiner ihr höchst angenehmen Gegenwart zu erfreuen, weil sie die Ehre haben werde, über höchst wichtige Dinge

mit ihm zu conferiren. Friederike und Flaxmann fügten ihre Grüße an den Kapitän Norcroß hinzu. Flaxmann beurlaubte sich mit wehmüthiger Wärme vom Fräulein und ging mit der messergeschickten Frau über die Straße. Der Trödler, auch Schneidermeister und Negociant, empfing ihn schon an der Ladenthüre mit Bücklingen und einem Schwall unsinniger Redensarten, und seine Frau, das Ebenbild ihrer Mutter, mit einem Säugling auf dem Arme, zwei Kinder an der Seite und noch verschiedenen im Schlepptau ihres weiten vornehmen Rockes, Kapitalstück aus der Trödelbude ihres Mannes, sprach beständig von der Ehre die ihnen widerführe. Des kleinen hohläugigen Mannes Bestrebungen gingen zuvörderst dahin, seinen neuen Hausgenossen erst zum Manne zu machen, d. h. ihm einen Rock mit Zubehör an den Leib zu ziehen, und er bot, den verdrießlichen Flaxmann vor seine Vorrathsschränke führend, all' seine weitschweifige Beredtsamkeit auf, dem schlecht Gekleideten zu beweisen, wie höchst nöthig es in der Welt sei, stets standesgemäß gekleidet zu sein, selbst in dem Falle, daß man keinen Stand habe. Was man nicht habe, müsse man sich zu erwerben trachten, und die erste Stufe zu Stand und Reichthum sei ein vornehmes Kleid. Flaxmann schützte Erschöpfung von der Reise vor und bat, da er doch an diesem Tage nicht ausgehen werde, ihn morgen mit dem Nöthigen zu versehen, und ließ sich auf's Zimmer bringen. Sobald er sich dort allein sah, warf er sich auf das unförmliche Ruhebette, und überließ sich einem schmerzlichen Gefühl, bis eine dumpf brütende Angst vollen Besitz von seiner Seele nahm.

„Wie?“ rief er endlich aufspringend, „ist das Scheu mit dem König zu reden? Endlich einmal mit meinem Geheimniß hervorzutreten? Ich mit einem

König nicht frei und offen reden! Ich nicht!! Aber wurde ich in Dänemark nicht ebenfalls von dieser Scheu zurückgehalten, mich dem König oder dem Kronprinzen anzuvertrauen, und ward ich nicht endlich inne, wie wahr mir meine Ahnung vorgesagt? Wäre es nicht mein Tod gewesen, wenn ich aus meiner Verhüllung hervorgetreten wäre? Und es wäre geschehen, wenn sich die Liebe zu Friederike nicht meiner bemächtigt und eine so gewaltige Herrschaft über mich ausgeübt hätte, daß es mir unmöglich war, an etwas Anderes zu denken. Solcher Mittel und wunderbaren Wege bedient sich die ewige Weisheit, uns vom Verderben abzuhalten. Friederike ist, ohne es selbst gewußt, noch gewollt zu haben, die Retterin meines Lebens geworden; denn ohne sie wär' ich in die Schlingen der Intrigue gefallen, die an diesem dänischen Hofe für mich lagen. Gottlob! ich bin der Gefahr entgangen; aber neue Angst bemächtigt sich meiner. Gott, gieb mir einen Lichtstrahl in dieser Finsterniß! Heiland, Gottessohn, hilf mir überwinden! Reine Jungfrau, Gottesmutter, steh' mir bei!" Bei diesen Worten nestelte er sein Wamms auf, entblößte die Brust und zog das Etui hervor, dann griff er mit der rechten Hand unter den linken Arm und nahm ein dort an feiner Seidenschnur befestigtes Schlüsselchen. Doch eben so schnell hielt er auch inne, ging vorsichtig nach der Zimmerthüre und schob den Riegel vor, horchte an der Thüre, ging leise auf den Zehen an das Fenster zurück und öffnete behutsam das Schloß des Etui. Das Büchlein sprang auf und an der innern Wand des Oberdeckels wurden zwei Portraits in Miniatur, ein männliches und ein weibliches, sichtbar; ein edler Mannskopf mit etwas unbestimmten und verschwommenen Zügen und ein Frauengesicht voll Milde und

Majestät, Beide schon im vorgeschrittenen Alter. Flaxmann's strahlendes Auge ruhte eine Zeit lang auf diesen beiden Gemälden, und seine Mienen nahmen dabei einen wemüthigen Ausdruck an, ein paar große Thränen glänzten in seinen Augen, er seufzte und ließ einige Schriften durch die Hand gleiten, welche, den großen Lettern und den aufgedrückten Insiegeln nach zu schließen, Documente waren. Nachdem er einen schmerzlichen Kuß auf eins dieser Geschrifte gedrückt hatte, klappte er das Buch um und nahm ein kleines goldenes Krucifix und ein daran befindliches Muttergottesbild heraus. Diese stellte er vor sich auf den Tisch, und begann sein Gebet zu verrichten. Doch er konnte die Ruhe nicht erringen, die er suchte und die ihm Bedürfniß war, sollte er anders mit Ernst an die Ausführung der Pläne denken, die seinen Geist durchkreuzten. Es war unterdessen Nacht geworden, und auf ein leises Pochen an der Thüre fragend, wer da sei, erhielt er die Antwort, die Hausfrau gebe sich die Ehre, ihrem Gaste Licht zu bringen und nach dessen Befehlen zu fragen. Flaxmann verbarg seine Heiligthümer wieder in die Kapsel und öffnete die Thür. Die Wirthin trat schüchtern herein, überreichte ein paar Kerzen und erwartete so die gewünschten Befehle. Als diese nicht erfolgten, wagte sie es, einige Vorschläge, das Abendessen betreffend, zu thun, welche der junge Mann ohne Weiteres annahm.

Nach einer Stunde brachte die Wirthin das Essen; er nahm zerstreut einige Bissen, maß dann die Stube mit heftigen Schritten, und war in seine vorigen Träumereien versunken. Seine Wange glühte zuletzt von Fieberhitze, und sein Auge blickte düster; seine Fäuste ballten sich, und um seine Lippen zuckte es wie

lebendig gedachte Flüche und Verwünschungen. Der Raum des Zimmers ward ihm zu enge, seine Brust wogte stürmisch, er riß das Fenster auf, sich an der Abendluft zu kühlen, und noch einmal nach Friederike's Erkerstübchen hinüber zu sehen. Eine schöne Herbstnacht lag über der Erde. Ihm gegenüber leuchteten zwei Fenster im Erkerstübchen. Der Anblick der Sterne that ihm wohl, er starrte lange an den Himmel. Der Wechsel seiner Gefühle wär zwar noch eben so schnell, aber weniger gewaltsam und stürmisch, und der Schmerz seiner Seele begann sich in Wehmuth aufzulösen.

Auf diese Weise vergingen ihm ein paar Stunden. Er sah die Lichter gegenüber verlöschen und er löschte die seinigen, um sich ungestörter den Genüssen hinzugeben, welche die Stille und Feierlichkeit der Nacht bereiten.

Und so hatte er, mit mannigfachen Gedanken beschäftigt, bis nach Mitternacht gestanden und auf seine Augen wollte sich kein Schlaf senken, da wurde seine Aufmerksamkeit auf ein paar Gestalten gerichtet, welche sich auf der Straße langsam und leise hindrückten. Vor dem Hause der Barbierswitwe standen sie still und beriethen sich, wie es schien, miteinander, doch war kein Laut zu vernehmen. Endlich ging einer in die Mitte der Straße und musterte die Fenster des Hauses, dann die der andern Häuser zu beiden Seiten, und horchte, aus seinen Bewegungen zu schließen, die Straße entlang. Flaxmann hatte sich ein wenig zurückgezogen und das Fenster beigeschoben; sein Herz klopfte hörbar; er war ganz Auge. Der horchende und spähende Vermummte gab jetzt dem Andern mit der Hand ein Zeichen und dieser öffnete sofort entweder mit einem Nachschlüssel oder mit einem Dietrich die Hausthüre. Beide huschten hinein und lehnten die

Thüre an. Der Gedanke, daß Friederiken eine Gefahr drohen könne, brachte Flaxmann bald außer sich. Ohne sich zu besinnen, steckte er seine Terzerole in den Gürtel und fühlte sich rasch hinab, durch die Hausflur bis an die Hausthür. Das einfache Schloß war mittels eines Zuges bald geöffnet und der junge Mann auf der Straße. Eben so rasch war er im gegenüberliegenden Hause. Doch hier kannte er die Localität nicht weiter, als bis zur Schenkstube, und er hatte Mühe, die Treppe zu finden. Endlich trifft er die Stufe und schleicht leise hinauf. Er ist auf einem kleinen Vorsaal, aber die Dunkelheit läßt ihn nichts erkennen; er steht in der peinlichsten Ungewißheit; eine namenlose Angst zermartert ihn. Da hört er plötzlich in einem Zimmer „Werda!“ rufen, aber augenblicklich darauf vernimmt er ein Geräusch, wie wenn zwei mit einander kämpfen — ein Röcheln — Flaxmann eilt in der Richtung, von wo er den Laut gehört, reißt die Thür auf und erblickt beim schwachen Schimmer einer Diebslaterne, wie ein Mensch sich am Boden wälzt und zwei andere aus einem Schranke Geldsäcke nehmen. Kaum erblicken sie Flaxmann, so stürzen sie mit einigen Säcken fort, er feuert ein Terzerol ab, fehlt aber, und die Kugel schlägt in eine offene Zimmerthür, in welcher sich eben eine weibliche Gestalt zeigt, die nun mit einem Schrei zu Boden stürzt. Flaxmann von Entsetzen erfüllt, ahnet, daß seine Kugel ein unglückliches Ziel gefunden, und eilt auf die Gefallene los.

Die davon eilenden Diebe reißen die Laterne um und entkommen mit dem Gelde. In demselben Augenblicke entsteht ein angstvolles Rufen im Hause, man kommt mit Lichtern; Frau Ankarfield im bloßen Hemde, Männer und Weiber, unter diesen Friederike. Licht-

chimmer fällt auf die Scene, gräßliches Geschrei ertönt. In dem an der Erde blutenden Manne wird der Kammerdiener der fremden Dame erkannt. Flaxmann beugt sich über die ohnmächtige Frau und sucht zu erspähen, welchen Weg seine Kugel genommen. Er ruft nach Licht und hat doch das Pistolet noch krampfhaft mit der Hand umspannt. Eine possirliche Mannsgestalt kniet daneben, befreit die Verwundete von den Kleidern, entdeckt die Wunde am rechten Oberarm und gibt sich durch seine geschickte Untersuchung derselben, wie durch die zuversichtliche Erkärung, daß es nicht viel zu bedeuten habe, als Wundarzt zu erkennen. Nun fallen Flaxmann's Blicke auf das Gesicht der Dame, die eben die Augen aufschlägt. Entsetzt fährt er auf, auch sie springt empor und Beide rufen zu gleicher Zeit: „Rosamunda, Schwester!“ und „Jacob! Bruder Jacob, Du mein Mörder?“

„Er ist der Mörder!“ ruft's nun von mehrern Seiten, die Stube füllt sich mit Männern, Arme langen nach ihm, er will reden, Niemand hört ihn, er versteht sein eignes Wort nicht, auch ist's als hätte ihm Schrecken und Ueberraschung die Zunge gelähmt. Die herbeigerufene Scharwache tritt mit Wehr und Waffen ein. Da gelingt's den furchtlosen Fräulein von Gabel, sich durch die Männer einen Weg zu ihrem Freunde zu bahnen.

„Haben Sie mir etwas aufzutragen?“ fragt sie leise, und wie ein Lichtstrahl fährt es ihm durch den Sinn. Er greift in die Brust, reißt die Schnur entzwei, welche das Etui an den Hals befestigt, zieht das Büchlein hervor uud steckt es dem Fräulein zu, flüsternd: „Ihnen befehle ich das höchste Geheimniß meines Lebens. Wahren sie es!“ Sie steckt das Etui

in ihren Busen, und sogleich wird der Unglückliche abgeführt.

Die verwundete Dame ist zu Bett gebracht worden, aber sie schreit: „Mein Bruder! Bringt ihn zu mir! Seine Kugel hat mich als gerechte Strafe ereilt! Bringt ihn zu mir, ich will ihm Alles bekennen.“ Aber ihr angstvolles Geschrei verhallt und die Aufmerksamkeit wendet sich auf den Kammerdiener, der unter den Händen des vielschwatzenden Barbiers liegt, während Frau Ankarfield ein blutiges Scheermesser, welches der Wundarzt vom Boden aufhebt, für eins der ihrigen erkennt.

Ende des ersten Theils.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Zwölfter Band:

Der Freibeuter.

Zweiter Theil.

Zweite Auflage.



Leipzig,
Ernst Keil.
1861.

Der Freibeuter.

Von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1861.

1.

Unerwartet schlechter Empfang.

Kaum hatte der Führer der Fregatte den Fuß an das Land gesetzt, als ihm der königliche Inspector des Hafens den Befehl des Königs ansagte, sich ohne Verzug bei des Königs Majestät anmelden zu lassen und der fernern Befehle gewärtig zu sein. Befremdet über diese unerwartete unfreundliche Strenge, übergab Kapitän Norcroß seinem Lieutenant den Oberbefehl der Fregatte und ging in sich gekehrt nach dem Palaste. Er trat in die königlichen Gemächer mit jener einfachen würdigen Haltung, welche dem Manne, der sich seines Werthes bewußt ist, eigen zu sein pflegt und welche dem edlen Norcroß, der niemals vergaß, daß altadliges britisches Blut in seinen Adern floß, zur Natur geworden war.

Im Vorzimmer waren mehre hohe Standespersonen versammelt, welche dem Könige aufwarten wollten. Es waren einige darunter, welche Norcroß kannte, einige, die er sich feindlich gesinnt wußte. Alle diese Herren dankten kaum seinem Gruße; auf den Gesichtern seiner Gegner sah er ein spöttisches Lächeln; die Kälte Aller war zu auffallend, um nicht tief empfunden zu werden. Das britische Blut empörte sich, er

lehnte schweigend in einer Fensterbrüstung, und quälte sich mit Vermuthungen.

Hier hatte ihn kaum ein Kammerjunker erblickt, als derselbe, ohne ihn zu befragen, in das Zimmer des Königs eilte. Dies deutete darauf hin, daß man ihn erwartet und der König befohlen habe, ihn sogleich nach seiner Ankunft zu melden. Selbst in diesem Augenblicke behielt Norcroß seine Fassung. Sein Auge hing an der Doppelthüre, welche in die Wohn- und Audienzzimmer des Königs führte. Der Kammerjunker trat heraus und sagte leise zu ihm: „Des Königs Majestät läßt Euch befehlen, morgen früh um sieben Uhr hier zu sein.“

Diese Verzögerung verdüsterte die Seelenstimmung des Kapitäns. Er wünschte nichts sehnlicher, als aus der peinlichen Ungewißheit gezogen zu werden, und er hätte lieber das Schlimmste zur Stelle erfahren, als noch eine Nacht warten zu müssen. Er eilte zu seiner Braut, dem Fräulein von Broke. Als Waise wohnte sie bei ihrem Verwandten, einem königlichen Staatsrath. Kaum hatte er sich im Hause gezeigt, als ihm ein Diener mit schelmischem Lächeln nach ihrer Thüre die Versicherung gab, Fräulein Broke sei verreist. Ohne Umstände öffnete Norcroß das Zimmer und sah das Fräulein durch eine andere Thüre entfliehen. Der Herr Oheim erschien steif und verlegen und erklärte dem ärgerlich verwunderten Seemanne, daß seine Nichte gute Gründe habe, den Herrn Kapitän, bevor er sich nicht von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen reinige, nicht zu sehen.

Norcroß ging. Er hatte vergessen, zu fragen, wessen man ihn eigentlich beschuldige. Als er wieder Fassung gewonnen, verfügte er sich nach der Wohnung seines Beschützers des Grafen Feldmarschalls Mörner.

Aber auch hier wurde er zu seinem Verdrusse abgewiesen und auf den andern Tag bestellt. Verstimmt suchte er sein Schiff und brachte in der einsamen Kajüte nichts weiter heraus, als daß Friederikens Raub bereits in Stockholm auf einem schnellen und geheimen Wege bekannt geworden sein müsse; denn die reichen Früchte, welche seine unerschrockene Tapferkeit auf seinem letzten Meerzug der schwedischen Krone zuwege gebracht, hätten ihm sonst einen andern Empfang bereiten müssen.

Nach einer unruhigen Nacht war er früh auf dem Wege zum Könige.

2.

Flaxmann's Etui.

Im Schlosse hatte man schon den Empfang des Kapitäns vorbereitet. König Karl pflegte bald auf zu sein und sich sogleich, wenn er sich von seiner harten Matratze erhoben hatte, in seinen einfachen Soldatenrock und lange Reiterstiefeln zu stecken, in welchen er stets zu sehen war. Der Feldmarschall Graf Mörner hatte eben Zutritt und erhielt Befehle, da trat der Stadtpräfekt, ein Reichsrath, in das Vorzimmer und verlangte Audienz. Der König ließ ihn herein. Der Präfekt machte mit kurzen Worten, wie es der König liebte, die Anzeige des in der verwichenen Nacht vorgefallenen Mordes nebst der Inhaftirung des Mörders. Er nannte die betheiligte Dame.

„Was?" fuhr der König auf und fragte den Grafen Mörner ansehend, „ist das nicht dieselbe?"

„Dieselbe!" versetzte dieser.

„Mit welchem Schiff ist der fremde Mörder gekommen?"

„Mit Kapitän Norcroß. Der Mörder ist ein leiblicher Bruder der Dame."

„Kapitän Norcroß? Vortrefflich! Eine abgekartete Geschichte. Wart, Patron! Ihr könnt gehen." Der Präfekt wollte gehen, als der dienstthuende Kammerjunker meldete, eine vornehm gekleidete Dame begehre mit Heftigkeit Seine Majestät zu sprechen, doch verweigerte sie, ihren Namen zu sagen.

„Führ' sie herein!" versetzte der König unmuthig, der mit Weibern nie gern zu schaffen haben mochte. Die Flügelthüren gingen auf und Friederike von Gabel trat mit der ihr angebornen Majestät und mit der ihr angebildeten decenten Gewandtheit herein. Ihre herrliche Gestalt, ihr ganzes Wesen überzeugten den König zur Stelle, mit welch' einem Weibe er hier zu reden habe, und er war einen Augenblick von ihrer Erscheinung so sehr überrascht, daß ihn unwillkührlich ein plötzliches Erwachen jener ritterlichen Galanterie, welche auch er, der Weiberfeind, in seiner Jugend geübt, vom Sessel empor und ihr entgegentrieb. Er wollte sie mit einer Zartheit, der seine Hand entwöhnt war, seitdem sie den Schwertgriff nicht viel abzulegen pflegte, bei den Händen fassen und zu einem Polster führen, aber sie glitt mit bezaubernder Grazie zu seinen Füßen nieder, erhob ihre schönen Hände bittend mit den Worten: „Erbarmen sich Eure Majestät des unglücklichsten Mannes, der jemals Ihre Staaten betrat, und in dieser Nacht als Mörder hier verhaftet wurde. Beim großen Gott! er ist unschuldig! Geruhen

Eure Majestät nur in diese Schreibtafel zu blicken, die er mir, bevor er in's Gefängniß geführt wurde, anvertraut hat. Ich weiß keinen bessern Gebrauch davon zu machen, als sie in die höchsteigenen Hände Eurer Majestät niederzulegen. Sie werden das darin enthaltene Geheimniß bewahren."

Der König hatte das Etui genommen. Es war bereits geöffnet. Er that einen Blick hinein und über sein sonst eisernes Gesicht goß sich eine Fülle von Erstaunen. Er entfaltete ein Document und las.

„Großer Gott!" rief er in größter Aufregung. „Bei meiner Seele! es ist Jacob's Hand!" setzte er mit Bestürzung hinzu. Keiner von beiden gegenwärtigen Männern hatte den nordischen Löwen schon in solcher Verwirrung gesehen. Die Hand, mit welcher er das verhängnißvolle Etui hielt, zitterte, seine Augen irrten über die Geschriften hin, die er nach einander entfaltete. Dann starrte er die beiden Portraits, welche in der innern Wand des Buches befestigt waren, an und sagte: „Gut getroffen! Sprechend ähnlich!" — Endlich fielen seine Blicke wieder auf die noch in knieender Stellung befindliche Friederike. „Aber wer sind Sie, meine Dame?" fragte er jetzt, „und in welcher Beziehung stehen Sie mit dem Besitzer dieses Büchleins?"

Friederike warf einen besorgten Blick auf die beiden Zeugen dieser Scene.

„Erwartet meine Befehle!" herrschte der König Jenen zu, die sich sogleich entfernten. „Stehen Sie auf," sagte er dann mit der möglichsten Milde seiner Stimme, „und folgen Sie mir in dies Kabinet." — Er faßte sie höflich an der Hand und führte sie selbst hinein.

Als sie nach einer halben Stunde wieder heraustraten, ertheilte der König dem herbeigerufenen Stadt-

präfekten Befehl, unverzüglich ein Schaluppe zu rüsten und den Gefangenen darauf zu bringen. Der König selbst bestimmte einen Lieutenant zur Führung des Bootes und befahl, denselben herbeizuholen, damit er die Befehle zur Reise erhalte. Friederiken gab er das Etui zurück, aber es war mit einer beträchtlichen Summe in Staatspapieren angefüllt; ein kostbarer Ring glänzte an des Fräuleins Finger, den sie vorhin noch nicht getragen hatte. Der König trieb zur Eile.

Auf dem Korridor vor den königlichen Zimmern begegnete der an des Präfekten Seite schreitenden Friederike Kapitän Norcroß, welcher sich, erhaltenem Befehle gemäß, zum König verfügen wollte.

„Wissen Sie schon, Kapitän?“ rief sie dem über ihre Anwesenheit an diesem Orte Erstaunten zu.

„Nichts weiß ich, gar nichts,“ erwiederte er; „ich lebe von Räthseln umgeben. Sagen Sie, ich beschwöre Sie! was Sie über mein Schicksal wissen, mein Fräulein!“

„Ueber das Ihrige? fragte sie befremdet. Wie soll ich zur Kenntniß Ihres Schicksals kommen? Ich ersuche Sie dringend, in einer Stunde bei mir zu sein; da sollen Sie alles Außerordentliche erfahren, was sich in dieser Nacht zugetragen hat. Die Zeit drängt.“ Und sie ließ den armen Norcroß, in neue Pein der Ungewißheit verstrickt, stehen. Er wußte nicht, ob er weiter gehen sollte, und eine Verblüffung bemächtigte sich seiner, welche nach gerade anfing, ihn gegen Alles, was kommen konnte, gleichgültig zu machen, und sollte es auch das Schlimmste sein.

3.

Anklage, Verhör und Entscheidung.

Sobald Norcroß in das Vorgemach getreten war, ließ ihn der König in ein besonderes Zimmer führen, wo er allein blieb, bis ein Hauptmann der Garde hereintrat, ihm den Degen abforderte und ihn als Gefangenen in das Wohnzimmer des Königs führte. Dort sollte sein Erstaunen die höchste Stufe erklimmen; denn als er die Augen auf die versammelten Menschen warf, erkannte er den Barbier und Perrückenmacher Samuel Brondlov aus Barnet in Altengland, nebst dessen lieber Ehehälfte, Frau Elisabeth Brondlov und endlich beider Töchterlein. Herr Samuel schlug beim Anblick des in stolzer Würde hereintretenden Kapitäns die kleinen Augen zu Boden und zitterte ein wenig; seine Lebensgefährtin warf ihm aus ihren grauen Katzenaugen einen wüthenden Blick zu, der den armen Haarkünstler wieder einigermaßen in Ordnung brachte. Ein zweiter Blick galt dem Kapitän, und sie versuchte damit der Hoheit seines Wesens auf eine niederschmetternde Weise zu begegnen; sie wollte ihm durch diesen Blick, bei dessen Abschickung sie den langen kegelförmigen Kopf stolz in den Nacken warf, nicht allein die Spitze bieten; nein! sie wollte ihn damit sogar vernichten. Als sie den Seemann nicht alsobald dem König zu Füßen fallen und um Gnade flehen sah, als nicht einmal die kleinste Spur von Verlegenheit in seinem Gesichte aufstieg, da fielen die hochgeschraubten Mienen der Frau Brondlov stark ab in's Ge-

meine und nahmen etwas Bissiges an, welches zu ihrem übrigen Wesen besser paßte.

Der König beobachtete die Scene mit seinem scharfen Blicke und erhob die Stimme.

„Kapitän Norcroß, Ihr habt Euch mit einer Verwandten des gegenwärtigen Grafen Mörner verlobt und steht im Begriffe, das Fräulein von Broke zu ehelichen. Ist dem also?"

„So ist's, Euer Majestät unterthänigst zu dienen," versetzte der Kapitän mit fester Stimme und unerschrockenem Muth; und auf der Stirn des Königs verschwand eine der strengen Falten.

„Nun aber tritt dieser Mann hier mit diesem Weibe, welche er für seine Ehefrau ausgiebt — er nennt sich Samuel Brondlov und ist seiner gerichtlichen Zeugnisse nach Bart- und Haarscheerer zu Barnet in England — gegen Euch als Kläger mit der Behauptung auf, Ihr wäret bereits mit seiner Tochter verheirathet. Ihr seid also angeklagt, erstlich Euer Eheweib böswillig verlassen und zweitens eine Doppelehe tendirt zu haben. Bleibt Ihr bei Euerer Anklage, Samuel Bronlov?"

Der englische Barbier hatte bis jetzt in einem angstvollen Brüten gestanden und von den Worten des Königs nicht vielmehr als den Schall vernommen. Der Respekt und die Gewalt des Gedankens, vor dem gefürchtetsten Monarchen Europa's zu stehen, hatte seine Sinne dergestalt umnebelt, daß er kaum Herr seiner selbst war. Plötzlich schreckte ihn sein laut ausgesprochener Name auf, daß sein gebeugtes Haupt wie von einem Schlage in die Höhe fuhr. Mit Mühe erhielt er sich auf den Füßen und nun begann sein hochroth gewordener Kopf heftig zu arbeiten, seine Lippen bewegten sich convulsivisch; aber da ihm Angst und Bestürzung die Kehle zugeschnürt hatten, so vermochte er anfangs kei-

nen Laut hervorzubringen. In seinem Gesichte zuckte und krampfte es; sein ohnedies breiter Mund zerrte sich auseinander und schob seine unregelmäßige Oeffnung bald auf die rechte, bald auf die linke Seite, gleichsam als wolle er sich selbst in's Ohr sagen, — und sei unschlüssig in welches — was er auf die königliche Rede, deren Sinn ihm vollends durch den Schrecken seines eigenen Namens verloren gegangen war, zu antworten habe. Endlich stiegen einzelne Töne aus dem Krater seines Mundes und gestalteten sich bald zu Worten. „Ew. großmächtigste Majestät — — mich allerunterthänigst in den Staub legend zu Höchstdero allerdurchlauchtigsten Füßen."

Seine Ehehälfte hatte den König besser verstanden, und als sie ihren Mann also mit Schanden bestehen und gleichsam vergehen sah, wie Butter an der Sonne, hielt sie es nicht nur für rathsam, auch für nothwendig, ihm beizuspringen und das Recht, welches ihr seit ihrem Hochzeittage über ihn zustand, vor des Schwedenkönigs Throne geltend zu machen.

„Freilich, freilich!" rief sie eifernd; „es ist wahr, die ganze abscheuliche Geschichte, und das ist ja auch der saubre Vogel, der uns von England durchgegangen ist. Ich will in meinem letzten Stündlein alles Trostes entbehren, wenn's nicht wahr ist; ich will nicht selig sein, wenn's nicht wahr ist; ich will gleich vor Euern sichtlichen Augen sterben, Herr König, wenn's nicht wahr ist; ich will —"

„Holla, Weib!" donnerte der König dazwischen. „Seid Ihr von England gekommen, um mich mit Euerer Zunge aus meinem Königreiche zu vertreiben? Ihr hättet daheim bleiben und sie auf Euern König loslassen sollen."

Karl's Gesicht hatte sich grimmig verzogen; aber

Frau Elisabeth Brondlov erschrack nicht davor, sondern schickte sich an, die Begebenheiten zu erzählen, in Folge deren sie die Reise nach Schweden gemacht hatte, aber der König verstopfte den eben wieder aufgethanen Kanal ihrer Redegeschicklichkeit durch die an ihren Ehegespons gerichtete nicht minder laute Anrede: „Samuel Brondlov, gebt Antwort, besteht Ihr noch auf Euerer Anklage gegen den Kapitän John Norcroß?“

Da trat mit dem Lichte der Erkenntniß auch die Barbiergelenkigkeit seiner Zunge wieder ein, und der Strom begann sich folgender Weise zu entladen:

„Ew. großmächtigster Majestät allerunterthänigster Knecht, ich Samuel Brondlov, Gildemeister der Chirurgie und Obermeister der Haarkräusler und Perückenmacher zu Barnet, habe die Ehre, die vornehmsten Einwohner unsrer Stadt sowohl an Mund und Kinn, als auch an Scheitel und Schopf respektmäßig zu bedienen, sintemalen ich ohne Ruhm und Eitelkeit oder sonsten sträflichen Eigenschaft zu vermelden mit Fug und Recht und allen Ernstes von mir zu sagen und zu behaupten mich erdreisten darf und solches zu thun auch gar nicht anstehe; denn jeder Mensch fühlt seinen Werth, und wer sich selber ehrt, ist Andrer Ehre werth, so daß ich also sagen kann, ich komme täglich und stündlich in die vornehmsten Häuser, und habe freien Zutritt bei Herren und Damen, und unser Oberbürgermeister, Meister Arthur Schopson, sagt jedesmal, so oft ich Hochdenselben beim Frühstück bediene: Samuel, ist's gefällig, und ich versetze jedesmal: ich danke unterthänig Eure Gnaden; also daß ich damit sagen will, wie ich von den vornehmsten Leuten gewürdigt werde, welches —“

„Ist der Kerl toll?“ rief der König, und sprang vom Stuhl auf den Barbier los, dem ob dieser

drohenden Bewegung das Wort stecken blieb. Frau Elisabeth, die in des Königs Augen etwas Unheimliches bemerkt hatte, welches ihr die Bewegung der königlichen Händen zu erklären schien, stürzte sich mit einem Angstgeschrei zwischen den vorschreitenden König und ihren rücklings laufenden Mann. Karl wich vor ihr, wie vor einem Gespenst, zurück, kehrte um und befahl einem der Reichsräthe, den Barbier zu befragen. Dieser suchte den erschrockenen Mann wieder zu besänftigen und verlangte, daß er die gegen den Kapitän Norcroß vorgebrachte Klage ihm jetzt in's Gesicht wiederholen solle. Der Barbier fuhr fort:

„Ich wollte nur damit sagen, weil ich von soviel vornehmen Leuten gewürdigt werde, sie zu bedienen und zu unterhalten mit allerlei kurzweiligen Reden, daß ich doch ein wahrheitsliebender Mann sein muß; denn wenn ich Lügen spräche, würde mich Niemand in seinem Hause dulden, ich verlöre meine zahlreiche vornehme Kundschaft und wäre nicht Gildemeister und nicht Obermeister und nicht Stadtältester und auch nicht Vormund von den sechs unmündigen Kindern der Frau Mary Knigt, Kaufmannswitwe an der Ecke der Goldspornstraße, gerade wo der Herr John Norcroß still hielt, als er gefangen auf das Pferd gebunden in Barnet eingeführt wurde, und die drei Kapitäne, Carr, Doral und Gordon hinaus auf den Richtplatz gebracht und decollirt wurden. Also sag' ich, muß auch meine Aussage wahr sein gegen diesen John Norcroß, welcher dort stehet; ich kenn' ihn wohl. Er trug zwar damals noch keinen Schnauzbart und nicht einen solchen Rock; vielmehr hatte er einen spanischen Kittel an und eine Halskrause, blanke Knöpfe saßen ihm auf der Brust. Er trug auch damals —"

„Mann!" donnerte der König jetzt wieder. „Seid

Ihr des Teufels? Ihr überholt ja die stockholmer Fischweiber in geflügelter Rede. Ich sage Euch jetzt ein= für allemal, sprecht Ihr ein Wort mehr, als man Euch fragt, so laß' ich Euch aus dem Schlosse, der Stadt und dem Lande hinauswerfen! Darnach zu richten!"

Der eingeschüchterte Barbier schwieg wieder. Der Reichsrath fragte: „Was habt Ihr gegen den Kapitän John Norcroß vorzubringen?"

Samuel Brondlov studirte, wie er sich kurz fassen wollte, und vergaß darüber die Antwort. Seiner Frau wurde bange, und eh' sie sich's selbst versah, war sie mit der Antwort fertig: „Er hat unsre Tochter geehlicht und ist dann heimlich davon gegangen."

„Wollt Ihr schweigen, Weib!" fuhr sie der König an.

„Ja, ja!" rief der Barbier froh, sich der bündigen Kürze seiner Frau bedienen zu können, „er hat unsere Tochter geehlicht und ist dann davongegangen."

„Was habt Ihr gegen diese Beschuldigung vorzubringen, Kapitän Norcroß?" fragte der Staatsrath weiter.

„Daß sie eine unverschämte Lüge ist," versetzte dieser ruhig.

„Eine Lüge! Eine unverschämte Lüge!" rief Samuel und kreischte Elisabeth Brondlov zu gleicher Zeit. „Meine sämmtlichen Kunden sollen mir beweisen, daß ich keine Lüge sage." — „Wer wagt es, ungestraft Elisabeth Brondlov unverschämt zu nennen? Ich bin so verschämt, wie irgend eine Frau, die Scham hat, und habe in reicher Leute Häuser gedient. Miß Palmerston soll mir bezeugen, ob ich Scham habe oder nicht. Ich bin nicht unverschämt."

Stille!" rief der König und rasselte an seinem

eisernen Degen. „Kapitän, es handelt sich hier um Beweise für das pro oder contra. Es liegt noch eine andere schwerere Beschuldigung gegen Euch vor. Mit der vor Euch stehenden Familie Brondlov ist noch eine vornehme Dame nach Stockholm gekommen, Miß Rosamunde Palmerston genannt. Diese Dame hat in verwichener Nacht von einem Fremden ermordet werden sollen, der mit am Bord Eueres Schiffes gewesen ist, und mit welchem Ihr in Folge der bereits gerichtlich verfügten Aussage Euerer eignen Leute auf der Fregatte Graf-Mörner in einem geheimnißvoll vertrauten Umgange gestanden habt. Der Kammerdiener jener Dame ist durch einen Messerschnitt wirklich getödtet, die Dame sebst durch einen Pistolenschuß jenes Fremden, welchen man auf Euerm Schiffe unter dem Namen Joseph Flaxmann gekannt hat, verwundet worden. Diese verdächtige Mannsperson ist übrigens von Euerm Lieutenant und Euerm Schiffschirurgus der Hexerei, Zauberei und bösen Kunst beschuldigt worden, mit welcher der Mensch Euch beredet, eine vornehme Dame von der Insel Seeland zu rauben. Diesen Mann nun, behauptet gegenwärtiger Samuel Brondlov, hättet Ihr zur Ermordung der Dame Palmerston, seiner, seiner Frau und seines Kindes gedungen, weil Ihr, von ihrem Hiersein unterrichtet, sie Alle Euch hättet wollen vom Halse schaffen. Deshalb hättet Ihr auch jenen Fremden nicht im Hafen abgesetzt, sondern in einem Boote sogleich nach der Stadt bringen lassen. Dort habe er Logis bei einer Frau gesucht, bei welcher Brondlov mit Familie und Herrin schon gewohnt, und als er selbiges nicht da erhalten, habe er es gegenüber genommen, sei nach Mitternacht über die Straße in's Haus und ihre Zimmer geschlichen, habe den Kammer-

diener ermordet, nach der Dame geschossen und sei so erwischt worden, wärend seine Helfershelfer entsprungen seien."

Norcroß stand sprachlos vor Erstaunen theils über die erschrecklichen Dinge, welche sich mit seinem Freunde in dieser Nacht zugetragen, theils über die unerhörten Beschuldigungen, welche man auf sein Haupt häufte. Was aber seine Verwirrung auf's Aeußerste trieb, war der milde Ton, mit welchem der König diese gräßlichen Dinge gesprochen, und das schier lächelnde Gesicht, welches Karl, sonst selten freundlich, zu diesen Worten gemacht.

„Ew. Majestät," sagte er, „wenn ich nicht diejenige Fassung behaupte, welche einem Manne seinem König und Herrn gegenüber geziemt, so flehe ich, Höchstdieselben möchten diesen Umstand nicht etwa einer vorhandenen Schuld, sondern allein der Verwickelung zuzuschreiben, in welche ich durch die Verbindung zweier ganz verschiedenen Dinge gerathen bin, die Gnade haben. Erlauben mir Eure Majestät, daß ich zuerst von diesen Leuten, dann von jenem Fremden reden darf, welchen man mit großem Unrecht soviel böser Dinge beschuldigt." Der Kapitän sprach hierauf mit Ordnung und Klarheit von den Verfolgungen, welche er als Anhänger der Stuarts in England auszustehen gehabt habe, wie er in Barnet gefangen genommen und durch Frau Brondlov befreit worden sei. „Ich erfuhr bald," redetete er weiter, „daß Frau Elisabeth Brondlov nur das Werkzeug der Miß Palmerston sei, und ich eigentlich dieser Dame, welche ich früher in London gekannt und die meinetwegen von dort nach Barnet gekommen sei, meine Erlösung zu danken habe. Sie verlangte für ihr Werk, was ein nichtswürdiges Weib von einem Manne verlangt;

Frau Brondlov begehrte für ihr Theil, daß ich jenes Geschöpf heirathen sollte, welches Ew. Majestät durch die kleinste Prüfung als unfähig finden werden, jemals einem Manne angehören zu können, der sich nur etwas über das Vieh erhoben hat. Ich versprach damals Alles, denn ich war gezwungen dazu. Hätte ich nicht Ehe und noch mehr in die Hände meiner Befreier gelobt, so würden sie keinen Augenblick angestanden haben, mich zu verrathen und meinen Mördern wieder auszuliefern. Ich versprach also, was sie versprochen haben wollten; und sah mich nach der Flucht um, die mir auch gelang. Dies ist mein Verhältniß zu diesen Leuten."

„Ein gezwungener Eid, thut Gott leid!" sprach der König entschuldigend. „Und kein Priester hat Euch eingesegnet mit jenem Mädchen?"

„Eher hätte ich mein Leben gelassen, als mich mit diesem Geschöpfe priesterlich zusammengeben zu lassen. Die Religion ist mir kein Spott."

„Geschöpf?" fuhr Frau Elisabeth wieder hitzig heraus. „Unsre Tochter ist ehrlicher Leute Kind und kein Geschöpf." Durch diese Expectoration seiner Frau ermuthigt, rief auch Samuel: „Der Obermeister und Stadtälteste, Samuel Brondlov hat kein Geschöpf gezeugt, Herr! Ihr mögt Gottes oder des Teufels Geschöpf sein, Fanny ist mein Kind. Verstanden? denn wie ich Euch schon gesagt und gehörigermaßen in allen Punkten und Umständen auseinandergesetzt, auch erklärt habe, meine hochzuverehrenden Kunden und sonstigen Freunde, welche —"

„Stille! oder ich lasse Euch das Maul mit einem Spunde verkeulen!" rief der König.

„Womit, Kapitän Norcroß, könnt Ihr beweisen,

daß Ihr nicht mit diesem Mädchen, Fanny Brondlov ehelich verbunden seid?"

„Ich habe keine Beweise in Händen, Majestät; aber mein erhabener und gerechter König wird mich auch ohne dieselben nicht verdammen. Ich bitte daher unterthänigst, um meine Unschuld an den Tag zu bringen, diese Leute einzeln über die Umstände meiner angeblichen Verehelichung vernehmen zu lassen. Vielleicht ergiebt sich schon aus einer möglichen Verschiedenheit ihrer Aussagen die Lüge. Ferner bitte ich auch jene Dame, Miß Rosamunde Palmerston, welche doch eigentlich die Triebfeder dieser ganzen Maschinerie ist, gerichtlich inquiriren zu lassen. Hinsichtlich ihrer werde ich noch besondere Punkte angeben."

„Gut gesprochen, Kapitän!" sagte der König mit einem huldvollen Blick. „Man bringe jedes dieser beiden Eheleute in ein besonderes Zimmer. Die Tochter, als Hauptperson bei dem Handel, soll zuerst verhört werden."

„Was?" kreischte die Frau auf, indem ihre Augen rollten und ihre Hände sich einwärts krümmten, wie die Klaue des Tigers, wenn er auf seinen Raub zu stürzen im Begriff ist. „Was? Man will mich von meinem Kinde reißen? Man will mir mein Kind rauben? Man thut uns Gewalt an! Gewalt! Gewalt! Und Du, Rabenvater, willst Dir Dein Kind nehmen lassen und dazu schweigen? Du elender Mensch! Da steht der Furchthase, der Einfaltspinsel, und zittert an allen Gliedern. Was zagst Du, Dummbart? Ist der König von Schweden der liebe Herr Gott? Und wenn er es wäre, so brauchtest Du Dich nicht zu fürchten. Aber Du bist ein erbärmlicher Mann und ich glaube selbst nun, was Du so oft behauptet hast, Du bist so wenig Vater zu meiner Tochter, wie zu

meinem Sohne, den ich der Welt schenkte, eh' ich Dich Schafsgesicht noch gesehen hatte."

Des Königs Gesicht verzog sich zum Lachen; eine Seltenheit am zwölften Karl von Schweden.

„Ihr sollt beim Verhör Euerer theuren Leibesfrucht zugegen sein, Frau; doch steht Ihr in jener Ecke, wo Euch Euere Tochter nicht sehen kann; untersteht Ihr Euch aber, ein einziges Wort zu reden, so laß' ich Euch durch Gardesoldaten hinauswerfen. Der Mann soll allein gehen."

Durch die erfolgreiche Widersetzlichkeit seiner Lebensgefährtin mit neuem Muthe beseelt, erwiederte der Barbier: „Ew. großmächtigste Majestät werden mir, Höchstdero armseligem Knechte, huldreichst erlauben, bei meiner geliebten Familie zu bleiben, mit welcher ich aus keinem andern Grunde über Meer gefahren bin, als um stets in ihrer mir sehr wohlthätigen Nähe zu sein, und mich von meinen hochzuverehrenden Kunden allen getrennt und losgesagt und sie sämmtlich — und es sind mir sehr theure und sehr ehrenwerthe Häupter darunter — dem Messer und der Scheere, dem Kamme und dem Brenneisen meiner beiden Gesellen anvertraut habe, dem William Onslov nämlich, das ist der Aelteste und dem John — —"

„Bleibt, bleibt in's Teufel's Namen!" rief der König dazwischen, der nun wohl einsah, daß Samuel Brondlov, hatte er einmal das Wort ergriffen, nicht fertig werden konnte und davon weggerissen werden mußte, wie ein gieriger Zecher von der Weinkanne. Auf des Königs Wink wurde der Barbier in die eine Ecke, die Frau in die andere des Hintergrundes gestellt, zwischen Beide eine spanische Wand geschoben und vor jedes ein Paar handfeste Gardisten gepflanzt. Das

Mädchen stand zitternd und bebend noch im Vordergrunde allein vor dem Könige.

„Kennt Ihr den dort stehenden John Norcroß, Weib?" fragte sie der König barsch.

„Ja!" versetzte eine bebende Stimme, die man jetzt zum ersten Mal vernahm.

„Wo habt Ihr ihn kennen gelernt?"

„In meiner Eltern Hause, wo er sich fünf Tage verborgen hielt, bis er entflohen war."

„Ist er unterdessen Euer Ehemann geworden?"

„Meine Mutter hat es gesagt."

„Ihr sollt nicht sagen, was Euere Mutter gesagt hat, sondern was Ihr selbst wißt. So Ihr aber eine Lüge sagt, laß ich Euch vom Henker ausstäupen."

„Ach, lieber Herr König; ich will ja die Wahrheit sagen."

„Also hat Euch jener Mann als sein Weib erkannt?"

„Ich weiß nicht, ob er mich wieder erkannt hat. Das fragt ihn doch; er wird Euch besser darauf antworten. Er hat sich damals wenig mit mir zu schaffen gemacht, und so kann ich nicht wissen, ob er sich meiner noch erinnert."

Die Umstehenden lachten über die Einfalt.

„Seid Ihr durch eines Priesters Segen ehelich mit ihm verbunden?"

„Die Mutter sagt's; ich weiß es nicht."

„Nun hat Euch denn kein Priester zusammengegeben?"

„Es kam kein Priester in unser Haus."

Jetzt erhob Frau Elisabeth trotz dem Verbote ihre Stimme: „Aber Du bist Nachts in die Sophien-

kirche mit ihm gegangen und dort wurdet Ihr ja copulirt."

„Werft das Weib hinaus!" herrschte der König.

„Das Kind hat vor Angst und Schrecken alles Gedächtniß verloren. Das arme Weibchen wird mir drauf gehen. Besinne Dich doch, Fanny!" pelverte die Frau Elisabeth unter den Händen der Gardisten.

„Hinaus mit ihr!" rief der König mit Löwenstimme.

„Eher laß ich mich zerreißen, als von meinem Kinde bringen. Der Schwarzkünstler hat mir die Fanny verhext, den der Kapitän Norcroß mit auf dem Schiffe gehabt. Mein Kind hat keinen Verstand mehr. Ihre Aussagen gelten nichts. Laßt mich los, ihr ungeschlachteten Bärenhäuter! Laßt mich frei, ihr Schlingel, oder ich kratze Euch die Augen aus. O weh mein Arm! Ihr reißt mir die Glieder aus, Ihr Unmenschen! O mein Kind, mein Kind! Samuel! Samuel, Du läßt mir Gewalt anthun? Du elender Mann, Du Schandbalg, leidest, daß man Deinem rechtschaffnen Weibe also schimpflich begegne? Meine Fanny, Fanny!" — — Ihre kreischende Stimme verhallte in den Vorsälen, durch welche sie von den unbarmherzigen Soldaten geschleppt wurde.

Samuel zitterte wieder wie Espenlaub, seine Lippen wurden abermals von convulsivischen Zuckungen heimgesucht, doch wagte er diesmal nicht zu sprechen. Die grimmigen Gesichter und noch grimmigern Schwerter der Gardisten vor ihm hatten eine noch niederschlagendere Kraft als die Stimme seiner Frau eine aufregende für ihn hatte.

„Seid Ihr wirklich in der Kirche Nachts mit jenem Manne, in der Zeit, während welcher er sich in Euerer Eltern Hause aufhielt, durch eines Priesters

Hand getraut worden, und habt Ihr die schriftlichen Zeugnisse darüber?"

„Ich weiß es nicht!" versetzte die Einfältige.

„Ihr werdet doch wissen, was Ihr in jener Nacht gethan habt?"

„Ich habe alle Nächte geschlafen."

„Und seid nie des Nachts ausgegangen?"

„Nein."

„So seid Ihr auch nicht jenes Mannes Weib?"

„Ich weiß es nicht."

„Wißt Ihr denn auch den Unterschied zwischen einer Jungfer und einer Ehefrau nicht?"

„Nein."

„So behüt' Euch Gott! Nehmt dort den leeren Platz Euerer Mutter ein. Man bringe den Samuel!"

„Behauptet Ihr noch ferner, daß Eure Tochter des Kapitäns Norcroß eheliches Weib sei?"

„Großmächtigste Majestät halten zu Gnaden Höchstdero geringstem Knecht, dieses, mein Kind leidet seit einer Reihe von Jahren an einem Kopfübel, welches wir Mediciner lapsus cephalicus zu nennen pflegen, und welches stets einen starken defectum memoriae *) mit sich zu bringen pflegt, und dem zu Folge weiß das arme Mädchen nicht, was es gestern gethan hat; denn es ist in derlei Krankheitsfällen bekannt, daß —"

„Ich frage Euch, Mann, ob Ihr, Ihr selbst etwas von der Trauung Euerer Tochter wißt, ob Ihr dabei gegenwärtig gewesen seid?"

„Ew. großmächtigsten Majestät allerunterthänigst zu dienen, muß ich schuldigermaßen bekennen, daß ich von

---

*) Kopfschwäche — Gedächtnißmangel.

demselben Uebel befallen bin, und es meiner Tochter aufgeerbt habe. Man findet in praxi medica*) gar oft Fälle, daß der Vater all' seine Krankheiten oder auch nur ein einziges Uebel auf eins oder alle seine Kinder —"

„Ihr wißt also nichts von einer Trauung Euerer Tochter?"

„Ew. Majestät allerunterthänigster Knecht kann sich wegen Gedächtnißschwäche nicht darauf besinnen! sintemalen wie schon bemerkt —"

„Tretet wieder in Euern Winkel! Man führe die Frau herein!"

Frau Elisabeth wurde gebracht. Mit verweinten Augen trat sie vor dem König; sie hatte sich auf's Bitten gelegt.

„Weder Euer Mann noch Euere Tochter wissen etwas von einer priesterlichen Einsegnung derselben mit gegenwärtigem Kapitän Norcroß. Euer Mann hat schon bekannt, daß die ganze Sache von Euch erfunden sei, um Euerer Tochter einen Mann zu verschaffen, entweder den Norcroß selbst, oder durch die Summe, mit welcher er sich loskaufen soll, einen andern."

Die wehmüthige Stimmung der Frau Elisabeth verwandelte sich schnell wieder in eine wüthende. Die Arme in die Seite setzend, Augen und Mund weit aufreißend, kreischte sie aus vollem Halse: „Hat er das gesagt, der Schandbalg? So ein versoffner Bartkratzer! Er hat sich den Verstand mit Branntwein weggespült. Der Schurke! Was kann er über mein Kind sagen? Er hat so wenig Antheil an meiner Tochter, wie ich an Euch, Herr König. Der hochwürdige Ober-

---

*) Ausübende Heilkunst.

pfarrer, Meister Blomfield, der damals zweiter Diacon war, ist meiner Fanny Vater; daß Ihr's wißt! Und der Barbier soll mir kein Wörtchen über sie sagen, sonst kratz' ich ihn!"

Jetzt verlor der an seiner Vater- und Hausehre so hartgekränkte Mann alle angeborne und angelernte Geduld. Der grimmigste Eifer, welcher durch seine Seele, wie eine glühende Eisenstange fuhr, ließ ihn sogar einmal alle Umständlichkeit vergessen; er erhob seine Stimme wie ein brüllender Stier, rufend:

„Laßt mich reden! laßt mich reden, große Majestät von Schweden!"

„Redet!" versetzte Karl.

Der Barbier wurde vorgeführt und seiner Ehehälfte gegenüber gestellt, welche bei seinem Anblick wieder von ihrer Katzennatur befallen wurde. Ihre langbenägelten Finger krümmten sich einwärts, ihr Körper bog sich vorwärts, und wenn sie die Gardisten nicht mit den Gefäßen ihrer Säbel zurückgestoßen hätten, sie würde in Gegenwart des Königs über ihren Mann hergefallen sein und ihn zerzaust haben.

„Ew. Majestät will ich nun die pure Wahrheit bekennen," redete der Barbier hastig und ungewohnter Weise um Blicke und Geberden seiner Frau ganz unbekümmert. „Ihre Tochter, der Bankert, ist nicht mit jenem Kapitän getraut, nicht einmal verlobt; er versprach nur das Mädchen zu heirathen, weil ihn mein Weib — pfui! sie ist mein Weib nicht mehr — weil ihn diese Person da sonst wieder in's Gefängniß hätte bringen lassen. Nachher entfloh er. Der ganze saubere Handel war von der schlechten Miß Palmerston angestellt, deren Amme jene Person gewesen ist. Denn schon ehe ich sie ehelichte, hatte sie einen Knaben. Ich

hätte sie auch nicht geheirathet, wenn der Lord Palmerston sie nicht gut ausgestattet hätte. Die Miß versprach vieles Geld, wenn wir den Kapitän zur Heirath mit unsrer — nicht mit unsrer, sondern mit ihrer Tochter brächten, sie wollte ihn dann auf eins ihrer Güter setzen und was weiß ich? mit ihm machen. Die Miß war es auch, welche uns zur Reise nach Schweden beredete und alle Kosten derselben getragen hat; denn wir armen Leute hatten ja kein Geld zu solch einer Reise und wußten auch nicht, wohin Herr Norcroß gekommen war, sie hatte es aber bald erfahren und erzählte uns, er sei bei Ew. Majestät in große Gunst gekommen und es sei nun Zeit, ihn aufzusuchen und zu verklagen. Sie schwur hoch und theuer, daß sie ihn nun eben so sehr hasse und zu verderben wünsche, wie sie ihn erst geliebt habe. Aber die Heirath zwischen meiner Tochter — pfui Samuel! es ist nicht dein Kind — die Heirath wollt' ich sagen zwischen diesem Bankert und Kapitän Norcroß ist erlogen, und den falschen Trauschein, mit welchem jene Person die Verbindung beweisen will, hat der Oberpfarrer Blomfield ausgestellt, welcher nach ihrer eignen Aussage des Mädchens Vater ist."

Die Frau hatte die Rede des Mannes oft mit Schimpfworten und unsinnigen Protestationen unterbrochen und ihn unaufhörlich Lügen gestraft; es half sogar wenig, daß ihr die Gardisten auf des Königs Wink den Mund zuhielten; denn sie wußte sich mit Gewandtheit von der Fessel zu befreien; selbst die einfältige Tochter ließ ihre Stimme ertönen und belegte den Barbier mit allerlei Ehrentiteln, als Rückwirkung des von ihm empfangenen Bankerts. Mitten im heißen Zungengefechte der Frau, rief sie plötzlich zum König gewendet: „Und meine Tochter ist dumm, sie hat

keinen rechten Verstand, sie weiß nicht, was sie thut und sagt; ich aber muß wissen, daß sie mit dem Norcroß verehelicht ist, und ich weiß es und meine Zeugnisse beweisen es."

„Ich bin nicht dumm; ich habe meinen Verstand so gut wie Eine," versetzte die Tochter endlich auch in Eifer gerathend. „Die Miß und meine Mutter haben mich beredet, Lügen auszusagen. Ich bin nicht mit dem Kapitän Norcroß verheirathet."

„O Du Schindmähre!" speite Frau Elisabeth, und wollte sich auf die Tochter stürzen.

„Hinaus mit ihnen!" donnerte der König, und einen Augenblick darauf war das Zimmer mit Garden ausgefüllt, welche die tobende Barbiersfamilie aus dem Gelaß des Schlosses brachten.

„Ihr seid gerechtfertigt, Kapitän," wandte sich der König an Norcroß, der einen stummen Zuschauer dieser Scene abgegeben hatte.

„Noch nicht ganz, Ew. Majestät," versetzte dieser. „Mein Verhältniß zu jenem Fremden, der in dieser Nacht —"

„Kanntet Ihr diesen jungen Mann?"

„Er war ein unglücklicher Anhänger des Prätendenten, ein Lord Palmerston und der Bruder des schändlichen Frauenzimmers, welches mich mit seiner unedlen Rache verfolgt. Ein Portefeuille, welches er auf der bloßen Brust trägt, wird Ew. Majestät von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen."

„Saht Ihr jemals den Inhalt dieses Portefeuilles?"

„Nein, Majestät. Ich weiß nichts weiter, als was er mir anvertraut hat. Da ich aber seine Familienverhältnisse ziemlich genau kenne, so waltet in mir

nicht der mindeste Zweifel, daß er der wirklich ist, für den er sich ausgiebt."

„Wie seid Ihr zu diesem Manne gekommen, und was veranlaßte Euch, ihn mit einer dänischen Dame, welche Ihr auch an Bord hattet, auf einem Boote heimlich in die Stadt führen zu lassen?"

Norcroß sah, daß nun nicht mehr auszuweichen war und erzählte frei und ohne Hehl den ganzen Verlauf der Sache. „Wenn ich gefehlt habe," schloß er, „so hat mich meine unvertilgbare Anhänglichkeit an die vertriebene Königsfamilie dazu verleitet. Lord Palmerston gelobte mir, sich Ew. Majestät zu Füßen zu werfen und Höchstdieselben für ein Unternehmen zu gewinnen, an welchem meine ganze Seele hängt, für welches auch die seinige hoch entflammt war, nämlich den Prätendenten wieder in sein Reich und seine uralten Königsrechte einzusetzen. Wir wußten, Ew. Majestät würden diesem Plane nicht ganz abgeneigt sein, und da mir Lord Palmerston zuschwur, er werde nicht eher im Stande sein, etwas zu handeln oder zu denken, bevor er nicht im Besitz jenes spröden Mädchens sei, so entschloß ich mich kurz, seinem Vorschlag Gehör zu geben und das Fräulein von Gabel zu rauben."

„Ein kühner Streich, bei Gott und Ehre!" versetzte der König mit einem Beifallsblick. „Und wenn ich böse auf Euch gewesen wäre, so würde mich die Kühnheit Eurer That besänftigt haben. Und Lord Palmerston wußte so wenig von der Anwesenheit seiner Schwester zu Stockholm, wie Ihr?"

„Eben so wenig. Er bestieg das Boot allein, um das Fräulein von Gabel zu begleiten, und ihre Entfernung war die Folge seiner Gemüthsänderung und der ebenfalls daraus entspringenden Besorgniß aller,

Ew. Majestät möchten über die Dame am Bord der Fregatte ungehalten sein.

Der König, in allen Herzensangelegenheiten unbewandert, konnte das veränderte Verhältniß nicht recht begreifen und Norcroß mußte Alles noch einmal umständlich erzählen. Zuletzt blieb immer dunkel, wie der Lord zum Mörder des Kammerdieners und seiner Schwester geworden sei; aber so sehr auch dem Könige an der Kenntniß der Wahrheit gelegen zu sein schien, so mußte doch hier ein ganz besonderer Umstand obwalten; denn er befahl eben so wenig, den Lord darüber zu vernehmen, als er selbst sich geneigt zeigte, ein Zwiegespräch mit demselben zu halten. Es blieb bei dem Befehle, ihn so schnell als möglich aus der Stadt zu schaffen.

„Führen Sie den Kapitän nur immerhin wieder zu seiner Braut," sagte der König zum Grafen Mörner, „wir haben ihn in einem falschen Verdacht gehabt, und müssen schon etwas thun, wieder gut zu machen, was wir bei ihm versehen. Kommt Nachmittag wieder, Kapitän. Ihr habt mir noch nicht erzählt, wie Ihr den Dänen durch den Sund gewischt seid."

„Mit englischer Flagge, meiner englischen Uniform und meiner englischen Suade, Majestät. Sie hatten keine Ahnung von meinem schwedischen Sinn."

„Nun, wie Ihr in die Ostsee gekommen seid, werdet Ihr wohl auch wieder hinauskommen; künftig aber sollt ihr in Mastrand anlegen, wo Euere Prisen liegen. Ihr habt Euch tapfer gehalten. Der Gouverneur Godenhielm macht große Lobeserhebungen von Euch. Ihr besitzt meine ganze Zufriedenheit."

„Ich bin stolz darauf."

„Nun geht nur zur Braut; denn ohne Weiber könnt Ihr doch einmal nicht leben."

„Ich beurlaube mich.“ Am Arme des Grafen Mörner entfernte sich der glückliche Norcroß, für den sich alle Wirrsale, in welche er sich plötzlich verstrickt gesehen, so genügend gelöst hatten.

Der König ging aber noch lange hastigen Schritts durch seine einsamen Gemächer, sein Geist schien mit einer wichtigen Angelegenheit beschäftigt.

4.

Die höchste und letzte Ehre.

Gegen Abend desselben Tages war's in der Schenk- und Barbierstube der Frau Ankarfield voll. Die Wirthin selbst saß in ihrem Lehnstuhl: der Schrecken der vergangenen Nacht hatte ihrer Gesundheit geschadet; sie fühlte sich unwohl und war sichtlich verfallen. Vor ihr saß der Schiffschirurgus Habermann und fühlte ihr den Puls mit besorgter Miene. Auf dem Tische eine Theekanne, eine Schachtel mit Pillen, eine Büchse mit Latwerge, ein Flasche voll Medicin, ein Päckchen Pulver. In einiger Entfernung sah man eine stattliche Klistierspritze, einen Aderlaßschnepper, Schröpfköpfe, Bindezeug und Pflaster. Den übrigen Raum der Stube hatte meist die Schiffsmannschaft des Graf-Mörner gefüllt, aus Neugierde, um Näheres über die Vorfälle der verwichenen Nacht zu erfahren, bei denen sie gewissermaßen sich alle betheiligt fühl-ten. Auf der Ofenbank in der Ecke hatte sich Sa-

muel Brondlov zusammengekauert, und während sich Alle lebhaft unterhielten, sprach er, der so gern sprach, mit Niemand. Er schien im tiefen Nachdenken über sein ferneres Schicksal begriffen zu sein; denn sowohl Miß Palmerston, als auch Frau Elisabeth Brondlov und sogar Fanny, ihre Tochter, hatten ihm wissen lassen, er möge sich nicht wieder unterstehen, der Einen oder der Andern unter die Augen zu kommen, möchte nicht daran denken, die Reise nach England wieder zurück zu machen, möchte sich nicht schmeicheln, von ihnen jemals wieder einen Bissen Brot zu erhalten. Da saß der geschlagene Mann nun in der Verzweiflung seines Herzens und verwünschte für sich, daß er die unvorsichtige Kühnheit gehabt, seiner Frau zu widersprechen und nicht zu thun und zu sagen, wie sie ihm anbefohlen. Ihm leuchtete ihre wohlmeinende Absicht immer deutlicher ein. Was half es ihm denn, daß er die Wahrheit geredet? War er nicht dadurch elend geworden? Fühlte er sich nicht von Gott und den Menschen verlassen? War es ein Wunder, wenn sein sonst so geschwätziger Mund verstummte und er einem Leichnam glich? Eben rang er mit dem Entschlusse, die Stiege gegen den harten Befehl seiner ewigen Verbannung zu erklimmen und auf den Knieen in das Zimmer der Miß zu rutschen, an deren Bett Frau und Tochter zu vermuthen waren, und flehentlichst um Vergebung seiner Schuld zu jammern, und nur die Furcht hielt ihn noch zurück, statt einer günstigen Antwort eine üble Bedienung von den Nägeln seiner Ehehälfte zu erhalten. Endlich wurde er vom Lieutenant Gad dringend aufgefordert, zu erzählen, was er von dem Unglück der vergangenen Nacht wisse, und so that er denn seinen Mund auf, und als das Brünnlein seiner Rede erst im Zuge war, sprang es

reichlich und konnte kein Ende finden, den angeblichen Mörder recht verrucht zu schildern, wobei er nicht verfehlte, einige Unwahrheiten, Entstellungen und Vergrößerungen mit einfließen zu lassen. Dem Lieutenant wurde dadurch das Herz gelabt, und er rief endlich seelenvergnügt: „Hab' ich's nicht immer gesagt, daß er ein Teufelsbraten ist, ein verfluchter Schwarzkünstler und Hexenmeister? Wie anders wäre er denn in das Haus gekommen, wenn er nicht Schloß und Riegel aufgehext hätte? Aber seine Zeit und Stunde ist gekommen, und der Teufel hat ihn verlassen."

„Ihr irrt sehr, Herr Lieutenant, wenn Ihr glaubt, mit dem Mörder sei es aus," sagte ein Schiffsmann von einem andern Schiffe, welcher mit einigen seiner Kameraden noch nicht lange da war. „Schon vor vier Stunden kam er frank und frei mit dem Lieutenant Rosenpalm in den Hafen, bestieg eine Schaluppe mit ihm und stach in See. Man sagte allgemein, es geschehe auf ausdrücklichen Befehl des Königs."

„Das ist nicht möglich!" rief Gad.

„Erkundigt Euch, wo Ihr wollt. Meine Kameraden werden meine Aussage bestätigen."

Diese thaten es.

„Mit Verlaub, Frau Ebba, schickt doch einmal hinauf zum Fräulein," sagte Meister Habermann zur kranken Schenkin — denn Beide hatten das Gespräch mit angehört — „und laßt sie fragen, ob sie etwas von der Befreiung des Mörders weiß."

Der kleine Sohn und Kellner wurde abgeschickt und kehrte gleich darauf mit der Nachricht zurück: der Fremde sei für unschuldig befunden und sogleich freigelassen worden.

Alle schüttelten die Köpfe und Gad fuhr endlich

ärgerlich heraus: „Da dem wirklich also ist, so hat er seine Freiheit durch nichts weiter als seine höllischen Zauberkünste erlangt und den König selbst behext. Und daß er ein Hexenmann war, davon haben wir die deutlichsten Beweise gehabt."

„Ach, Gott im Himmel! meine Ehre! meine Ehre!" seufzte die Barbierswitwe aus tiefer Brust. „Einen Zauberer, Schwarzkünstler, bösen Magier und Hexenmeister in meinem und meiner Tochter Hause zu haben! Einen Mord in meinem ehrlichen Hause durch die Hand eines Hexers! Meine Ehre ist für ewig dahin; und Ihr, Meister Habermann, habt mich darum betrogen. Die Ehre ist das höchste Gut, und um das habt Ihr mich allein gebracht."

„Mit Verlaub zu fragen," versetzte der Schiffschirurgus, „wie versteht Ihr das, Frau Ankarfield?"

„Habt Ihr nicht erst gewußt, daß jener Mann mittels der schwarzen Kunst übernatürliche Dinge verrichtet? Und diesen Mann schickt Ihr mir, Euerer vieljährigen Freundin, in's Haus, Euerer Freundin, von der Ihr doch wißt, daß ihr die Ehre über Alles geht? Womit habe ich solche Schmach von Euch erworben, Meister Habermann? Oder hat's mein seliger Mann an Euch verdient, daß Ihr seine Witwe und Kinder um Ehre und Reputation bringt? Ach, Meister Habermann, ich kann die Schande nicht überleben! Sie brennt mir wie Kohlen auf der Seele. Hab' ich denn schon zu lange gelebt, daß Ihr meine Tage also mit allem Fleiß verkürzt?"

Der Schiffschirurgus rutschte in großer Verlegenheit auf dem Stuhle hin und her, und ungeheuere Schweißtropfen quollen aus seiner kupferrothen Stirn. Er hatte abermals das Unglück, in ein doppeltes Feuer zu gerathen; denn die empfindlichen Vorwürfe

seiner alten Freundin waren es nicht allein, die ihm den heftigen Schweißerguß zuwegebrachten; andre quälende Gedanken setzten ihm noch gewaltiger zu, und in Folge deren ließ er sich also vernehmen:

„Mit Verlaub, Frau Ankarfield, von Euerer Ehre ist Euch kein Haar breit entwendet worden; Ihr habt bis diese Stunde noch das reiche Gut zusammen, welches Ihr zu Lebzeiten Eueres Eheherrn gehabt, wo ich schon Euer Freund war. Aber ich weiß, mit Verlaub zu melden, einen Mann, der durch die Befreiung und eilige Abreise dieses Magiers mehr verloren hat, als seine Ehre, mehr als sein Leben; ach! und dieser Mann ist Gott erbarm's! kein andrer als Johann Gabriel Habermann, Euer gehorsamer Diener."

„Und was könnte es Höheres geben, als die Ehre?" fragte die Kranke.

„Die Waffensalbe und das sympathetische Wundwasser!" platzte der Chirurgus heraus. „Von beiden hatte er mir die Zubereitung zu lehren versprochen, und nun ist er fort, und ich bin, mit Verlaub zu sagen, um meine schönsten Lebenshoffnungen betrogen. O ich unglückseliger Mann!"

Die kranke Wirthin sah ihn groß an und rief dann mit einem wenig verhehlten Abscheu: „Also habt Ihr mit dem Teufelsbraten auch in Verbindung gestanden und Euere arme Seele dem Teufel verschreiben wollen, vielleicht gar schon verschrieben? Und Ihr wagt's, mein Haus zu betreten, mir ein Medicament zu reichen? Fort! fort! Meine Ehre! Ihr seid mein Ehrendieb! Fort! fort!"

Die kranke Frau war in große Heftigkeit gerathen, und alle Anwesenden erwarteten mit stummen Staunen, wohinaus das wolle. In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und der Kapitän Norcroß trat

mit zwei andern Männern herein, die, gleich ihm, in Mäntel gehüllt waren. Die Schiffsmannschaft begrüßte den Kapitän ehrerbietig und im entstellten Gesichte der Frau Ankarfield zeigte sich wieder ein milder Zug, als sie hörte, daß ihr der berühmte Kaperkapitän Norcroß die Ehre anthue, bei ihr einzukehren. Sie bekomplimentirte die neuen Gäste nach aller Form und fragte so freundlich, als es ihr Gemüthszustand erlaubte: „Was ist meinen hochzuverehrenden Herren gefällig? Wollt Ihr mir die Ehre anthun, Euch von mir rasiren zu lassen, Herr Kapitän, so habt die Gnade, Euch auf jenen Sessel niederzulassen; ich werde gleich meine Schuldigkeit verrichten."

„Mit Verlaub, Kapitän, ich kann Euch auf Schifferparole versichern," sagte der Schiffschirurgus, „daß Frau Ankarfield das zarteste Messer führt, was je in eines Mannes Gesicht gekommen ist; und als Mann von Fach muß ich das verstehen. Wenn Ihr Euch ein Delicium machen wollt, so laßt Euch von ihr bedienen. Ihr werdet mir zugestehen, daß ich Euch den Bart abzunehmen weiß, als wenn er erst in Mandelmilch gesotten wäre, aber Ehre dem Ehre gebührt. Der Frau Ankarfield stehe ich mit Freuden nach und Ihr werdet mir beistimmen, daß ihr Messer den Vorrang vor dem meinigen und allen Messern der Welt verdient." Der vorhin in die Brüche gerathene Chirurgus suchte durch diese Schmeichelreden sich wieder einen Stein in's Bret bei der auf ihn zürnenden Frau zu bringen, und sein pfiffiger Anschlag gelang. Sie warf ihm einen Blick der Verzeihung zu, indem sie den Kapitän auf den Stuhl schob und die zum Rasiren nöthigen Utensilien zusammentrug. Norcroß war mit der ungemeinen Zierlichkeit, womit sie ihn bediente, sehr zufrieden, und be-

lobte die Frau für ihre Leistung mit schmeichelhaften Redensarten. Frau Ankarfield gerieth darüber in einen Anfall von Verzückung und bedankte sich einmal über das andere für die ihr angethane Ehre. Kaum aber hatte sie den letzten Streich am Kinne des Kapitäns gethan, als sie auch schon den zunächst stehenden fremden Gast höflichst ersuchte, ihr ebenfalls die Ehre anzuthun. Dieser machte nun zwar ein mürrisches Gesicht und versuchte das höfliche Anerbieten mit dem Bemerken abzulehnen, daß er am Morgen schon rasirt sei; aber eh' er sich's versah, befühlte ihm Frau Ankarfield mit ihrer weichen Hand das Kinn und versicherte, daß dasselbe wieder stachelig sei und ein nochmaliges Scheeren nichts schaden könne; es sei ihr durchaus nicht um den Verdienst, sondern allein um die Ehre, und sie würde sich die Ehre, die sie glücklich mache und gesund, so vornehme Gäste erst mit dem Scheermesser, dann mit dem Tranchirmesser, erst mit dem Barbierbecken, dann mit der Bierkanne pflichtschuldigst zu bedienen, an diesem Abende nicht nehmen lassen. Die Frau redete so viel in den Gast hinein, daß er sich endlich auf den Stuhle sitzend und die Serviette vor sich hängen sah, er mochte nun wollen oder nicht, um sich sein hageres, halb saures, halb von einer komischen Verzweiflung durchzwicktes Gesicht rasiren zu lassen, damit er die ehrbegierige Frau nur los werde. Obgleich bereits die Dämmerung gekommen war, und der kleine Kellner seiner Frau Mutter mit einem brennenden Kienspan vorleuchtete, so bediente die Witwe doch auch diesen Gast zu seiner vollkommenen Zufriedenheit und die Reihe kam an den Dritten.

Samuel Brondlov, von einem natürlichen Instinkt aus seinem Winkel herbeigezogen, sobald er die eigenthümlichen Töne vernahm, welche das Wetzen des

Scheermessers auf dem ledernen Streichriemen erzeugt, stand daneben, und verrichtete aus Geschäftseifer und Liebe für die Sache die Funktionen des kleinen Kellners, dessen Thätigkeit durch das Leuchten bereits in Anspruch genommen war, und Frau Ankarfield hätte sich in keinem Falle herabgelassen, etwas weiter zu thun, als einzuseifen und das Messer zu führen. Der kleine Engländer wusch also erst seinem Landsmanne und präsumirten Schwiegersohne und dann dem Fremden das glatt geschorne Kinn. Als er beschäftigt war, dem Letztern das Gesicht mit einer Serviette abzutrocknen, fiel ein voller Strahl des vom Kienspan ausgehenden Lichtes in das Antlitz des Mannes, und der kleine Barbier und Perrückenmacher glaubte vor Staunen zu Stein werden zu müssen. Wenigstens blieb ihm das weit geöffnete Maul aufstehen, seine großen Augen glotzten gerade weg, die Hände fielen ihm schlaff am Leibe herab und nur an seinen Knieen war eine schlotternde Bewegung sichtbar. Der rasirte Mann trocknete sich vollends selbst ab, warf dem perplexen Barbier die Serviette mit einem halblaut gesprochenen Fluche zu, und stand auf, um den Kapitän Norcroß etwas zuzuflüstern. Samuel schlich sich mit dem an den Wänden sich hindrückenden Gange eines Katers vorsichtig hinter den Ofen und machte ein so wunderlich schlaues geheimthuendes Gesicht, daß man hätte glauben können, es sei ihm Wunder was begegnet. Der dritte Mann war auch bedient und mußte sich selbst abtrocknen.

Norcroß nahm die höfliche Frau bei Seite und sagte heimlich zu ihr: „Sagt mir doch, Frau Wirthin, wie befindet sich die verwundete Dame, welche bei Euch wohnt?"

„Sie leidet noch an einem heftigen Fieber."

„Habt Ihr keinen geschickten Wundarzt holen lassen?“

„Meister Samuel Brondlov war ihr eigener Wundarzt, und seit er in Ungnade gefallen ist, habe ich sie nach seiner Angabe verbunden, und vor einer Stunde hat ihr Meister Habermann, Euer Schiffschirurgus, einen Besuch gemacht und ihr seinen ferneren Beistand zugesagt.“

„Es wäre doch nöthig, daß noch ein Andrer sie besichtigte und ihren Zustand prüfe, damit, wenn derselbe gefährlich sein sollte, gleich die rechten Medicamente angewendet würden. Ich habe dies vermuthet, und deshalb zwei geschickte Aerzte mitgebracht, von welchen der Eine sogar der Leibarzt des Königs ist.“

„Der Leibarzt des — — großer Gott! welche erstaunliche Ehre ist mir da widerfahren, den Leibarzt Seiner Majestät des Königs von Schweden zu rasiren! Sagt mir doch, Herr Kapitän, welcher von Beiden ist es denn?“

„Der, welchen Ihr zuletzt bedient habt.“

„Ei, über die unschätzbare Ehre! Ihr macht mich ganz glücklich, Herr Kapitän. Aber wer ist denn der andre Herr?“

„Ein andrer Arzt,“ versetzte Norcroß kurz.

„Ebenfalls viel Ehre für mich. Ei, ei, ein andrer Arzt!“

„Wollt Ihr uns hinauf führen zur Kranken?“

„Ich werde ja. Es wird mir sehr zur Ehre gereichen. Ich weiß auch, daß Ihr der Kapitän seid, auf welchen das geschossene Fräulein so sehnlichst wartete. Glaubt nur, sie hat Euch recht lieb und oft von Euch gesprochen. Nun so kommt!“

Frau Ankarfield leuchtete voraus und die drei rasirten Gäste folgten. Die Verwundete schlummerte

eben, die Männer entschlossen sich, ihr Erwachen abzuwarten; da sich aber Frau Ankarfield selbst nicht wohl befand, so ging sie wieder in ihre Wirthsstube, um sich in ihren Lehnstuhl zu verfügen. Kaum war sie dort eingetreten, als sie der kleine Samuel auf den Zehen schleichend mit jenem geheimnißwichtigen Gesicht antrat, sie am Rocke zupfte, mit dem Finger bedeutungsvoll winkte und sie dann mit den Worten: „Ich habe Euch etwas sehr Wichtiges zu sagen, ehrenwerthe Frau Ankarfield," in die Ofenecke zog. Sie hielt ihr mit gespannter Aufmerksamkeit horchendes Ohr seinem Munde nahe, und er fragte: „Wißt Ihr denn auch, wen zu rasiren eben Euere Hand gewürdigt worden ist?"

„Ei ja wohl!" versetzte sie schmunzelnd, ich weiß auch die hohe Ehre zu schätzen. Der Eine war der Leibarzt Seiner Majestät unsers großmächtigsten Königs!"

„Sein Leibarzt?" fragte der Barbier schlau lachend. „Und wer war der Andre?"

„Ein andrer Arzt."

„Wer hat Euch das gesagt?"

„Der Kapitän Norcroß."

„Er hat Euch belogen, und ich will's Euch besser sagen. Aber das ist fürwahr ein schlechtes Schaf, das seinen Hirten nicht kennt. Ei! ei! Frau Ebba! Ihr seid in Stockholm geboren und erzogen und kennt den großmächtigen König Karl den Zwölften von Schweden nicht? Er war es und kein andrer Mensch, den Euer Messer des Bartes entledigte, als Ihr mit dem Kapitän Norcroß fertig wart."

„Seid Ihr toll geworden?" kreischte die Barbierswitwe, selbst wie des Verstandes baar, faßte den kleinen Mann mit beiden Fäusten an einem Arm, drückte

ihre dürren Finger tief in sein Fleisch und schüttelte ihn in einem Anfall von begeisterter Wuth, daß er Zeter schrie. Dabei quollen ihre Augen gewaltig heraus und rollten wie feurige Räder im Kopfe, ihre sonst stets gebückte Gestalt richtete sich kerzengerade auf und wurde um mehre Zoll größer. „Des Königs Majestät hab' ich rasirt?“ schrie sie noch einmal auf. „Ja, jetzt erinnere ich mich; Ihr habt recht, Samuel Brondlov! Er war's! O Haus, mein Haus! Du bist zu klein für diese Ehre! O Ehre über Ehre! Nein, das ist der Ehre Uebermaß. O Gott! wie soll ich das ertragen? Die größte Schande und die größte Ehre in einem Tage zu erleben! Aber diese Ehre gleicht Alles wieder aus. Ihr Leute, freut Euch mit mir! Ebba Ankarfield hat den mächtigen Schwedenkönig rasirt! Ich sterbe vor Wonne und Lust! Das Scheermesser, womit ich ihm den königlichen Bart abgenommen, darf keines andern Mannes Gesicht wieder berühren; es muß in Gold gefaßt werden; es ist das unschätzbare Kleinod meines Hauses, das kostbare Pfand meiner unveräußerlichen Ehre. Laßt mich hinauf; ich will dem großen Monarchen den Staub von den Füßen küssen, daß er eine Frau wie ich solcher Ehre gewürdigt hat! Nun mag mir geschehen auf Erden was will; diese Ehre kann mir nicht wieder genommen werden, und immer und ewig wird es heißen: Ebba Ankarfield hat der Majestät den Bart abrasirt. Heisa! Ruft mir meine Kinder zusammen, daß sie erfahren, welche Ehre ihrer Mutter widerfahren ist. Mir wird ganz schwindlich; es dreht sich Alles um mich im Kreise. Haltet mich! ich falle!“

Aber schon lag sie ohnmächtig in den Armen der sie umstehenden Gäste. Heftige Fieberglut überbrühete ihr Gesicht, die Pulse flogen; man mußte sie zu Bette

bringen. Nach einiger Zeit fing sie an zu phantasiren und sprach verkehrte Dinge von der ihr widerfahrnen ungeheuern Ehre. Meister Habermann und Meister Brondlov verordneten ihr augenblicklich Mittel und übernahmen ihre Pflege selbst; auch schickte man nach ihren Kindern, weil Habermann die Anzeichen der heranstürmenden Krankheit für bedenklich hielt.

Frau Elisabeth und ihr Töchterlein wunderten sich nicht wenig, den Kapitän Norcroß in die Wohnung ihrer Beschützerin treten zu sehen. Erst überkam sie ein Schrecken, indem sie die beiden Begleiter des Kapitäns für Militärpersonen hielten, beordert, sie wegen entdeckter Lüge in's Gefängniß zu führen; aber sie beruhigten sich bald, als sie die friedlichen Gesinnungen der Angekommenen inne wurden, und als Norcroß sich angelegentlich nach der schlafenden Herrin erkundigte, kam Frau Elisabeth gar auf den Gedanken, er habe sich eines Bessern besonnen und sei gekommen, um bei Miß Palmerston Alles wieder gut zu machen.

Der König — denn er war es wirklich — hielt sich im dunklen Hintergrund des Zimmers auf, und der Leibarzt untersuchte die auf dem Tische stehende, von Meister Habermann verordnete Medizin.

Endlich meldete Fanny das Erwachen der Miß, und der Leibarzt trat zuerst in das Nebenzimmer, um sich über den Zustand der Kranken zu unterrichten. Hierauf winkte er Norcroß und dieser trat an das Lager.

„Ich bin gekommen, Mylady," redete er sie an, „Ihnen den Scheidegruß Ihres Bruders zu bringen."

„Fräulein von Gabel hat mich bereits von seiner Abreise unterrichtet," versetzte sie.

„So wird das Fräulein Sie auch von seiner Un=

schuld unterrichtet und Ihnen mitgetheilt haben, wie die schauderhafte Geschichte zusammenhängt."

„Sie hat es."

„In dem heute gerichtlich bei Ihnen aufgenommenen Protokoll scheinen Sie Ihren Bruder stark im Verdachte der absichtlichen Mitwirkung der Mordthat zu haben. Sobald Sie Ihre Meinung geändert haben, ist es auch nothwendig, daß Sie auch Ihre Aussage ändern."

„Ich habe meine Meinung nicht geändert. Was wollen Sie von mir? Ihr Anblick ist mir unerträglich."

„Die Sorge für Ihr Leben, aber auch für die Ehre Ihres Bruders hat mich zu Ihnen geführt. Ich bin sein Freund und auch Ihr Feind nicht."

„Wie, Sie hassen mich nicht? Sie sind nicht gekommen, mich zu quälen?"

„Keineswegs. Was zwischen uns vorgefallen, ist auf ewig vergessen."

Auf dem Gesichte der Lady spiegelte sich der Kampf ihrer Seele ab.

„Des Königs Majestät," fuhr Norcroß fort, „hatte heute befohlen, daß Sie mit Ihrer Dienerschaft binnen vierundzwanzig Stunden Stockholm und das Reich meiden sollten; ich bringe Ihnen den Widerruf dieses Befehls, und der König hat die hohe Gnade, Ihnen durch mich seinen Leibarzt zuzuschicken. Wollen Sie die Hülfe desselben annehmen?"

„Alles!" versetzte sie mit zitternder Stimme.

„Zur Ehrenrettung Ihres Bruders gehört, daß Sie den im Protokoll ausgesprochenen Verdacht zurücknehmen. Wollen Sie das?"

„Alles, was Sie wünschen."

„Das Protokoll über Ihren Bruder muß über-

haupt durch Sie vervollständigt werden. Der andre Herr, der mit mir gekommen, ist der Sekretär eines Reichsraths. Beantworten Sie ihm gefälligst, was er Sie fragen wird."

„Alles, was ich weiß."

„Wie ist der vollständige Name Ihres Bruders?" fragte der König.

„John Anthony James Palmerston."

„Wo wurde er geboren und wann?"

„Auf unserm Stammsitze am nördlichen Ufer des Vinandermeers. Das Jahr seiner Geburt ist dasselbe des Prätendenten. Ich bin mehre Jahre jünger."

„Sind Ihnen keine besondern Umstände seiner Geburt bekannt?"

„Daß ich nicht wüßte. Ich bin zu jung, um über dergleichen unterrichtet zu sein. Doch entsinne ich mich, daß meine ältere Schwester einst sagte: wenn noch ein jüngerer Bruder da wäre, so würde es dem ältern schwer werden, seine Rechtmäßigkeit zu beweisen."

„Dies scheint auf einen Verdacht zu deuten, als sei er nicht der Sohn Ihres Vaters."

„Fast. Doch erzählte mir einst seine alte Wärterin, er sei viel zu frühzeitig zur Welt gekommen und deshalb so schwächlich gewesen, daß man ihn stets habe in warme Milch stecken müssen, und es sei ein wahres Wunder, daß er mit dem Leben davongekommen."

„Der König nickte beifällig vor sich hin, und that dann noch einige Fragen, die mit Genauigkeit und Aufrichtigkeit beantwortet wurden, während der Leibmedicus die nöthigen Medicamente verschrieb und sich zur Anlegung eines neuen Verbandes anschickte. Hierauf entfernten sich alle Drei wieder.

„Es ist nothwendig, Kapitän," sagte der König unterwegs zu Norcroß, „daß Ihr über Euern Plan ausführlich mit dem Baron Görz redet und ihm den jungen Lord Palmerston vorstellt. Da nun nicht zu erwarten steht, daß der Baron bald aus Holland zurückkehrt — denn die hochmögenden Herren machen ihm viel zu schaffen — so müßt Ihr zu ihm reisen; auch ist es mir lieber, wenn die Sache außer Land betrieben wird, und Holland schickt sich besser zur Ausführung solcher Pläne, als Schweden. Deshalb macht Euch bald zur Abreise fertig. Für das Fräulein von Gabel sorgt der Graf Mörner."

„Ich bin zu jeder Zeit zu Ew. Majestät Befehl bereit," versetzte der Kapitän.

„So geht zu Euerer Braut; da die Freude ohnedies nicht lange dauert, so muß man Euch die paar Stunden gönnen. Was mich betrifft, so glaube ich noch keinen Tag erlebt zu haben, wo ich so viel mit Weibern zu schaffen gehabt hätte, wie heute, und ich bin so satt Weiber, daß ich — gute Nacht!" Der König ging, und Norcroß kehrte zur Barbierstube der Frau Ankarfield zurück, um den kleinen Juel aufzusuchen, der ihm einige Geschenke zum Fräulein Broke tragen sollte; denn mit leeren Händen wollte er bei ihr nicht eintreten, nachdem er wieder zu Gnaden angenommen worden war.

In dem Wirthshause war aber Alles in großer Verwirrung, denn Frau Ankarfield rang mit dem Tode. Ihre Kinder, so viel deren aufzutreiben gewesen, standen um das Bett herum und betrübten sich weniger um den Tod ihrer Mutter, als sie sich über die derselben widerfahrne Ehre freuten. Die Sterbende selbst ging gern hinüber, und ihre schwachen Worte waren: „Herr, nun lässest Du Deine Dienerin in Frieden fah-

ren, denn meine Hände haben Deinen gesalbten König rasirt," und als sie nach einigen Stunden verschied, waren im letzten Hauche ihres Mundes noch die Worte enthalten: „l'honneur pour moi!"

Meister Habermann stand tiefsinnig an ihrem Bette und sagte endlich: „Wer hätte das gedacht, als wir gestern auf Stockholm zusteuerten, daß wir meiner alten Freundin den Tod brächten! Aber, mit Verlaub, zu sagen, sie ist an einer Krankheit gestorben, die mir noch nicht vorgekommen ist."

„Und welches wäre die?" fragten mehre Stimmen.

„Honor morbus," *) versetzte der Schiffschirurgus. „Sagt selbst, ist sie nicht an der Ehre des königlichen Bartes gestorben?"

„Wohl ihr!" sagte der Schneider, ihr ältester Sohn, mit Pathos, und breitete seine dürren langen Finger segnend über ihre Leiche aus. „Wohl Allen, die an solcher Krankheit sterben! Ihr Freunde und Nachbarn, was steht ihr mit thränenumflorten Blicken herstarrend auf dies Häuflein Staub? Ihr bess'res Selbst schwebt schon in den höhern Regionen, und auf Erden läßt sie ihre Ehre Euerm Gedächtniß zurück."

„Ei wie ergötzlich doch der Schneider spricht!" weinte die Trödelfrau. „Es ist wie gedruckt. Der Schneider hat doch seine besondre Ambition."

„Laßt uns über ihrer Leiche schwören, auf Ehre zu halten, wie sie gethan," rief der Schneider, durch den Beifall seiner Schwester in eine Rabies versetzt, und streckte seine Hände aus. Sie schwuren.

„Der Galgenstrick!" flüsterte hinten ein Matrose

*) Die Ehrenkrankheit.

dem andern zu. „Sein Söhnlein dort trägt eine Jacke von meiner Hose, die er mir zu eng gemacht.“

„Das ist weiter kein Schade,“ meinte der Andre; „aber Schade ist's um die Alte; denn an wen sollen wir uns wenden, um einmal eine Nacht bei einer gefälligen Dirne zuzubringen? Solche Geschäfte verstand doch Niemand besser, als Frau Ankarfield. Da blieb Alles geheim, denn sie salvirte ihre Ehre.“

„Requiescat in pace!*) mit Verlaub zu sagen,“ sprach Meister Habermann und verließ das Trauerhaus. Ihm folgten die andern Gäste. Norcroß ging mit Juel zu seiner Braut.

5.

Charakterunbeständigkeit.

Aus dem Städtchen Bergen auf der Insel Rügen schritt eines schönen Herbstabends ein Mann nordwärts jenem Berge zu, der unter dem Namen des Rugard bekannt ist, und einst die Königsburg der Beherrscher des Eilandes auf seinem Gipfel trug. Der einsame Wanderer in der Abendbeleuchtung war jener räthselhafte Fremdling, welcher zuerst als Joseph Flaxmann auftrat, dann sich als vertriebener Jacobit und ehemaliger Major in Diensten der Krone England und endlich als Lord Palmerston enthüllte. Er war for=

---

*) Sie möge in Frieden ruhen.

fältiger gekleidet, als früher; die grobe Jacke war mit einem kurzen anständigen Rock vertauscht; doch hatte sein kleiner Hut und sein gelocktes braunes Haar immer noch etwas Freies und Ungezwungenes, wie es Leuten seines Standes zu jener Zeit selten eigen zu sein pflegte.

In ein Selbstgespräch verwickelt, hatte er endlich den waldbewachsenen Berg erstiegen und stand auf dessen majestätischem Gipfel, der die Insel und den Meerbusen ringsum, vorzüglich aber die zunächst gelegenen, den kleinen und großen Jasmunder Bodden und darüber hinaus die Halbinsel Jasmund mit der schauerlichen Stubbenitz und der romantischen Stubbekammer beherrscht. Als er hinauftrat, ließ er sein durstiges Auge langsam umherschwelgen und sog es voll Bilder, die sich ihm schmeichelnd entgegendrängten. Das Land war sanft überhaucht von den Tinten des Abends, aber das Meer glühte in purpurner Verschämtheit, berührt vom Kusse der Sonne, die sich eben in die Fluthen hinabließ. Die Wellen wogten die widergestrahlte Glut heran und Töne rauschten seltsam über die Meerfläche und die getreideleeren Felder und die blumenleeren Hügel des Ufers, als ob die entzückten Gewässer die trauernde Erde durch ihren herrlichsten Hymnus erfreuen und aufheitern wollten. Die Majestät Gottes trat in Glanz hervor und ging im glühendsten Farbenspiel über die Wogen, die das Eiland umspülten.

Der junge Mann hatte lange starr in die Herrlichkeit des Himmels hinausgeblickt, und als nun die Bilder näher und näher kamen und sich endlich mit seinem Herzen verschmolzen, da beschwichtigte sich dort ein verzweifelter Kampf, und mit einem andächtigen Blick in den blauen, purpurumränderten Westen der

geschiedenen Sonne nach fliegend, löste sich ein langer tiefsinniger Seufzer von seiner Brust ab. Nun warf er sich am Abhange nieder und sagte vor sich hin lächelnd: „Ich habe Dich verstanden, hohe, heilige Natur, Dich untergegangene Sonne, Dich redendes Meer, Dich verglimmendes Abendroth, Dich Kühle der Nachtluft, die heilend, schmerzlindernd meine wunde Brust erfrischt, umsäuselt. Dich hab' ich verstanden und gefühlt, großer, heiliger Gott, der Du zu mir geredet in Deinen herrlichen Werken; denn Sonne und Meer und Erde sind ja Deine Sprachorgane. Du hast den Kelch der Versuchung von mir genommen. Ich entsage jeglicher irdischen Größe. Wie verschwindet doch der Glanz aller Kronen vor dem Kranze, den das Abendroth um mein zufriedenes Haupt flechten wird! O Natur, wer Dich verstanden, wie ich in dieser geweihten Stunde, den gelüstet's nicht mehr nach Macht und Ansehen unter den Menschen! Was sind Herrschaft und Gewalt über Andre doch für thörichte Begriffe, erzeugt in einem Gehirn, das den Strahlen Deiner Herrlichkeit verschlossen ist, Du ewig blühende Natur, die Du allein wahre Herrscherin bist! Und wenn ich's nun mit Mühsal und tausendfachen Beschwerden errungen hätte, wenn ich es mit Strömen von Blut erkämpft hätte, das thörichte Ziel meiner Jugendwünsche: könnten nicht die Wellen, die jetzt friedlich unter mir in ihrem Bette gehen, die Spanne Land verschlingen und mein rastloses Herz mit? — Natur, Du hast mich bekehrt; ich stehe ab, und was hier liegt, erblicke keines Menschen Auge mehr.“ Bei diesen Worten legte er seine linke Hand auf die Stelle an seiner Brust, wo das Etui verborgen war. „Wenn der Fluch der Krone,“ fuhr er ernst fort, „den Königen der Erde nicht das Herz raubte — denn Herz

und Krone schließen einander aus — wahrlich sie bedürften dann nicht der Rathschläge ihrer von Leidenschaftlichkeit beherrschten Diener, um weise und gerecht zu regieren; sie brauchten nur auf die Berggipfel ihrer Reiche zu steigen oder auf das Meer hinaus zu segeln, um zu erfahren, was wahr und gut und recht sei. Wem die Predigt der Gewässer, der Hymnus des Sturms, das Lied der Berge und Thäler, wem die Stimme der Natur nicht Wahrheit in die Seele donnert, der ist nicht gewürdigt worden, sie zu hören, der geht unter, ohne je gefühlt zu haben, daß er ein Mensch sei. Statt aber Aug' und Ohr dem getreuen Bilde der wahrhaftigen Stimme Gottes zu öffnen, sehen sie nur die Gebilde der Lüge, die niedrer Eigennutz, Erbärmlichkeit, Befangenheit, Bosheit ihnen als Wahrheitsbilder vorspiegeln, hören nur das Gezische der Falschheit, leihen ihr Ohr allein den nichtswürdigen Zuflüsterungen, vergraben und verschanzen sich in den schmuzigen Leidenschaften, als da sind Rachgier, Gewinnsucht, Mordgier, und besudeln sich selbst und Dein Ebenbild mit Blut Deiner Geschöpfe, allwaltender Geist. Deine Aecker werden von ihren Rossen zerstampft, Deine Städte verbrannt, Deine Erde mit Blut gefärbt. Und weshalb? Damit der Eine den andern verdränge vom Stuhle der Gewalt — und doch ist der Eine nicht besser als der Andere. Wem Gott ein edles Herz in den Busen gab, der greift nicht nach einer Krone. Er pflügt lieber im Schweiß seines Angesichts sein Feld und ist glücklich, wenn ihm Abends sein zufriedenes Weib entgegentritt mit seinen Kindern und reicht ihm die Kleinen und beut ihm den frischen Mund zum Kusse. Gott, wie ekelt mir plötzlich vor aller irdischen Größe! Wahrlich, Friederike hatte Recht: Könige können wohl die

Völker verderben, aber nicht beglücken. Ich bin bekehrt, ich stimme bei. Einst wohl träumte ich einen schönen Traum von Völkerbeglückung. Welch' ein Thor ich war! Ist denn Schweden glücklich? Wie schwer seufzt es unter der Last von Karls eisernem Scepter und während er wähnt, seinen Feinden mit der Schärfe seines Schwertes Wunden zu schlagen, trifft er sein eigenes Volk in's Herz und schlägt es wieder, bis es verbluten wird. Und doch gilt dieser Karl für einen großen König; sein Name geht gefeiert durch die Welt, und Moscowiter und Muselmann erzählen sich von ihm. Ach, und erst dies Dänemark mit seinem schwachen Herrn, dessen Ohr jeder Intrigue, jeder gemeinen Zuflüsterung offen steht, dessen mißtrauische Seele vor dem kleinsten Unfall zittert! Er ist kleiner, viel kleiner als Karl, und doch ist Dänemark glücklicher als Schweden. Und England, du mein theures England, bist du denn glücklich geworden durch deinen neuen König? Kann ein Kronenräuber dich beglücken? Ach, du schlummerst den Schlaf der Todesermattung. Wilde Fieber haben in deinen Eingeweiden gewüthet. Ein wunderbares Schicksal hat mich aus der Bahn geschleudert, die mir vorgezeichnet war; ich will nicht mehr versuchen, mich wieder hinein zu drängen. Hier auf dieser glücklichen Insel will ich glücklich leben und glücklich sterben; eine Strecke fruchtbares Land reicht hin, die Bedürfnisse meines Hauses zu stillen. Man braucht zum wahren Glücke nur wenig. So viel wird mir übrig sein, mich hier ankaufen zu können. Und ein Haus will ich mir bauen, an die Meerbucht, daß ich stets die majestätische Wasserfläche vor Augen habe und selbst groß werde an der Größe des Meers. — Aber wird denn auch Christine solch' niedres Loos mit mir

theilen wollen? Wird ihr genügen, was mein Fleiß erworben? O gewiß! sie wird. Hab' ich doch einen Blick in ihre Seele gethan, und wenn es auch in der Träumerei eines Zauberbannes geschah, der mich damals umstrickt hielt, so ist mir doch Alles jetzt zum klaren Bewußtsein geworden, und ich weiß, mit welcher Liebe das sanfte, edle Kind an mir hängt. Und könnte ich denn von jener Stelle, wohin Recht und Herkommen mich bestimmt, ihr die Hand herüber reichen? Nimmermehr! Dazwischen liegt eine unausfüllbare Kluft. Nur dann kann sie mein Weib, mein Eigenthum werden, wenn die Welt, wenn kein Mensch erfährt, was dies Büchlein enthält. Mein Loos ist entschieden! Christine — o Entzücken! — mein Weib, diese kleine Scholle Land da unten mein Eigenthum, und nie soll die Welt erfahren, wer unter dem Hügel schläft, der dort fern am Waldhang sich erheben wird. Ein Glücklicher ruht hier, soll darauf stehen, und die Vorübergehenden werden mich mehr beneiden, mein Andenken mehr segnen, als wenn ich im Marmorsarge in den Gewölben der Westminsterabtei zu Asche fiele und ein prunkvolles Monument — — —"

Hier wurde der junge Mann durch ein Geräusch unterbrochen. Ein andrer Mann trat aus dem Gebüsche auf den Sprecher zu und sagte: „Schon einige Zeit such' ich Euch vergeblich, Mylord, und habe nun zufällig einige Euerer Gedanken belauscht, und kann Euch in der That meine Verwunderung deshalb nicht bergen. Vaintre-bot! Ich hätte geglaubt, Euch beim Entwurf eines Occupationplans zu finden. Was aber redet Ihr hier?"

„Was Du schwerlich zu fassen vermagst, Courtin," versetzte der Lord gelassen. „Du bist ein guter heiterer Mensch, eine treue Seele, voll Witz und guter

Laune, aber für die Gefühle meines Herzens hast Du keinen Sinn."

„Ah que Dieu vous bénisse! Ihr seid verliebt, Mylord, und das macht Euch so windelweich. Und überdies habt Ihr den unbeständigsten Charakter auf der Welt; heute wollt Ihr die Welt erstürmen, morgen wollt Ihr mit ein Paar Oechslein Euer Feld selbst bebauen, heute seid Ihr trotzig, morgen wehmüthig, heute gütig, morgen strenge, aber bei alledem hitzig, rasch im Entschluß und mit der That nicht zögernd. Das kurirt Euch auch den Magen wieder, den Ihr Euch mit solch unverdaulicher Speise verdorben. Ma foi! ich glaube fast, Euere Mahlzeiten sind wirklich an Euerer Veränderlichkeit Schuld. Ihr habt heute sehr frugal gespeist und deshalb sind Euere Wünsche so erbarmungswürdig bescheiden."

„So toll und abgeschmackt auch Deine Reden sind," versetzte der Andre, „so ist doch viel Wahres darin. Es ist wahr, oft bin ich mir selbst unerklärlich. Doch ich bitte Dich, raube mir die Gefühle nicht, die mir die Natur und der Ort, auf dem wir stehen, eingeflößt haben. Sieh', hier hauste einst ein Königsgeschlecht. Es ist untergegangen; seine prächtige Burg ist zerfallen, und die Sage allein erzählt mit dem Kindermunde des Volks fabelhafte Geschichten von beiden. Sollte mich dieser Königsberg, der Beherrscher der Insel, nicht an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Größen erinnern? Auch das königliche Geschlecht der Stuarts, das aus den Nebeltagen der Vorzeit und aus den Nebelbergen Hochschottlands herabgestiegen ist nach Altengland, sich dort auf den Thron zu setzen, wird bald von der Erde verschwunden sein. Ein andres hat es schon verdrängt. Courtin, ich glaube, es ist auf ewig aus mit den Stuarts."

„Mille moustaches! Es soll aber nicht aus sein! Wie kommt Ihr mir vor? Ich erzürne mich über Euch! Wenn ein Lümmel kommt und wirft mich aus dem Hause, so lieg' ich freilich draußen. Bleib' ich aber fein ruhig im Kothe liegen und jammre, so ist das meine Schuld. Geh' statt des Jammerns, und Wehklagens hin zu deinen Freunden, wirb sie zu deinem Beistand an, und wirf den Unverschämten, der dich vertrieben, wieder aus deinem Hause. Sacre-coquin! Häng' ihn an den Beinen auf. Das ist Lebensphilosophie."

„Die Deinige, und ich gesteh' es, in mancher Zeit auch die meinige. Doch der Mensch hat auch seine Weihestunden, wo er der Gottheit, dem reinen Geiste näher ist, als sonst. Doch laß das! Wir wollen darüber nicht viel sprechen, weil wir uns doch nicht verstehen würden. Also von etwas Anderm! Mit dem ersten Schiff, sei es auch nur ein Boot, welches von Rügen nach Seeland abgeht, reisen wir nach Kopenhagen, Courtin."

„Nach Kopenhagen? Wohl um den dänischen König nicht um das empfangene Handgeld zu prellen? Oder wenn das nicht, uns einstecken und pressen zu lassen?"

„Befürchte nichts! Nein, Courtin, ich will mir eine Frau holen und dann auf dieser Insel still und zufrieden leben."

„Ah ciel! Seid Ihr bei wachenden Sinnen? Mit einer Frau hier still leben? Habt Ihr vergessen, daß diese Insel erst vor neun Monaten der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Dänen und Schweden war? Und glaubt Ihr, man werde lange Ruhe halten? Ihr kommt freilich nicht unter das Volk; aber ich höre täglich und stündlich seine Stimme, so

lange wir hier wohnen. Auf der ganzen Insel will man nichts von dem heuer ihr aufgebürdeten dänischen Joche wissen. Die Rügener sind im Herzen alle gut schwedisch gesinnt; und in Stralsund ist's ebenso. Wenn sich nur der König Karl von Schweden erst einigermaßen von den Schlägen erholt hat, die er zeither bekommen, so ist Stralsund und Rügen wieder der Tummelplatz des Kriegs, und ich bin fest überzeugt hätte der kühne Peter Tortenschild nicht den gewagtesten Streich, den je ein Seemann ausgeführt, im Hafen von Dynekillen auf das Haupt des nordischen Löwen glücklich gerichtet; wäre ferner der russische Peter in diesem Sommer nicht mit einer Flotte nach Kopenhagen gekommen, um von da das Schwedenreich zu überfallen, ich glaube, der Grund und Boden, auf dem wir jetzt stehen, wäre eben so gut wieder schwedisch wie voriges Jahr um diese Zeit. Und Ihr wollt in Rügen ruhig leben? Bildet Euch das nicht ein. Auch würdet Ihr die Ruhe keine vier Wochen ertragen. Ich habe Euch in kurzer Zeit besser kennen gelernt, als ihr Euch selbst kennt; ich weiß welch' einen unruhigen Geist Ihr habt. Das Leben würde Euch gar bald schal und abgeschmackt vorkommen. Ihr würdet Weib und Kind überdrüssig werden. Seht mir den Peter Tortenschild an! Das ist ein Mann! Feuer und Flamme und ohne Rast. Immer drauf und dran! Das heiße ich sein Leben gewonnen! Seit ich von diesem Feuerkopf gehört, trieb es mich, unter ihm zu dienen. Betrachtet den andern Peter, den russischen Czaar. Doch da Ihr diesen Sommer über in Kopenhagen gelebt habt, so müßt Ihr ihn ja persönlich kennen, und könnt mir von ihm erzählen."

„Ich kenn' ihn, den großen Peter," rief der Lord aufspringend mit plötzlicher Heftigkeit und einem von

Begeistrung strahlenden Auge. „Ich kenne sie Beide, den kühnen Czaar Peter und den kühnen Peter Tordenschild. Mein Herz hob sich bei ihrem Anblick und es schlägt bei dem Gedanken an sie heftiger. Ich fühlte die Kraft in mir auflodern, dem großen Czaar ähnlich zu werden, der ein ungeheures Reich aus dem Chaos der Barbarei hervorgerufen hat durch die gewaltige Kraft seines Willens, ein Volk zu beherrschen, wie er, durch die Macht des guten Princips, dem jede Strenge erlaubt ist; ich fühlte — und hier unter Gottes freiem Himmel kann ich es vor Dir ohne Erröthen bekennen — ich fühlte, daß ich ihm gleich sein könne. Ach, ihn stets zu sehen und nicht handeln können wie er, war auch eine der Ursachen meiner Flucht aus Kopenhagen!"

„Aber warum vertrautet Ihr Euch denn dem Czaar nicht an? Sein großes Herz hätte sich Euch gewiß zugeneigt."

„Seine Freundschaft mit den Königen von Großbritannien und Dänemark verhinderte mich daran. Was hatte ich auch von ihm zu erwarten, der in Kopenhagen zum Besuch am Hofe war, der die im Sunde liegende englische Flotte befehligte und der Feind Schwedens war, welches allein der Unglücklichen Sache des Prätendenten ein geneigtes Ohr schenkte?"

„Man hat übrigens hie und da, und vorzüglich in den französischen Häfen, neuerdings davon gesprochen, daß es mit der Freundschaft des Czaars und des dänischen Königs allem Anschein nach nicht weit her sei."

„Wie können auch zwei so verschiedene Geister Freunde sein! Ein politisches Interesse führte sie zusammen, ein politisches trennt sie wieder. Peter kam vor vier Monaten nach Kopenhagen. Seine Flotte

und ein beträchtliches Landheer wurden früher und später eingeschifft, und man glaubte allgemein, diese Verbindung sei auf die gänzliche Vernichtung des Schwedenkönigs abgesehn. Aber schon vor acht Wochen — so lange bin ich nun von Kopenhagen fort — war man über des Czaars wahre Absichten im Klaren und der ganze dänische Hof war über den verwegenen Plan so sehr erschrocken, als über die Originalität desselben erstaunt."

„Und welches war eigentlich wohl sein Plan?"

„Jedenfalls wollte er sich der Stadt Kopenhagen bemächtigen und dann die ganze Insel Seeland einnehmen. Dann hätte er wahrscheinlich mit dem Schwedenkönige Frieden gemacht. Und zwei Männer, wie sie, könnten vereint handelnd die Welt unterjochen."

Die Absicht des schlauen Franzosen war erreicht; er hatte den Lord geschickt auf einen Gegenstand geführt, der die leicht zu entflammende Seele des jungen Mannes schnell einnahm. Courtin kannte den Charakterwechsel seines Gebieters. Palmerston's Mund strömte von begeisterten Lobpreisungen des Czaaren über und sein Auge sprühte Flammen dazu. Er erzählte viel von des Czaaren geheimen Plan, von der Art und Weise, wie er endeckt worden, beschrieb seine Persönlichkeit, gab mehre in Kopenhagen erlebte charakteristische Anekdoten von ihm und hatte darüber bald alle die sanften Gedanken, die ihn eine Stunde zuvor beglückten, vergessen.

„Der Eifer unseres Gesprächs," sagte Courtin endlich, „hat mir bis jetzt nicht erlaubt, Euch zu sagen, weshalb ich eigentlich gekommen bin, Euch aufzusuchen. Es ist nämlich ein Bote an Euch angekom-

men, der Eile vorgiebt und Euch Wichtiges zu überbringen hat."

„Woher ist er? Was mag seine Botschaft sein? Vielleicht droht uns Gefahr?"

„Besorgt nichts, Mylord, es ist der nette Schiffsjunge von der schwedischen Fregatte, als deren Gefangene wir nach Stockholm segelten. Wie hieß er doch?"

„Juel Swale?"

„So ist's. Derselbe wartet auf Euch. Die Botschaft ist von seinen Herrn, dem Kapitän Norcroß."

„So laß uns nach Hause eilen!"

Courtin sah mit Freuden des Lords Bereitwilligkeit. Es war schon Nacht geworden. Mit hastigen Schritten eilten sie den Lichtern des Städtchens zu, und langten nach kurzer Zeit in der bescheidenen Wohnung an, welche der Lord mit seinem Freunde und Diener eingenommen hatte.

Juel trat ihnen entgegen, grüßte seemännisch und sprach: „Mein Herr hat mir befohlen, Euch das zu sagen: Der König von Schweden will Euch sehr wohl; er wird mit dem Czaar von Rußland Frieden schließen und dabei Eurer gedenken. Seid versichert, daß auch Peter Euer Freund wird. Der Freiherr Görz hat in Holland und diesen Sommer schon in Schweden viel für den Prätendenten gethan. Niemals waren die Umstände günstiger für uns. Eilt deshalb unverzüglich an Bord unserer Fregatte, die ohnfern der Spitze von Arkona liegt. Wir gehen auf des Königs Befehl nach Holland zum Grafen Görz. Eilt! Die Stunde Euerer Rache am Kronprinzen von Dänemark naht!" — Zugleich überreichte Juel dem Lord ein eigenhändiges Schreiben des Königs, worin nur die Worte standen: „Geht, mein Freund, mit dem

Kapitän Norcroß nach dem Haag und vertraut Euch dem Baron Görz an. Ihr werdet dort Dinge von Wichtigkeit für Euch erfahren. Euer wohl affectionirter Karl.“ Der Lord schwankte keinen Augenblick. Die alten Pläne standen wieder wie riesige Gebirge in seiner Seele und der Adlerflug seines Geistes verschmähte die ruhmlose Niedrigkeit, welche ihn vorhin so freundlich angelächelt hatte. Selbst die Flötenstimme der Liebe verstummte vor dem Posaunenrufe des Ruhms, der ihn in die Rennbahn rief, vor dem Wuthgeschrei der Rache welche plötzlich wieder seine Seele erfüllte.

Eh' eine Stunde verging, war er zur Abreise gerüstet und ging mit Courtin und Juel, die das wenige Gepäck trugen, um den kleinen jasmunder Bodden nach dem Prorer Wiek, wo einige Matrosen mit einem kleinen Boote hielten. Sie stachen sogleich in See und erreichten noch vor Mitternacht die Fregatte.

9.

Der Freiherr Görz von Schliz.

Kapitän Norcroß umarmte den Lord und rief: „Wer hätte denken sollen, daß wir uns nach wenigen Tagen in diesen Gewässern wiedersehen sollten! Doch wie dürfen nicht mit dem Schicksale rechten; ich bin schon froh, daß ich Euch nur wieder habe, Herr Major; denn fürwahr, als ich erfuhr, Ihr hättet Euch

auf der Insel Rügen absetzen lassen, gab ich die Hoffnung verloren, Euch je wieder zu sehen. Ich hielt Euern Aufenthalt hier nur für Maske; was hättet Ihr denn auch auf dieser einsamen traurigen Insel anders beginnen wollen, als vor Trübsal zu sterben?"

„Ich ging nach Rügen," versetzte der Lord, „um mit keinem schwedischen Schiffe in einen dänischen Hafen einzulaufen, was mir und dem Führer des Schiffs Unannehmlichkeiten zuwegebringen konnte. Von Rügen konnte ich leicht mit einem dänischen Schiffe nach Kopenhagen gehen, und das war mein Plan. Doch wo ich auch weilen mochte, ich hätte Euerm Könige Nachricht von mir gegeben, das hatte ich ihm geloben müssen, und auch Euch hätte ich geschrieben."

„Fast fürchtete ich, Euere Neigung zum Wechsel hätte Euch unserer guten Sache wieder entfremdet, oder die Liebe Euch andere Jnteressen eingeflößt. Und gerade jetzt beginnt unser Weizen zu blühen. Schweden wird sicherlich mit Rußland Frieden schließen. Der Czaar Peter ist für die Sache des Prätendenten gewonnen; Frankreich stimmt bei. Dänemark wird erst gedemüthigt, und ist das glücklich vollbracht, so tritt Karl der Zwölfte als Restitutor der alten Königsdynastie in England auf."

Der Lord gab dem Kapitän seinen Beifall zu erkennen, und Beide ergingen sich in gegenseitiger Mittheilung der wunderlichen Schicksale, die sie seit ihrer Trennung im Angesicht des Hafens von Stockholm erlebt.

„Als ich das letzte Mal den Sund passirte," sprach Norcroß, indem er auf die in der Ferne aufdämmernden dänischen Inseln deutete, „war der Czaar eben von Kopenhagen abgereist und die vor dem Sunde

liegende englische Flotte hatte sich zerstreut. Ich ging mit englischer Flagge herrlich hindurch, meine Fregatte galt für ein zur Flotte gehöriges Schiff. Laßt sehen, ob's diesmal eben so gelingt, oder ob wir in der Falle gefangen werden. Ertappen sie uns, so retiriren wir uns nach Schonen."

Hierauf befahl der Kapitän, sich in Vertheidigungszustand zu versetzen; diejenigen Matrosen, welche englisch sprachen, mußten vor, Lord Palmerston erhielt eine englische Lieutenantsuniform, Norcroß kleidete sich als englischer Kapitän; die englische Flagge wurde aufgehißt, und so die Abenddämmeruug abgewartet weil zu dieser Zeit, wie Norcroß wohl wußte, die dänischen Zollwächter im Sunde am nachlässigsten waren. So kamen sie ohne Anstand bis zur Zollbude und wurden auf ihr Vorgeben, sie seien ein englisches von Esthland kommendes Schiff, durchgelassen. Sobald sie der Gefahr entronnen waren, gingen sie um Jütland herum und dann mit vollen Segeln den holländischen Küsten zu.

Kaum waren sie im Haag angekommen, als sich Kapitän Norcroß beeilte, dem Baron Görz, der sich als Privatgesandter des Königs von Schweden dort aufhielt (öffentlich stand er nie in schwedischen Diensten), um ein Anlehn bei den Generalstaaten zu bewirken, die Briefe des Königs zu überreichen.

Der größte Staatsmann seiner Zeit, der treueste Freund Karls des Zwölften, nahm den ihm bekannten Kaperkapitän mit der ihm eigenthümlichen Freunlichkeit auf, aber kaum hatte er des Königs Handschreiben erbrochen, als die Züge seines einnehmenden Gesichts von starrem Ernst ergriffen wurden.

„Ihr habt einen jungen Mann mitgebracht, für welchen sich des Königs Majestät zu interessiren scheint,"

sagte der Freiherr nach Durchlesung des Briefes und heuchelte die frühere Unbefangenheit. „Wißt Ihr etwas Näheres von ihm?“

Norcroß erzählte die Art und Weise ihrer Bekanntschaft und behauptete, daß sein Begleiter der einzige Sohn des Palmerston sei.

„Und weiter wißt Ihr nichts von ihm?“

„Nichts weiter, Ew. Excellenz, als daß er ein eifriger Anhänger der Stuarts ist, für den Prätendenten gefochten hat und bereit ist, Blut und Leben von Neuem für die heilige Sache der Wahrheit und des Rechts einzusetzen. Deshalb befahl auch Se. Majestät, ihn zu Ew. Excellenz zu bringen.“

„Es ist gut, Kapitän Norcroß,“ versetzte der Baron mit einem durchdringenden Blick auf Norcroß's ruhiges Gesicht. „Schickt mir den jungen Mann; er soll mir seine Schicksale selbst erzählen. Der König erwähnt auch Euer lobend in seinem Briefe und rühmt Euere feste Anhänglichkeit an den rechtmäßigen König von England. Znm einstweiligen Lohn Euere Treue und zu Euerer Beruhigung kann ich Euch im Vertrauen sagen, daß die Angelegenheit der Jacobiten trefflich geht. Mein guter Plan nähert sich seiner Erfüllung. Dann haben wir gewonnen!“

„Darf ich mich unterstehen, als ein ächter Jacobit, Ew. Excellenz mit der Frage lästig zu fallen, welches ihr Plan im Einzelnen ist? In Umrissen hat mir Seine Majestät selbst Einiges davon mitgetheilt.“

„Ihr sollt Alles wissen; denn Eueres Beistandes bedarf ich zur Ausführung. Ich kenne Euch als einen kühnen und verschwiegenen jungen Mann. Die Restituirung der Stuarts auf den großbritannischen Thron war seit lange mein Lieblingswunsch, weil mit dessen

Erfüllung die von uns beabsichtigte Größe Schwedens unzertrennlich verknüpft ist. Verdankt uns England seinen König, so sind wir die Herren der Nordsee; sind wir mit dem russischen Czaar einig, so theilen wir mit ihm die Herrschaft der Ostsee. Dänemark ist unrettbar verloren; es ist unser, es ist eine Provinz des Schwedenreichs. Um Dänemark, Schwedens Erbfeind zu verderben, ist also die Wiedereinsetzung der Stuarts erste Bedingung. Nach dem nicht genugsam vorbereiteten Einfalle des Prätendenten in Schottland und dessen unglücklichem Ausgange, dachte ich daran, die Sache klüger anzufangen, und einmal ohne den Prätendenten anzufangen, der sein Spiel immer selbst verdorben hat. Ich verband mich deshalb mit den schwedischen Gesandten in London und Paris, Graf Erik Sparre und Graf Karl Gyllenborg, und Beide, mußten sich im Stillen nach den Jacobiten umsehen. Es sind ihrer in England mehr als ich geglaubt hätte; nach Frankreich ist eine ansehnliche Zahl ausgewandert. Mit Vorsicht läßt sich ein Heer von zehn bis zwölftausend Mann zusammenbringen; Schottland ist ganz unser; es stellt eine noch größere Armee. Dazu führt unser König, sobald das Frühjahr angebrochen ist, ein Heer von zwölftausend Schweden aus Götheburg nach Schottland, mit Rußland schließen wir jetzt Frieden, es zahlt Subsidien, die Jacobiten haben bereits zwanzigtausend Guineen zu dem Unternehmen gezahlt und ich hoffe noch mehr Geld dafür aufzutreiben. Ich muß sagen, die Nachrichten, welche mir des Königs Majestät mittheilt, machen einige Aenderungen in diesem Plane nöthig; doch bleibt er im Ganzen derselbe. Euch, Kapitän Norcroß, gedenk' ich zu einer sehr wichtigen Sendung an die königliche Witwe von England M a r i a in St. Germain, der Ihr ja

persönlich bekannt seid, zu gebrauchen. Doch sollt Ihr diese Reise nicht vor dem Frühjahre machen. Auch sollt Ihr mir Depeschen an einige schottische Barone bringen. Ich bedarf eines kühnen und entschlossenen Mannes und Ihr seid mir nicht um Euere persönlichen Eigenschaften halber der Liebste, sondern auch des Umstandes wegen, daß Ihr ein Engländer und eifriger Jacobit seid."

Der Freiherr fügte noch manches für den Freibeuter Schmeichelhafte hinzu und Norcroß versetzte in hoher Freude, dem endlichen Gelingen seiner Plane so nahe zu sein, und selbst thätig dabei wirken zu können, daß er Leib und Leben aufopfern wollte, um Sr. Excellenz in dieser Sache zu dienen.

„Reist jetzt mit Gott nach Schweden zurück. Wagt Euch aber nicht wieder durch den Sund. Es ist Tollkühnheit. Wenn Euch die Dänen erwischt und die Briefe gefunden hätten, unser ganzer Anschlag wäre verrathen gewesen."

„Auf diesen Fall war ich gefaßt, Excellenz," versetzte der Kapitän; „ich hätte des Königs Brief verschluckt."

„Fürwahr schlau genug!" lachte der Baron, „und Allen anzurathen, die dergleichen Papiere zu tragen haben. Doch geht Ihr diesmal nach Götheburg oder Marstrand, und reist zu Land nach Stockholm."

„Ich thue nach Ew. Excellenz Befehl."

„Wohlan denn, so bringt mir jetzt den jungen Lord; ich bin auf seine Bekanntschaft begierig."

Der Kapitän beurlaubte sich und eilte frohbewegt nach dem Gasthofe. Hier theilte er seinem Landsmann erst all' das Erfreuliche mit, was er vom Baron Görz erfahren hatte; Palmerston umarmte den Kapitän jubelnd und Beide leerten eine Flasche des besten Weins

auf die baldige Restitution der Stuarts in England. Hierauf begleitete der Kapitän seinen Freund nach dem Hotel des Barons. Sie waren kaum in das Vorzimmer getreten, als Görz hastig aus seinem Kabinet trat, den Lord mit einem starren Blick maß und mit außerordentlicher Höflichkeit hineincomplimentirte, indem er den Kapitän mit einem freundlichen Kopfnicken entließ, so daß dieser, nachdenkend über die Ungewöhnlichkeit dieses Empfangs, das Hotel verließ. Nach mehren Stunden kehrte auch der Lord dahin zurück und verkündete dem Kapitän mit freudestrahlendem Gesichte, daß der Freiherr ihn in seinem geheimen Büreau mit diplomatischen Arbeiten beschäftigen und bis zur Expedition nach Schottland bei sich behalten werde. Er traf denselben Tag noch Anstalt, mit Courtin das Hotel des Barons zu beziehen. Dem Kapitän war Vieles unbegreiflich und wurde ihm noch räthselhafter, als er von Görz zur Tafel geladen, dort den Lord den Ehrenplatz einnehmen und vom Wirthe mit der ausgesuchtesten Höflichkeit behandeln sah. Seine Verwunderung stieg auf's Höchste, als er Palmerston im Gallakleide neben dem Baron im Staatswagen des Letzteren durch die Straßen der Stadt fahren sah, und wenn er sich denselben jungen Mann dachte, wie er ihn vor einigen Wochen in Hamburg im Kaffeehause unter den dänischen Werbern gesehen, so wollte es ihn selbst bedünken, als wenn derselbe mit übernatürlichen Kräften ausgestattet sei.

Als er auf seine Fregatte zurückgekehrt dem Lieutenant Gad und dem Schiffschirurgus Habermann seine Verwunderung über das schnelle Emporkommen Flaxmann's beim Baron Görz nicht verhehlen konnte, riefen Beide einstimmig: „Er ist ein Hexenmeister, ein

Magier, ein Schwarzkünstler; das haben wir nun schon zu oft bestätigt gefunden," und Gad setzte mit einem Seufzer hinzu, als wäre ihm eine schwere Last vom Herzen gewichen: „Ich bin froh und in meinem Schöpfer vergnügt, daß uns der Mensch nicht wieder auf das Schiff kommt. Ich hatte in seiner Nähe stets eine Witterung von Pech und Schwefel und von noch etwas, was mir stets übel und weh machte."

7.

Ein Raubmordnest.

An einem der letzten Tage des Hornung 1717 — einige Monate später als die zuletzt erzählten Begebenheiten — wurde gegen Abend ein Boot von nicht sonderlicher Größe und Beschaffenheit vom Sturm an die einsame Westküste von Jütland in der Gegend von Varde geworfen. Es hätte jedem Zuschauer unbegreiflich scheinen müssen, wie man an solchem stürmischen Wintertage, wo die Thauwinde mit furchtbarer Heftigkeit wehten, sich in solch gebrechlichem Fahrzeug auf das wild empörte Meer hinauswagen können; aber es waren keine Zuschauer da. Regungslos lag weit und breit das unfreundliche Gestade, hie und da ragte eine Uferklippe mäßig hervor, dann breitete sich landeinwärts die öde schneebedeckte Ebne, über die der Seewind unablässig hinstrich.

Aus dem von der Gewalt des Windes und der Wellen an das steinigte Ufer geworfenen Boote krochen

allmälig einige in dürftige Kleidung gehüllte Männer und wateten durch das seichte Wasser bis zum trocknen Lande. Halb erstarrt vor Frost und Nässe langten sie dort an. Zwei von ihnen wiesen sich durch die Sorge, welche sie um das Fahrzeug trugen, als Schiffer aus, indem sie sich Mühe gaben, dasselbe mit Stricken näher an's Land zu ziehen und zu befestigen. Auch blieben sie bei dem Schifflein zurück und machten Anstalt, darin zu übernachten, während die andern Drei ihren unerfreulichen Weg landeinwärts fortsetzten. Graue, feuchte Nebel zogen über das Land und verkümmerten den betrübten Wanderern auch noch das Wenige von der Aussicht, das ihnen die Dämmerung gelassen hatte; der kalte Wind fand an ihnen den einzigen Widerstand, und pfiff ihnen durch die Kleider, daß ihnen das Herz im Leibe zitterte, da die grobe Linnen ihrer Beinkleider und die abgetragenen, hie und da gar zerfetzten Tuchjacken, woraus ihre Bekleidung bestand, ohnedies nicht geeignet waren, einen Menschen im Winter und Sturm zu wärmen.

Der Jüngste und, wie es schien, Schwächste dieser drei Nachtwandrer war von den Mühseligkeiten einer stürmischen Meerfahrt auch am meisten angegriffen und vermochte kaum den Schritt der beiden Andern mitzuhalten, auch rief er endlich schmerzhaft:

„So wahr mir Gott helfe! ich glaube, daß ich diese Nacht umkomme. Das Fieber setzt mir immer heftiger zu und überbrütet mich bald, daß ich in's Meer springen möchte, um mir die qualvolle Glut zu kühlen, bald schmerzt mir das Mark in den Knochen vor entsetzlichem Frost. Ich fürchte, daß mich bald alle Kräfte verlassen werden und ich auf dieser traurigen Schneefläche liegen bleiben muß, um zu sterben.

Courtin, dann verlaß' mich nicht eher, als bis ich todt bin; ich beschwöre Dich um Gottes und aller Heiligen willen! Hab' ich geendet, dann löse mir das Etui von der Brust und bring' es dem Könige von Schweden mit der Meldung meines Todes. Hörst Du! Schwöre mir das erst auf's Krucifix zu!"

„Tète-bleu!" rief der Franzose halb unmuthig, halb wehmüthig, „sprecht mir doch nicht von Sterben. So lang' ich Euch noch auf den Beinen sehe, wird's keine Noth haben. Tretet wacker auf, Mylord, daß Euch warm wird. Gebt mir Euern Arm. Nun wird's gehen. Auch müssen wir doch in ein verdammtes Nest kommen, wo wir uns betten können, und wenn's noch so schlecht ist. Nicht wahr, Bruder Ankarfield?"

„A parole d'honneur!" versetzte der dritte Mann. „Ich wollte gleich meine Ehre zum Pfande setzen, wir kommen bald in einen Ort, wo wir uns erquicken und ausruhen können bis zum Morgen. Wenn das Volk nur nichts von der freiherrlichen Kasse wittert. Ich denke doch nicht. Ich habe die Katze eng um den Leib gegürtet, und unter solchen Lumpen vermuthet man keine zehntausend Thaler."

„Aber, mon dieu! wie seid Ihr nur dazu gekommen, das Geld mitzunehmen? Selbst wenn es die Holländer genommen hätten, so hätten sie es dem König von Schweden bei Heller und Pfennig wieder herauszahlen müssen," sagte Courtin.

„Ei, das steht noch sehr zu bezweifeln. Das Geld war im Haag, der Baron Görz und ich in Arnheim, als er arretirt und in's Gefängniß gesetzt wurde. Als ich nun Hals über Kopf zu Euch nach dem Haag kam, hatten die Herren Generalstaaten noch nicht daran gedacht, die Effekten des Barons in

Beschlag zu nehmen und die Dienerschaft anzuhalten. Aber wir erhielten Abends einen Wink von dem, was am folgenden Tag geschehen sollte. Nun muß man eher alles fahren lassen, als die Ehre, und als des Barons Kammerdiener und Chatoullier wär' ich geblieben und hätte den Herrn Generalstaaten mein Geld bis zum Pfennig zugezählt, und so hätten sie's auch zurückzahlen müssen. Doch der Lord trieb ja so gewaltig zur Flucht, daß ich nicht widerstehen konnte. Was hätt' es mir verschlagen, ich wäre geblieben, wo das Geld blieb, und sie hätten mich wieder freigeben müssen, wie das Geld. Wenn ich aber ging, mußte das Geld auch mitgehen; so verlangt es meine Ehre. Gott wüßte, wer das Sümmchen an sich genommen hätte war ich fort; Niemand hätte etwas davon wissen wollen, und unser König der das Geld nöthiger braucht, als wir Alle, wäre drum gewesen. So aber übergebe ich die Katze mit meinem Beleg Sr. schwedischen Majestät, meinem großmächtigsten Herrn selbst, und habe große Ehre davon; und auf meine Ehre zu halten, hat mich meine selige Mutter gelehrt. Nun, Ihr habt sie ja gekannt, wie Ihr mir gesagt, und seid zur Zeit ihres Todes in Stockholm gewesen. Gott habe sie selig mit ihrer Ehre!"

„Ehrenfester Sproß eines ehrenreichen Baumes," perorirte der Franzose, „Ihr habt in Euerer hohen Weisheit nicht daran gedacht, was nun wirklich eingetreten ist, daß uns der Sturm an die feindliche Küste verschlagen könnte. Ihr hättet doch weit besser gethan, das Geld den Generalstaaten zu übergeben, die es Ehrenhalber wieder zurückzahlen mußten, die Fälle mochten lauten, wie sie wollten, als daß Ihr es wahrscheinlich nun dem Könige von Dänemark

übergeben müßt, der nichts zurückzahlt, ja Euch nicht einmal Dank dafür sagen wird."

„Sacre dieu!" rief der Kammerdiener ärgerlich. „Bin ich etwa daran Schuld, daß wir uns in Ermangelung eines andern Schiffs in den morschen Schachteldeckel setzten und davonfuhren, als wäre der leibhaftige Teufel hinter uns? Hat nicht der Lord, obgleich er selbigen Tag schon krank war — ich hab's ihm angesehen — das Alles betrieben und uns animirt, daß wir uns in diese Lumpen steckten und heimlich wie Diebe davonschlichen? Was es nun auch mit der Gefangennehmung des Barons für ein Bewandtniß haben mag, wir konnten immerhin ruhig bleiben. Freilich, wenn die Herren einen Lord in Euch endeckt hätten, so möchte es wohl nicht so ganz ohne Fährlichkeit für Euch abgelaufen sein."

„Wenn man des Lords Schreibtafel genommen und geöffnet hätte," versetzte Courtin, „so wär' er in sehr große Verlegenheit gekommen."

Palmerston seufzte tief auf und griff mit fiebrisch zitternder Hand nach dem Etui, gleichsam um sich zu versichern, daß er noch im Besitz desselben sei. „Es wäre sicherlich mein Tod gewesen, wenn man mir das Büchlein entrissen hätte," sagte er mehr für sich, als für die andern mit bebender Lippe. „Gott!" rief er gleich darauf, „ich bin nicht mehr im Stande, noch drei Schritte zu thun. Es ist wahr, die Gefangennehmung des Grafen hat mir einen fast tödlichen Schrecken bereitet. Wer hätte das auch nur denken sollen, an der Schwelle des Tempels, wo die Erfüllung aller Wünsche, die Gewährung aller Hoffnungen bereitet war, da noch vom neidischen Geschick erfaßt zu werden! Ich bin krank, todtkrank! Ich werde ster-

ben, ach, und so ruhmlos und unbekannt meine unselige Laufbahn beschließen."

„Peines de Dieu! Ihr sollt nicht sterben!" fluchte Courtin. „Wohlauf! noch hab' ich gute Kräfte und meinen tüchtigen Körperbau, der etwas vertragen kann. Könnt Ihr nicht mehr gehen, Mylord, so will ich Euch tragen, und wär's die ganze Nacht hindurch."

Der treue Franzose kauerte an den Boden nieder und lud den kranken Mann auf seinen breiten Rücken, so daß seine Arme auf der Brust und sein krankheitschwerer Kopf an dem Kopfe des Bootsmanns ruhte. „Ich habe aus lauter Liebe zu Euch," sagte er dann, „mein geringes Loos einmal an das Eurige gebunden, und es soll beim Himmel nicht eher davon abkommen, als bis der Tod mit seiner unerbittlichen Scheere selbst durchschneidet."

„Braver Bursche! Gott wird Dir vergelten, wenn ich es nicht kann, und ich fürchte, ich werde es nicht können," lispelte der Kranke; und der Marsch ging wieder vorwärts in der Richtung, welche der gewesene Kammerdiener des Baron Görz angab.

Dieser fluchte zuweilen und versicherte auf seine Ehre, daß er das alberne Jütland genau kenne, indem er in Hadersleben als Barbiergeselle gestanden, daß er sich aber wegen der Nacht und des Nebels durchaus nicht finden könne.

So mochten sie eine Stunde über das unwirthliche Schneefeld gegangen sein, als Ankarfield, der etwas vorausgeeilt war, jubelnd einen betretenen Pfad verkündete. Der Schluß, daß er zu einer von Menschen bewohnten Stätte führen müsse, war leicht und erfreulich. Die Gewißheit, bald ein Ziel zu erreichen, gab neue Kräfte, und so schritten sie rüstig auf dem Pfade hin. Sie waren auch nicht lange gewandert,

als sie Hundegebell vernahmen uud ihnen aus der Dämmerung die Umrisse eines Hauses entgegen traten.

Der Kammerdiener war flink an der Thüre und rief nach Menschen. Es erschien auch sofort Licht; ein keckes junges Weib trat aus der Stube und fragte nach dem Begehr der späten Ankömmlinge.

„Dieu soit bénisse!“ sagte Ankarfield, „daß wir nur ein menschlich Angesicht erblicken. Wir haben uns verirrt und suchen ein Obdach. Wir bitten Euch um Gotteswillen, gebt uns ein solches. Mehr noch als wir bedarf es der kranke Mann auf dem Rücken meines Begleiters.“ Courtin trat mit seiner Last eben in die Thüre.

„Ihr seid hier in einem Gasthofe,“ versetzte die Frau hart und herzlos, „und wenn ihr Geld habt, könnt Ihr Alles verlangen, was zur Bequemlichkeit eines Reisenden gehört, er mag gesund sein, oder krank.“

„Gottlob!“ seufzte der Kammerdiener mit einem innern Wohlbehagen auf, und setzte dann unvorsichtig hinzu: „An Geld fehlt's uns nicht.“ Dabei griff er unwillkürlich nach der Geldkatze, welche Bewegung den lauernden Blicken des Weibes keineswegs entging.

„Nun so tretet in die Gaststube,“ sagte sie. „Ihr werdet noch mehr Gäste und angenehme Unterhaltung finden: Befehlt, was Ihr zu speisen wünscht.“

„Dafür wollen wir Euch sorgen lassen,“ sagte der Kammerdiener, und trat höflich grüßend in die Stube. Palmerston half sich von Courtin's Rücken und wurde von ihm in die Stube geführt. Eine Anzahl von ungefähr zwölf Männern saß an Tischen um den ungeheuren Ofen herum, und vertrieb sich die Zeit mit Karte und Würfeln. Die Wirthin — als solche gab sich die junge Frau kund — machte für den

Kranken einen Platz hinter dem Ofen, weil ihm die Kälte die Glieder furchtbar schüttelte, so daß er kaum seiner Sinne mächtig war und jeden Augenblick zu sterben glaubte; dann ging sie, um eine warme Suppe zu besorgen. Die spielenden Männer bekümmerten sich wenig um die neuangekommenen Gäste; ihr Gespräch bezog sich nur auf das Spiel. Dazu tranken sie Branntwein aus hölzernen Krügen. Aus ihren wüsten Gesichtern war nicht viel Erfreuliches zu lesen, eben so wenig konnte man aus ihrer geringen Kleidung oder aus sonst etwas abnehmen, was ihr Gewerbe sei und weshalb sie in solcher Anzahl hierhergekommen. Ankarfield vermuthete, daß in der Nähe ein Dorf liege, und daß diese Gäste, obgleich sie nicht wie Bauern aussahen, von dorther hier zusammengekommen seien. Er rückte daher, während Courtin mit seinem Herrn beschäftigt war, näher und redete den ihm zunächst Sitzenden an: „Permission, Monsieur! Ihr seid wohl vom nächsten Dorfe?“

Der Kerl sah ihn mit großen Augen an und sagte dann mit einem widrig schlauen Gesicht: „Woher kommt Ihr denn, daß Ihr nicht wißt, wo Ihr seid? Euere Frage und Euere Sprache, die mehr schwedisch klingt, als dänisch, verrathen zur Genüge, daß Ihr mit diesem Lande unbekannt seid. Auch stehen Eure französischen Wörter im Widerspruch mit Euern Kleidern.“

„Wollet mir zuvor gefälligst auf meine Fragen antworten: in welcher Gegend von Jütland befinden wir uns eigentlich?“

„Auf der jütländischen Heide; in einem Umkreise von mehren Meilen ist an kein Dorf zu denken. Drum sagt, Schwede, woher kommt Ihr, wohin wollt Ihr?“

Der Kammerdiener erzählte ein Gemisch von Wahrheit und Lüge. Die Männer warfen sich bedenkliche Blicke zu. An dem Tische, an welchen sich Ankarfield gesetzt, hatten sie die Karten weggelegt und fingen es darauf an, den Kammerdiener auszufragen und in seinen Antworten zu verwirren. Unterdessen war Einer hinausgegangen; dieser redete, wiederkommend, mit einer den Andern wohlverständigen Augensprache. Ankarfield sah sich in ein Gespräch verwickelt und ganz von den Männern umgeben. Er hatte sich und seine Kameraden für Schiffer ausgegeben.

„Wir sind Schiffer, Patron," rief Einer, „laßt doch sehen, ob die Andern auch solche Lügenhunde sind." Und damit wandten sie sich zu Courtin, der sich aber in seiner kauderwälschen Sprache weit besser als Seemann auswies. Mit dem kranken Palmerston war nicht zu sprechen. Man ließ den Franzosen also ferner ungeschoren und wandte sich zu dem Schweden.

„Wißt Ihr, Mann, wie wir Euch thun würden wenn wir auf dem Wasser wären?" sagte der Eine, welcher draußen bei der Frau gewesen war, „wir würden Euch beim Hosenbunde fassen und vom Borde hinab in's Wasser tauchen, daß die Fluth über Euch zusammenschlüge, um Euch den Lügengeist auszuwaschen. Seht so!" Und damit ergriff er ihn mit starker Faust hinten bei der Geldkatze und hob ihn in die Höhe, daß der erschrockene Kammerdiener aufschrie: „Laßt mich los! ich bin ein Barbier." Die Andern lachten und setzten sich wieder zum Spiel, der handgreifliche Kerl sagte trocken: „Eh' Ihr morgen abreist, guter Freund, sollt Ihr mir den Bart abnehmen."

Durch die wohlthätige Wärme des Ofens neu be-

lebt und durch den Angstruf des Kammerdieners ermuntert, schlug Palmerston die Augen auf und richtete sie auf die Gesellschaft. Da war's ihm nicht anders, als seien seine Sinne von einem wunderbaren Spiel wirrer Phantasie befangen; denn er glaubte einige Augenblicke lang in Hamburg auf dem Kaffeehause unter den dänischen Werbern und ihren Spionen zu sein, dann wollte es ihm wieder bedünken, als sei er in Stockholm in der Schenkstube der Frau Ankarfield; denn all' diese wüsten Gesichter an den Tischen kamen ihm bekannt vor. Indem er sich anstrengte, mit sich selbst in's Klare zu kommen, brachte die Wirthin die Suppe, und rief hinter den Ofen: „Kommt hervor und erquickt Euch.“ Kaum aber hatte er sich auf den für ihn bestimmten Sitz geschleppt, als er in dem ihm gegenüber am andern Tische sitzenden Mann den Spion erkannte, den er in Hamburg als dienstbaren Geist des Werbelieutenants Kreuz und in Stockholm als Seemann getroffen, den er das Scheermesser aus der Kapsel der Frau Ankarfield hatte nehmen sehen, welches man nachher neben dem damit ermordeten Diener seiner Schwester gefunden hatte. Diese Entdeckung jagte ihm einen Schauder nach dem andern durch die Seele und über den Körper; er konnte kaum den hölzernen Löffel halten, womit er die Suppe verzehren wollte. Auch war ihm die Kehle wie zugeschnürt. Er fischte deshalb, um sich den Anschein der Unbefangenheit zu geben und um Zeit zu gewinnen, sich zu fassen, mit dem Löffel in der Suppe herum und that, als speise er davon. Da bemerkte er zu seinem neuen Schrecken, daß eine fettige grüne Materie auf der Suppe schwimme, welche nicht zu den wesentlichen Bestandtheilen derselben gehöre, und seine medizinischen Kenntnisse bestätigten gar bald den Ver-

dacht, daß ein gemeines Gift an der Suppe sei. „Courtin,“ sagte er, „rücke mir doch den Stuhl etwas näher an den Tisch; ich sitze nicht bequem.“

Der dienstfertige Franzose that es, in demselben Augenblicke flüsterte ihm Palmerston in das nah' an dessen Mund gekommene Ohr: „Gift!“ und deutete mit den Augen auf die Suppe. Der schlaue Bootsmann verstand, und als gleich darauf auch für ihn und Ankerfield das Essen kam, ließen sie die Suppe aus ihren Löffeln unbemerkt in das unter dem Tische liegende Stroh laufen.

Der von Palmerston erkannte Spion fand nicht für nöthig, sich zu verbergen; vielmehr rief er mit einer gewissen Freundlichkeit, gleichsam als fände er einen alten Bekannten:

„Ei, da treffen wir uns ja schon wieder, guter Freund; heißt Ihr nicht Flaxmann? Ihr wollt wohl nach Kopenhagen, um dem dänischen König Eure Schuld abzutragen? Das ist redlich von Euch gedacht und gehandelt.“

„Was habt Ihr hier zu thun?“ fragte der Lord.

„Wie Ihr doch verdammt neugierig seid!“ höhnte der Kerl. „Ich liege hier und warte das Wetter ab, um auf den Häringsfang zu gehen. Wißt Ihr's nun? Ich hab' Euch noch nicht um Euer Gewerbe gefragt, obgleich ich wohl weiß, daß Ihr ein einträgliches habt. Wir sahen uns in Stockholm nicht wieder, weil Ihr, wie ich hörte, dem Kammerdiener der reichen Engländerin ein blutiges Halsband mit blankem Stahl gemacht und der Dame selber eine bleierne Pille eingegeben, um ihre Goldfüchse zu fangen. Freilich, ein Fuchsjäger hat bessern Lohn als ein Häringsfänger.“

Die Gesellschaft belachte den rohen Witz; dem

Engländer wurde aber nur schlimmer zu Muthe. Der Gedanke, vom Mörder des englischen Kammerdieners selbst auf dessen Mord angeklagt zu werden, hatte für Palmerston so viel Schreckliches, daß ihm die Sinne vergingen und er ohnmächtig in deß herbeigesprungenen Courtin's Arme sank. Dieser verlangte von der Wirthin ein eigenes Zimmer mit drei Betten, wohin er den Kranken bringen wollte.

„Ich kann Euch nur eine Kammer mit zwei Betten geben,“ sagte sie; „der dort,“ setzte sie auf Ankarfield deutend hinzu, „muß in einer Bodenkammer schlafen.“

„Wir schlafen alle Drei zusammen,“ versetzte dieser, „und haben unser zwei für diese Nacht auch in einem Bette Platz.“

„Es geht nicht an!“ belferte die Wirthin heftig. „Doch wie Ihr wollt,“ fuhr sie sanfter fort, als befürchte sie, sich zu verrathen.

Sie ging mit der Leuchte voran; Ankarfield und Courtin faßten ihren Begleiter, um ihn zu tragen. Sie mußten durch eine hohe und geräumige Hausflur, in welcher allerlei Wirthschaftsgeräth, leere Fässer u. dgl. umherstand, dann eine steile Stiege hinan und auf einem offenen Gange hin bis zur Kammerthür. Der Gang lief im innern Raume des Hofes hin, und Courtin besah sich die Höhe, die nicht beträchtlich war. Soviel er in einigen Augenblicken unterscheiden konnte, war der Hof hinten zugebaut. Die Wirthin öffnete die Kammer, der Kranke wurde in ein Bett gelegt; die Frau wich nicht von der Stelle.

„Stellt das Licht auf den Tisch,“ sagte Ankarfield zu ihr, „wir bedürfen Euerer Hilfe nicht mehr.“

„Nein!“ versetzte sie trotzig. „Das Licht kann ich Euch nicht lassen. Die Hütte ist von Balken und

Brettern zusammengezimmert, die ganze Kammer liegt voll brennbaren Zeugs, und wenn ein einziger Funken abfiele und das kleinste Fädchen finge Feuer, so brennte in ein paar Minuten das ganze Nest wie eine Fackel."

„Wir wollen uns mit dem Lichte vorsehen. Ihr könnt Euch auf die Gewissenhaftigkeit zweier Männer verlassen."

„Ihr gebt mir kein neues Haus, wenn mir das abbrennt. Ihr hättet mir eben das Aussehen dazu. Das Licht kann ich Euch auf keinen Fall lassen. Legt Euch zu Bett oder ich gehe fort und laß Euch im Dunkeln stehen."

„So habt doch Vernunft, Frau. Ihr seht da den todtkranken Mann. Er kann uns ja in dieser Stunde noch sterben und schwerlich wird er das Tageslicht wiedersehen. Sollen wir ihn im Dunkeln dahinfahren lassen."

„Das Licht wird ihn auch nicht halten," sagte die Wirthin kurz und schlug die Thür zu.

Jetzt hatten die drei Reisegefährten Gelegenheit, sich über ihre schwierige Lage zu berathen. Auch Palmerston war wieder zur Besinnung und wie durch eine wunderbare Fügung zu einigen Kräften gekommen.

„Daß wir in eine Mörderhöhle gerathen sind, leidet keinen Zweifel," sagte er. „Es kommt darauf an, uns wieder herauszufinden. Bleiben wir diese Nacht, so erlebt keiner von uns den Morgen."

Das sahen die beiden Andern auch ein.

„Aber wie kommen wir hinaus?" fragte Ankarfield. „Wenn Ihr gesund wäret, Mylord, und könntet Euch eine Strecke forthelfen, so wäre Flucht möglich; wir sprängen in den Hof hinab und suchten einen Ausgang aus demselben."

„Dies bin ich nicht im Stande. Nicht drei Schritte vermag ich zu gehen," versetzte der Engländer mit schwacher Stimme. „Rettet Euer Leben, Freunde, mich laßt im Stich. Mein Leben wäre wahrscheinlich ohnedies bald abgelaufen, was liegt an einer Stunde mehr oder weniger meines elenden, kummervollen Daseins? Ihr vermögt mich nicht zu retten, wohlan, so rettet Euch selbst!"

„Nimmermehr!" sagte Courtin entschieden. „Lieber will ich mit Euch sterben. Monsieur Ankarfield, geht Ihr allein."

„Ach Gott! Mit Freuden! Wenn ich doch nur wüßte, wohin?" weinte der verzagte Barbier. „Ich muß meine Ehre retten und mein Geld; wenn das nicht wäre, so würde ich auch bei Euch bleiben und mit Euch sterben. Am Leben liegt mir nichts, an der Ehre Alles. Hilf Himmel, wenn ich hier todtgeschlagen würde und kein Hahn danach krähte, so würde man sagen: Er ist damit durch die Lappen gegangen. Der Name Ankarfield wäre mit Schande überdeckt; meine Ehre wäre für ewig mit mir begraben. Und was würde der Herr Baron sagen? Und vollends des Königs Majestät? Meine Mutter würde sich im Grabe umwenden."

„Ja, so geht nur, Herr, und macht, daß Ihr fortkommt!" sagte der Franzose barsch.

„Wohin denn? Wohin denn? Ich weiß bei meiner Ehre nicht wohin?"

„Tête bleu! Der Nase nach. Geht vor die Kammerthür, springt in Gottes Namen in den Hof hinab und sucht Euch dann weiter fortzuhelfen. — Aber damit ist uns noch nicht geholfen, Mylord," wandte sich der Bootsmann zum Kranken. „Sollen

wir uns ruhig hier todtschlagen lassen, wie in der Falle gefangene Mäuse? Nimmermehr!“

„An meine Flucht denke nur nicht,“ versetze Palmerston. „Was hülfe sie? Ich würde draußen sterben. Auch liegt mir, bei Gott! nichts mehr am Leben, seit meine Pläne von Neuem so gänzlich gescheitert sind. Nur einen Wunsch habe ich noch, und dessen Erfüllung verlange ich von Dir. Schwöre mir zu, zu thun, was ich Dir befehle, um was ich Dich flehentlich bitte.“

„So war mir Gott helfe, die reine Jungfrau und ihr benedeiter Sohn!“ sagte Courtin feierlich, „ich will thun, was Ihr von mir begehrt, Mylord.“

„Wohlan so nimm dieses Etui. Es ist mein einziger Wunsch, daß es nicht in profane Hände komme, daß man nach meinem Tode keinen Mißbrauch damit treibe. Es enthält das Heiligthum meines Lebens.“ Mit diesen Worten zog er die rothe Schreibtafel hervor, überreichte sie dem treuen Bootsmann und fuhr fort: „Nun gehe wieder in die Wirthsstube hinab und sage: ich sei eben im Sterben begriffen. Dadurch gewinnst Du jedenfalls Gelegenheit, aus dem Hause zu entwischen. Ich aber will mich todt stellen, und das wird den Mördern nicht auffallen, da sie uns Gift gegeben haben. Suche so schnell als möglich einen Ort zu erlangen, mache eine Anzeige und komme mit Hülfe hierher. Ist es Gottes Wille, so lebe ich noch, und Du kannst dann weiter für mich sorgen; findest Du mich todt, so begrabe mich und bring' das Etui dem Fräulein Christine von Ove, Hofdame der Königin von Dänemark. Sag' ihr, daß ich sie bis zum Tode heiß geliebt habe und das sie dies Büchlein zum Andenken an den unglücklichsten aller Menschen aufbewahren, aber nie einen Menschen sagen

möge, welches sein Inhalt sei. Sag' ihr das! Und nun geh'! Doch nein, das Crucifix gieb mir daraus; ich will es auf meine Brust legen und beten." Er öffnete das Büchlein zitternd beim Dämmerscheine, den das schwache Schneelicht durch das einzige alte Fenster der Kammer warf, und nahm das Kreuzheilandbild heraus, drückte es an seine bebenden Lippen und übergab dem weichgewordenen Bootsmann die Schreibtafel.

In diesem Augenblicke ging die Thüre wieder leise auf und der furchtsame ehrliebende Kammerdiener, welcher während des Gesprächs der Beiden von Angst hinausgetrieben worden war, kam wieder hereingeschlichen. Die Todtenblässe seines Gesichts und sein zu Berge gesträubtes Haar vermochten die beiden Andern nicht zu erkennen, wohl aber hörten sie das Klappern seiner Zähne. Kaum war es ihm möglich, einige abgerissene Worte zu flüstern.

„Ich denke, Ihr seid mit Euerer Geldkatze schon lange im freien Felde?" fragte Courtin.

„Ach Himmel!" versetzte der Andre; „ich gehe auf den Gang hinaus, und suche mir mit den Händen tappend eine bequeme Stelle zum Hinablassen; da gerathe ich am Ende des Ganges an eine Thür und vermuthe, es möchte hier eine Treppe in den Hof hinabgehen. Die Thür ist nicht verschlossen, ich gehe hinein und fühle und fühle bis ich mit dem Fuße an einen Gegenstand stoße. Ich bücke mich danach und greife in ein kaltes Gesicht. Es liegen noch mehr Leichen in der Kammer. Parole d'honneur! Ich kann vor Schrecken kaum stehen."

„Das sind Fremde, die heute oder in der vorigen Nacht erschlagen worden sind," sagte Courtin. „Mir kommt ein guter Gedanke ein. Führt mich in die Kammer.

Nehmt Ihr eine Leiche; ich nehme eine. Wir legen sie zusammen in's Bette. Ihr springt dann in den Hof hinab, und ich will Euch dazu behülflich sein. Ich gehe dann in die Wirthsstube und melde den Tod des Lord, und sehe zu, daß ich Euch nachkomme."

Es geschah, wie der Franzose angegeben hatte. Mit der größten Vorsicht wurden aus der Mordkammer ein Paar Leichname herausgezogen, in die Schlafkammer gebracht und hier zusammen in's Bett gelegt. Nun ließ Courtin an einem zum Strange gedrehten Laken den Kammerdiener in den Hof hinab und ging noch einmal zu Palmerston.

„Mylord, ich gehe. Behüte Euch Gott!"

„Er begleite Dich!" stöhnte der Kranke.

Mit leisem Frösteln und Zittern tappte Courtin nach der Treppe und rief dabei so laut als möglich: „He! Holla! Licht her!" Es dauerte auch nicht lange, als die Wirthin schimpfend aus der Stube kam.

„Was habt Ihr vor, Ihr unruhiger Nachtvogel?" rief sie entrüstet.

„Ach, liebe Frau Wirthin," flehte Courtin, „unser kranker Begleiter ist so eben gestorben. Ich bitt' Euch sehr, gebt uns ein Licht; uns graust bei dem todten Manne."

„Was geht das mich an?" erwiderte das Weib. „Das Licht kann ihn nicht wieder lebendig machen, und so Ihr ein Furchthase seid, so wird Euch die Hellung keine Herzhaftigkeit einflößen. Packt Euch in's Bett, oder ich laß den Hund los, der soll Euch hineintreiben." Damit ging sie wieder in die Stube und schlug die Thür zu. Courtin hatte während ihrer Rede nach einem Ausgang umhergespäht, aber nichts entdeckt. Doch hatte er nicht umsonst die leeren Fässer in der Hausflur gesehen. Er horchte noch einmal

in den Hof hinab, da er aber dort nicht das leiseste Geräusch vernahm, so muthmaßte er, daß Ankarfield glücklich entkommen sei; anfangs wollte er ihm nach, doch hielt ihn die Liebe zum Lord und eine gewisse französische Neugierde, zu erfahren, was aus der Sache werden möchte, zurück, und er zog es vor, auf den Zehen in die Hausflur hinabzuschleichen und in eins der großen Fässer zu schlüpfen. Hier verhielt er sich ruhig und wartete nicht ohne Herzklopfen über zwei Stunden. Da — in der Mitternachtsstunde — ging die Thür auf, und zwei der Mordgesellen traten heraus, jeder ein Beil in der Hand. Das Weib leuchtete ihnen vor. Der Spion war dabei.

„Einen Schlag hat uns Trude's Suppe erspart," sagte dieser, „und wahrlich, es ist gut, daß ihn Gevatter Hain ausgespannt hat; er hätte mich gedauert, wenn er das Beil hätte kosten müssen. Den beiden andern Schlingeln ist's eher zu gönnen."

„Zumal dem mit der Geldkatze," sagte der Andre.

„Schlagt nur Beide zugleich zu," bemerkte das Weib, „daß nicht einer entwischt. Ich will den Hund loslassen aus Vorsorge," damit stellte sie das Licht auf die Treppe, unfern dem Fasse, in welchem Courtin verborgen war, ging zur Hausthür, öffnete und trat hinaus. Gleich darauf kam sie zurück, von einem großen Hunde gefolgt, und die Thüre wurde nicht wieder verschlossen. Sie ergriff das Licht und die beiden Männer sammt dem Hunde gingen ihr nach, die Stiege hinauf. Kaum hörte Courtin ihre Schritte verhallen, als er aus dem Fasse schlüpfte und mit einigen schnellen, auf den Zehen ausgeführten Schritten die Thür gewann. Einen Augenblick darauf war er im Freien. Gewandt wie ein Aal drückte er sich rasch an dem

Hause hin und lief dann was er vermochte auf dem Fußpfade fürbaß.

8.

Rettung aus Todesgefahr.

Der Engländer lag in einem Zustand, der fast der Bewußtlosigkeit gleichkam. Seine Glieder waren kalt und starr, kaum fühlte er noch den leisen Pulsschlag seines Herzens. Doch seine Seele zuckte, von Angst getrieben, ohne daß sie sich selbst hätte klar bewußt werden können. Endlich vernahm er Geräusch und sah beim dürftigen Schneescheine, wie die ihm gegenüberstehende Wand zurückwich. Einen Augenblick darauf vernahm er den Schall zweier Schläge, mit den Mordäxten auf die Schädel der beiden Leichen fast zu gleicher Zeit geführt, und dieser Ton schnitt ihm so durch die Seele, daß ihn die Besinnungskraft verließ. Als er wieder zu sich kam, mochte wohl über eine Stunde verflossen sein, und er hörte einige Stimmen. Ein matter Lichtstrahl von einer trüben Laterne blitzte ihm weither in's Auge.

„Die Kerle sind schon eiskalt, die haben's kurz gemacht," sagte eine rauhe Männerstimme.

„Ich will die beiden Bursche auf mich nehmen," versetzte eine andre. „Geh', Iwer, nimm Du den da drüben. Vor Gestorbenen entsetz' ich mich, weißt Du." Damit wurden die beiden Leichen aus dem Bette gezogen.

„Das Geld wird Frau Trude schon selbst suchen,“ lachte der Erste. „Darauf versteht sie sich herrlich. Sie hat eine Nase, wie ein Spürhund.“

Palmerston wurde von einer starken Faust bei der Brust ergriffen und auf den Rücken des Mannes geworfen. Durch die zurückgeschobene Wand ging's nur ein paar Schritte weiter, und sie waren in der Fleischkammer, wie die Mörder den Ort nannten, wo die Leichen bis zum Entkleiden und Verscharren aufbewahrt wurden. Palmerston wurde abgeworfen, die beiden Leichen kamen über ihn zu liegen. Die Träger verließen nach einigen rohen Scherzen den schauerlichen Ort wieder, wo der Scheintodte mit einem Blick noch mehr Leichen gesehen hatte. Ein widriger Todtengeruch wehte ihn an, die Schauer des Grabes rieselten durch seine Gebeine. Die eiskalten Glieder der Todten an ihm verursachten ihm einen Schmerz, der fast dem glich, als wenn er mit einem glühenden Eisen gebrannt würde. Da lag der Unglückselige, der durch Gesetz und Recht zu einem hohen Loose bestimmt gewesen war, unter einem Haufen gemordeter Männer, allein ein Lebender, von menschlicher Hülfe verlassen, krank und elend, an seinem trüben Geschicke verzweifelnd und ohne Hoffnung. Das bleiche Licht der Mondssichel, welche unterdessen aufgegangen war und mit kalter Theilnahmlosigkeit durch die Fensterlücke in die Kammer sah, zeigte ihm die Stätte des Grauens, in welche ihn verruchte Hände geschleudert, und schon fing etwas wie Wahnsinn in seinem Gehirn sich zu regen an; er griff um sich, und stieß die Leichen mit Verwünschungen von sich. Nicht mehr im Stande, an Vorsicht zu denken, würde er verloren gewesen sein, wenn nicht die ewige Vorsicht seiner gedacht hätte. — In diesem Augenblick erhob sich vom

Hofe her ein klägliches Jammergeschrei, der Hund schlug stark an, dann war er still und winselte zuweilen; das Geschrei dauerte aber fort. Gleich darauf hörte Palmerston Stimmen im Hause. Man rief auf den Hof hinaus: „Was ist das? Wer jammert und wehklagt so?“

„Der Barbier! Der Barbier, der gestern Abend gekommen,“ war die klägliche Antwort. Kaum hatten die Mörder die ersten Worte vernommen, als einer rief: „Hab' ich's nicht gesagt? Es ist ein Wehrwolf oder ein Spukgeist! Der Flaxmann galt als ein Zauberer und schwarzer Magier; der macht den Spuk.“ Kaum hatte Palmerston diese Worte vernommen, als er aufsprang, die Leichen in der Kammer polternd über einander warf und ausrief: „Ja, ja er ist's der Zauberer! Er ist von den Todten erstanden und kommt, Euch die Hälse umzudrehen!“

„Flieht!“ rief der Sprecher — der Spion — in wildem Entsetzen, und Hals über Kopf, Einer über den Andern, purzelte die ganze Schaar der Thüre zu; und wer nicht zur Thüre hinaus konnte, sprang zum Fenster hinaus. Eine Minute darauf war das Haus leer, und Palmerston ging frei und ungehindert durch die Hausflur zu der offenen Thüre hinaus. Er sah die geängstete Rotte fliehen, und wählte den entgegengesetzten Weg. In der Aufregung seiner Lebensgeister und allein mit dem Gedanken an seine Rettung beschäftigt, allein von dem Wunsche beseelt, nur jetzt nicht zu sterben, dachte er jenem Jammergeschrei, dem er doch eigentlich seine Rettung verdankte, nicht weiter nach, sondern eilte nur so viel er konnte, von der Stätte des Schreckens. Die frühere Schwäche war von ihm gewichen, die Eiskälte aus seinen Gliedern verschwunden; nichts hinderte ihn an der Eile, mit

welcher er seinen neuen Lauf begonnen hatte. Und so tastete er auf dem betretenen Wege fort. Als der Morgen dämmerte, sah er einen Ort vor sich liegen. Aber seine Kräfte wichen abermals. Der heftigsten Anspannung folgte nach den Gesetzen der Natur, eine verhältnißmäßig noch stärkere Abspannung, und noch ehe er den Ort erreichen konnte, sank er aller Kräfte baar und ledig zu Boden. Zwar versuchte er den Schnee zu lecken, und sich dadurch wieder etwas zu beleben, aber die Sinne vergingen ihm, er konnte sich der betäubenden Mattigkeit nicht erwehren; es kam über ihn, wie ein süßer Schlummer; eine leuchtende Engelsgestalt trat mit Christinens freundlichen Zügen zu ihm, und ließ aus dem Kelch der Lilie, die sie an langem grünem Stengel in der Hand hielt, einen Tropfen duftender Narden in seinen Mund träufen. „Es ist der Tod, der Genius des Friedens," dachte der Unglückliche. „Sei willkommen!" — —

Das Geschrei im hintern Hofe kam wirklich von dem Kammerdiener Ankarfield. Dieser furchtsame Mann war, nachdem er glücklich im Hofe angelangt war, lange Zeit still und in Zittern und Zagen in einem Winkel stehen geblieben und hatte sich aus Furcht, ein Geräusch zu machen und sich zu verrathen, nicht getraut, sich zu regen, geschweige denn einen Weg zur Flucht zu suchen. Als die Mörder ihr Bubenstück zu verüben meinten, stand er noch immer in seinen Winkel, und erst als es wieder ruhig geworden war, versuchte er eine Thür zu öffnen. Aber das leiseste Knarren derselben jagte ihm Todesschrecken ein, er stand davon ab und blieb unschlüssig und mit der Marter der Todesangst auf seiner Stelle. Hier hörte er einen Theil des Gesprächs der Mörder, aber auch dies vermochte ihn nicht fortzubringen; er war wie angebannt.

Endlich als der aufgehende Mond den Hof beleuchtete, entdeckten seine umherirrenden Augen ein kleines Häuschen; er vermuthete, es möchte ein Brunnen sein und täuschte sich nicht. Es war der mit zwei Eimern versehene Ziehbrunnen, von denen der eine an langer Kette unten im Wasser hing. Ankarfield glaubte sich in diesem Brunnen am sichersten verbergen zu können, und er hatte den Gedanken kaum gedacht, als er auch schon begann, mit den Fußspitzen in die Lücken der Mauer zu treten, und mit der einen Hand die Kette, mit der andern sich an der Mauer haltend, stieg er, von Todesangst getrieben, einige Fuß tief. Da er sich aber allein auf das Gefühl seiner Fußspitzen verlassen mußte, so war er nicht sicher, in den Brunnen zu stürzen. Er klammerte sich also nur um so fester an die Kette an. Als er einige Minuten gestanden hatte, wurde es ihm nothwendig, seinen Stand zu ändern; er fühlte mit dem einen Fuße und konnte keine Spalte in der Mauer finden. Da glitt er auch mit dem andern Fuße aus, und rutschte, die Kette im größten Schrecken mit beiden Händen fassend, einige Spannen lang hinab. Nun hing er in dieser verzweiflungsvollen Situation zwischen Himmel und Erde. Die Mauer des Brunnens vermochten seine zitternden Füße kaum mehr zu erreichen, aber so oft er auch daran kam, so wich die Kette zurück, und es war ihm sonach unmöglich, mit der Fußspitze wieder eine Lücke in der Mauer zu entdecken und zu benutzen. Jetzt glaubte er den sichern Tod vor Augen zu haben — er konnte ja nicht wissen, wie tief der Brunnen war — schwarz und entsetzlich gähnte ihn sein hohler Schlund von unten herauf an; es war ihm nicht anders, als zerrte ihn Jemand bei den Beinen hinab; in seinem armen Kopfe schwindelte es, die Kräfte drohten ihn zu verlassen;

die Kette in seinen krampfhaft zusammengespannten Händen brannte ihn als ob sie glühend werde. Jetzt, jetzt war der Augenblick gekommen, wo die Krone seines Lebens zu schwanken begann. Die Liebe zum Leben verdrängte die Liebe zur Ehre. Er philosophirte kurz so: „Ersäufst Du in dem abscheulichen Brunnen, so erhält König Karl das Geld doch nicht, und Du giltst bei aller Ehrlichkeit nach Deinem Tode doch für einen Schurken. Besser Du lebst und giebst das Geld den Mördern. Von der Barmherzigkeit des Brunnens ist nichts zu hoffen, wohl aber noch von der der Menschen. Wenn die Blutzapfer das viele Geld sehen, schenken sie Dir wahrscheinlich Dein armes Leben." — Und somit fing er denn an, aus vollem Halse so kläglich als möglich zu schreien und zu winseln. Aber sein dumpfklingendes Geschrei hatte eine ganz andre Wirkung, als er beabsichtigte. Als nun Niemand kam, versuchte der Arme mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte, sich selbst zu helfen. Im Augenblick der höchsten Gefahr entwickelte er eine riesige Stärke. Und so zog er die Last seines eignen Leibes mit seinen Händen an der Kette empor und gelangte bis zur Walze, an welcher die Eimer liefen. Noch ein Ruck und er stand wieder im Hofe. Die überstandene Angst hatte die frühere vor den Mördern verdrängt. Er schlich an die Hofthüre und horchte. Nichts regte sich; das Haus war wie ausgestorben. Nun wagte er sich in die Hausflur; alle Glieder schlugen ihm, die Zunge klebte ihm am Gaum; er getraute sich nicht zu athmen. Er hörte nichts. Der Mondschein zeigte ihm die offene Hausthür; er schlich leise wie die Nacht durch die Hausflur und huschte hinaus. Nun stürzte er wie ein vom Jäger verfolgtes Wild davon, und einen andern Weg als Palmerston einschlagend, gelangte er am an=

dern Tage an das Ufer des Kattegat. Hier gewann er einen armen Fischer, der ihn in einem Boote an die schwedische Küste übersetzte.

9.

Liebessegen.

Der bewußtlose Engländer wurde von Taglöhnern gefunden und zum Pfarrer des Orts gebracht. Hier verfiel er in ein hitziges Fieber und lag mehre Wochen lang mit dem Tode ringend, darnieder. Erst als der Frühling seinen segenbringenden Odem über die Erde hauchte, durfte er daran denken, seinen Wanderstab weiter zu setzen. Während der Zeit seiner Genesung hatte er sich oft mit seinem theilnehmenden Wirthe, dem Pfarrer, unterhalten, und dieser hatte auf unschuldige Weise des Engländers Liebe und den Namen seiner Geliebten entdeckt. Von der Dürftigkeit des Wiedergenesenden gerührt und von der Sorge um sein ferneres Wohl bewogen, hatte der würdige Mann heimlich an Christine von Ove geschrieben. Eines Tags fuhr ein Wagen vor dem Pfarrhause vor; ein Mann stieg aus und kündigte sich als Haushofmeister im Hause des Statthalters von Gabel und als Christinens Abgesandter an. Er brachte von Christinen Briefe an den Pfarrer und an Palmerston. Der Letztere, höchlichst überrascht, verschlang die Zeilen, deren Geist sich ihm wie ein lebenspendendes Fluidum mittheilte. Sie schrieb ihm, wie sie von seinem treuen

Begleiter Courtin das Etui mit der Nachricht seines wahrscheinlichen Todes erhalten und sich der stillen Trauer über ein so trübes Geschick überlassen habe, aus welcher sie nun des Pfarrers Brief um so angenehmer gezogen und ihr die Hoffnung des Wiedersehens um so süßer bereitet haben. Ferner, daß der Statthalter sein in der Nähe der Stadt liegendes Gartenhaus zu seinem Empfang einrichten lasse, dort habe er Muße, im Schooße des Frühlings, frei von kleinlichen Sorgen, seine Genesung abzuwarten. Palmerston sah in der ersten Aufwallung der Freude nicht die schüchterne Feinheit, womit jedes Wort des Briefes abgewogen war. Er nahm gerührt von dem Pfarrer Abschied, dessen Wohlthätigkeit durch die Hand des Haushofmeisters vergolten ward und eilte viel tausendmal auf Amors Flügeln der Geliebten zu, eh' der Wagen über den Kattegat gesetzt wurde und Kopenhagen erreichte.

Verblichen waren nun wieder alle Bilder von Schlachten und Siegen, Macht und Größe, die schimmernden Geburten der Nachtseite der Phantasie vor den Strahlen der Liebessonne, die rein und stark am blauen Himmel seiner Zukunft aufgegangen war. Es waren wieder die zarten weichen Fäden der Hoffnung auf ein stilles, häusliches Glück, die ihn, den vor wenigen Wochen noch an Allem Verzweifelnden, von Neuem an das Leben nnd seine edlern Freuden banden.

Die schönen Gegenden der Insel Rügen schwebten ihm wieder vor, oder er dachte daran, in einer der heimlichen Buchten an den Ufern Schwedens oder Norwegens ein stilles Haus zu bewohnen und mit seiner Christine darin glücklich zu sein und sich nie mehr zu bekümmern um den Streit der Könige der

Erde. Dieser Wechsel der Gefühle und Ueberzeugung und die Heftigkeit, mit welcher er das eben Erfaßte gleichsam umstrickte, entsprang theils der Wankelmüthigkeit seines Charakters, theils seinem bösen Schicksal, das ihn anfangs in eine andre Bahn warf für die ihn weder Recht noch Gesetz, noch seine eigene Neigung bestimmten, und da auch die letztern mit einander im schroffsten Widerspruche standen, und das Schicksal nie müde ward, ihn aus einer Lebenslage in die andere zu schleudern, so beherrschte diese Unbeständigkeit endlich sein Gemüth so sehr, daß man ihn heute wie ein Kind sanft und weich, morgen wie einen Krieger rauh und hart, heute von Schlachten träumend, morgen sich nach der friedlichen Flur unter Lämmer sehnend, fand.

Glücklich kam er im Landhause des Vice-Statthalters an, desselben Mannes, in dessen Hause er schon Gastfreundschaft genossen, dessen Tochter er zu lieben gewähnt, die er hatte rauben lassen, um sie zur Liebe zu zwingen, oder um sich wegen vermeintlichen Hohns an ihr zu rächen, dessen Pflegtochter er wirklich geliebt, nach deren Kusse er nun schmachtete. Er fühlte sich wohl, als er wahrnahm, daß die Hand zarter Theilnahme Alles für seinen längeren Aufenthalt bequem und freundlich eingerichtet hatte. In zwei prächtig ausgestatteten Zimmern fand er eine auserlesene Bibliothek, eine Laute und eine Flöte mit den besten Musikalien, in seinem Wohnzimmer duftete manche Blume, und sein Auge las manche schöne Bedeutung aus ihrer Zusammenstellung. Ein junger Mann hatte ihn aus dem Wagen gehoben und sich ihm als sein Diener vorgestellt. Im Zimmer selbst empfing ihn ein vornehm gekleideter Mann, den er als den Hausarzt des Statthalters wieder erkannte. Dieser erkundigte

sich nach dem Befinden des Lords, verordnete und sagte seinen täglichen Besuch zu. Aber weder der Vicestatthalter noch dessen Mündel erschienen, ihn zu begrüßen. Als er am andern Morgen erwachte, fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er Christinen noch nicht gesehen, und er fragte den Diener mit einer nicht zu überwindenden Schüchternheit nach ihr; er zitterte, als er ihren Namen aussprach.

„Das gnädige Fräulein erwartet nur Eurer Lordschaft Befehl," versetzte der Diener, und diese Antwort erregte in Palmerston's Brust ein wehes Gefühl.

„Sag' ihr, daß ich ihrer mit Sehnsucht harre," versetzte er, und der Diener ging.

Nach zwei quälend langen Stunden erschien der Diener wieder und meldete: Fräulein von Ove ließe um Erlaubniß bitten, Sr. Gnaden aufwarten zu dürfen. Ihm war, als würde ihm ein Stück vom Herzen geschnitten. Der Augenblick war da, nach welchem sich seine Seele gesehnt: die Liebliche sollte ihm gegenüber stehen, die er als den Eckstein betrachtete, auf welchen er den festen Bau seines stillen Glücks aufzuführen gedacht hatte, und diese Kälte, welche die jungen, sorgsam gepflegten Sprößlinge seines neuen Lebensmuthes für immer mit eisigem Hauche zu verderben drohte! Er eilte ohne ein Wort zu erwidern hinaus. Christine stand im Vorzimmer.

„Mein Fräulein — —" stammelte er und vermochte nicht, weiter zu reden.

„Sie haben befohlen, Mylord," versetzte sie, sich verbeugend, und wußte nicht, wohin sie vor Verlegenheit die Augen wenden sollte.

„O Gott, Christine! welche Sprache!" rief er schmerzlich. „Wollen Sie mir die kaum verharschten Wunden aufreißen? Ach, wozu mich erst heilen, um

mich dann dem Tode zu weihen! Will der Arzt meiner Seele der Mörder meines Lebens werden?"

„Ich bitte Sie, Mylord, fassen Sie sich! Sie verdammen mich, ehe Sie mich gehört haben. Kommen Sie!" Sie zog ihn in's Zimmer.

„Christine," sagte er hier ruhiger, und nahm beide Hände der Dame mit wehmüthiger Herzlichkeit. „Ich habe Ihnen das stille Geheimniß meiner Liebe verrathen. Sie wissen es, daß ich nur in Ihnen lebe, und doch treten Sie mir so kalt entgegen."

„O welcher Vorwurf! Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn nicht verdiene."

„Aber warum eilen Sie nicht, den bräutlich zu empfangen, den Sie dem Leben wieder gewonnen haben? Ich bin Ihr Geschöpf, fühlen Sie als meine Gottheit nicht das Bedürfniß, Ihr Werk zu krönen, Ihr Geschöpf ganz glücklich zu machen? Was hält Sie so fern von mir?"

„O Himmel!" seufzte Christine. „Haben Sie mir nicht selbst Ihr Etui gesandt? Betrauerte ich Sie nicht als einen Todten und das Etui als ein mir gehöriges Vermächtniß? Und durfte ich es denn als solches nicht durchblättern? Ich habe Alles gelesen; ich weiß, welch ungeheures Schicksal Sie verfolgt hat; ich weiß, wer Sie sind, und nun, da ich, die Glückliche, Sie noch unter den Lebenden sehe, nun darf ich ja nicht, wie — — wie mir mein Herz geboten hätte!"

„Ist es das?" sagte Palmerston erfreut. „Die Gewohnheit hat mich annehmen lassen, der Inhalt jenes Büchleins sei nur mir bekannt. Aber vermag Sie mein Geheimniß von mir zurückzuscheuchen? Christine, ich habe allen Ansprüchen entsagt, zu welchen diese Papiere mich berechtigen."

„Das dürfen Sie nicht! Der Schwedenkönig ist Ihr mächtiger Freund. Die Kraft seines Armes kann Sie in Ihre Rechte einsetzen."

„Ich bedarf seines Armes nicht; ich bedarf nur dieser Hand, um glücklich zu sein. Werden Sie sie mir entziehen, Christine?"

„Großer Gott! ich darf ja nicht. O hätte ich die unseligen Papiere nicht gelesen!"

„Was würden Sie dann gethan haben, wenn ich vor Ihnen gestanden und gefleht hätte: Christine, ich liebe Dich; werde mein Weib! — Was würden Sie gethan haben?"

Das Fräulein kämpfte mit sich.

„Lassen Sie Ihr Herz allein reden. Ich beschwöre Sie!"

Da entwölkte sich ihre kleine Stirne; die Natur siegte über Menschensatzungen und Vorurtheile; die lachende Blüthe ihres Frohsinns entfaltete sich auf ihrem milden Gesichte. „Ich würde Ihnen an die Brust gefallen sein und froh gerufen haben: ich bin Dein! Ich liebte Dich still und innig, seid ich Dich zuerst sah; ich will Dein treues Weib sein."

„Komm in meine Arme, süßes Mädchen!" rief Palmerston entzückt. „Fort mit diesen unseligen Dokumenten! Jeder Buchstabe derselben stellt sich als ein Dämon zwischen uns, um uns zu trennen. Wo sind sie? Gib mir daß Etui, Christine! Ich will sie vertilgen."

„Nimmermehr, Mylord," rief das Fräulein, „ich würde mir es nie verzeihen, Ihnen den Weg versperrt zu haben, der Sie zum Gipfel der Macht und des Glückes führt, auf welche Ihre Geburt und Ihre Talente die heiligsten Ansprüche haben. Mylord, Sie sind geschaffen, ein Volk zu beglücken, nicht ein armes

unbedeutendes Mädchen, welches nie zu träumen gewagt hat, Ihnen zu gefallen, selbst als ich noch nicht wußte, wer Sie sind, und deren Leben ferner das süße Bewußtsein, Gnade vor Ihren Augen gefunden zu haben, mit dem Rosenlichte einer stillen Glückseligkeit überstrahlen wird."

„Nichts von solch' kalter Entsagung, Christine! Sie dürfen so nicht fühlen. Sie fühlen auch nicht so. Ich weiß, daß Sie mich heiß und innig lieben; ich liebe Sie rein und wahrhaftig. Von meinen Ansprüchen weiß die Welt nichts; wer kann behaupten, daß ich sie jemals würde haben geltend machen können? Vor dem Allmächtigen gilt gewiß ein reines Herz mehr als eine Krone, und auch mir gilt es mehr, wenn dies Herz mit edlen Trieben sich zum reinen Herzen neigt. Christine, laß mich nicht vergeblich flehen, gib mir Deine Hand und vergönne, daß uns priesterlicher Segen auf ewig verbinde. Die Papiere meiner Schreibtafel sollen uns als Hochzeitfackel leuchten."

„Die Stunde der Reue könnte früh oder spät diese Voreiligkeit furchtbar bestrafen. Ich gebe Ihnen das Etui nur für das heiligste Versprechen zurück, daß Sie auch das kleinste Papier als ein unverletzbares Heiligthum bewahren. Schwören Sie mir, Mylord, diese Dokumente in Ehren zu halten, komme es mit uns auch, wie es wolle."

„Und Sie wollten mich aus mißverstandener Großmuth, mit vorurtheilsvoller Resignation um mein Lebensglück betrügen? Christine! Von Stürmen gepeitscht wollte mein leckes Schifflein in Deinem Hafen einlaufen, ich wollte mir eine friedliche Hütte auf dem Boden Deines Herzens bauen und die fernen Reiche und Inseln vergessen, von denen mich früh schon ein Orkan vertrieb, und Du wolltest mir den Hafen ver-

schließen, wolltest mich wieder hinaus jagen in das empörte Meer? Ach, die Wasser werden mitleidiger sein als Du: Sie werden über dies glühende Herz hinfluthen, und Niemand wird etwas von dem unglücklichen Jüngling wissen, der ein Spielball des Schicksals, einst sich an ein liebendes Herz anklammern wollte, das ihn aber von sich stieß mit den grausamen Worten: Ich liebe Dich, aber mir ist nicht Macht gegeben, Dich von Deinem Verhängniß zu befreien."

„Halten Sie ein, Mylord!" unterbrach Christine den Fluß seiner Rede. „Ich sprach diese Worte nicht. Ich verlangte, daß Sie mir zuschwüren, niemals die Dokumente zu vernichten, welche dieses Etui enthält. Schwören Sie mir und hören Sie dann die Erklärung meines Herzens."

„Ich schwöre es bei meiner Liebe."

„Die Liebe kann vergehen; sie ist in Männerherzen dem Wechsel der Zeiten unterworfen; nur das edle Weib liebt treu und ewig."

„Ich werde Dich treu und ewig lieben. Doch ich schwöre bei meinem wunderbaren Geschick."

„Ihr Schicksal kann sich ebnen und zu Ihrer vollkommensten Zufriedenheit führen."

„Nun so schwör' ich bei Gott, in dessen Vaterschooße wir Alle ruhen."

„Gott ist ewig und unwandelbar. Sei es so Ihr Schwur. Hier ist das Etui. Und hier ist meine Hand, deren unumschränkte Herrin ich bin; sie ist von dieser Stunde an die Ihrige. Christine wird Ihr Weib, Mylord; doch unter der einen Bedingung — und diese ist unerläßlich — daß ich zurücktreten darf, sobald ich Ihrem höhern Beruf im Wege zu stehen glaube. Nein, wenden Sie mir nichts ein! Die politischen Verhält-

nisse können sich ändern, das Unwahrscheinliche kann wahr werden, dann will ich nicht wie das Centnergewicht des Fluchs an Ihren Fersen hangen und Sie in den Staub zurückziehen, wenn Sie mit neuem Fittig den glücklichen Flug nach dem schönen Ziele beginnen. Ich weiß es, Ihre Großmuth und Ihr Edelsinn würden die Stützen Ihrer Liebe sein, allein Sie würden sich doch nie verhehlen können, daß ich das hemmende Gewicht sei, und mir, mir wäre der Gedanke schon unerträglich. Ich würde namenlos unglücklich sein; denn ach! ich liebe Sie zu sehr, Mylord, als daß ich einen Augenblick anstehen könnte, Ihrem höhern Lebensglück Alles zu opfern. Lassen Sie dann das Herz Ihres Weibes den Göttern ein Opfer sein, um ihren Segen auf Ihr Haupt herabzuflehen."

„Christine!" rief Palmerston schmerzlich.

„Versprechen Sie!" rief sie, „oder nie kann ich die Ihrige werden."

„Ich verspreche!" sagte er wehmüthig und reichte ihr die Hand. „Es wird sich Alles finden," setzte er dann, sich gleichsam selbst beruhigend hinzu.

„Und nun bin ich die Ihrige," schmeichelte das sanfte Mädchen, mit einem liebenswürdigen Anfluge von neckischer Schelmerei und dem schämigen Erröthen einer jungfräulichen Braut. „Hier haben Sie mich; was wollen Sie doch mit einem so kleinen eigensinnigen Dinge anfangen?"

Er schlang beglückt seinen Arm um ihren Hals und sah ihr tief in die klaren Spiegel ihrer Augen.

„Ich will, daß Du mich glücklich machest," entgegnete er. „Sieh', also hat mein Eigennutz Dich nur an mich gefesselt."

„Als wenn ich nicht unaussprechlich glücklich wäre!

Als wenn ich die Größe des Opfers nicht zu schätzen wüßte, was Du mir bringst."

„Stille davon!" rief er launig und schloß ihr den Mund mit Küssen. Die reine Flamme der Liebe loderte nicht mehr zurückgedrängt von dem seitabgewälzten Felsen menschlicher Vorurtheile, der störend, eine widrige Last, zwischen zwei für einander geschaffenen Herzen gelegen hatte.

Palmerston erfuhr von seiner Geliebten, daß Friederike von Gabel wieder im Hause ihres Vaters lebe. „Kaum," erzählte das Fräulein von Ove, „hatte ich durch den französischen Schiffsmann Nachricht von Ihrem Unfall erhalten, als ich sichere Leute nach Jütland sandte, um Sie zu suchen. Aber sie waren noch nicht mit der traurigen Kunde zurückgekehrt, daß keine Spur von Ihnen zu entdecken sei und Sie wahrscheinlich erschlagen und begraben wären, als Friederike plötzlich in unsrer Mitte erschien. Sie war still und würdevoll. Ueber ihr Verschwinden im vergangenen Herbst gab sie nur ungenügenden Aufschluß. Mir eröffnete sie heimlich und mit Leidenschaftlichkeit, was ich bereits durch den Bootsmann Courtin in Bezug auf Sie erfahren hatte. Friederike wußte ihre Nachrichten von Ihrem zweiten Gefährten, dem Kammerdiener Ankarfield, welcher glücklich in Stockholm angelangt war, und diese Nachrichten waren es, welche sie wieder nach Kopenhagen getrieben hatten. Sie hatte nicht sobald von meinen zurückgekehrten Boten erfahren, daß allerdings Leichname in jenem Raub- und Mordneste gefunden worden seien, worunter aber Lord Palmerston sich nicht befände, als sie auch — dieser Aussage mißtrauend — ohne Verzug aufbrach, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen. Sie kehrte zurück, aber obgleich sie die Leichen alle wieder hatte aus-

graben lassen, obgleich sie in der Nachbarschaft Nachforschungen nach Ihnen angestellt, so hatte sie doch keine Spur von Ihnen entdeckt; natürlich — der Pfarrer, bei welchem Sie wohnten, hatte, nachdem er Ihnen abgemerkt, daß Sie eine Person von Bedeutung seien und sich auf feindlichem Grund und Boden befänden, jene Nachforschungen, Schlimmes für Sie fürchtend, irre geleitet. So hat er mir selbst geschrieben.

Friederike lebte eingezogen und verschlossen, und ich vermuthete, Liebe zu Ihnen habe in ihrem Herzen gekeimt. Da wir Beide Sie als todt betrauerten, so nahm ich keinen Anstand, offen mit ihr darüber zu reden. Aber mit Bestimmtheit erklärte sie, nie mehr als Freundschaft und Hochachtung für Sie gefühlt zu haben. Es ergab sich durch gegenseitige Herzensergießungen, daß Friederike eben so gut in Ihr Geheimniß eingeweiht war, wie ich; und sie erzählte mir die Geschichte ausführlich. Sie sprach auch viel von Ihrer Liebe zu mir, Mylord, ach! und dann flossen meine Thränen. Auch Friederike vergoß oft Thränen, wenn wir allein waren — so sehr hatte sich ihr Charakter geändert — und als ich in sie drang, verhehlte sie mir nicht, daß sie einen Mann mit der heftigsten Leidenschaft liebe, den sie nie besitzen könne."

„Kapitän Norcroß!" rief der Lord. „Er war schon mit einem Fräulein Broke verlobt."

„Sie hat den Gegenstand ihrer glühenden Liebe nicht genannt, aber geschworen hat sie hoch und theuer, nie einem andern Manne anzugehören, und ich weiß, sie wird Wort halten. Ich kenne die Stärke ihres Charakters."

„Und wie befindet sie sich jetzt?" fragte Palmerston mit Theilnahme.

„Ihr Stolz ist gebrochen; aber sie bewahrt noch

die unbeugsame Charakterfestigkeit. Streng meidet sie die Gesellschaft aller Leute, die zum Hofe gehören, mich ausgenommen; und als der Kammerjunker Raben, ihr sonstiger Bräutigam, es wagte, sich zu ihr zu drängen, bat sie ihn kalt und höflich, ihr Zimmer zu verlassen, weil sie mit ihm nichts gemein habe und als er darauf nicht ging, stand sie ruhig auf, faßte ihn beim Arm und schleuderte ihn mit solcher Kraft hinaus, daß er fast ein Unglück genommen hätte. Der Kammerjunker ist seitdem bemüht, die schmählichsten Gerüchte über sie auszubreiten, in welchen jener Engländer, der sie uns im vorigen Herbst entführte, eine sie compromittirende Rolle spielt; auch sagt er allgemein, sie sei nicht bei Verstande. Er hat es wirklich so weit gebracht, daß sie in Kopenhagen für verrückt gilt; sie aber kümmert sich um nichts, sondern reitet allein aus, liest, spielt die Laute und beschäftigt sich mit weiblichen Arbeiten."

„Möge der Himmel auch ihr günstig sein; sie verdient es!" sagte Palmerston, und seine sanftmüthige Braut stimmte von Herzen diesem Wunsche bei.

Spät verließ die glückliche Christine ihren glücklichen Geliebten, und eine Nacht mit gesundem Schlaf und seligen Träumen stärkte ihn. Gesund stand er auf und ließ seine erste Sorge sein, dem Freiherrn von Gabel, Christinens Pflegevater, seine Verbindung mit dieser zu melden und um seine Einwilligung zu bitten. Friederike überbrachte sie mit Christinen. Ueber Friederikens Wesen lag ein düstrer Ernst; in schwermüthig gefärbter Unterhaltung verstrich ihnen der Tag.

Die Verbindung des Lords Palmerston mit dem Fräulein Christine von Ove wurde nach erlangter Einwilligung der Königin dem Hofe gemeldet und war ein paar Tage das Gespräch desselben. Man zerbrach sich

den Kopf, wo doch der Lord die Zeit über, wo man nichts von ihm gehört noch gesehen, gewesen sein möchte. Er war verschwunden wie ein Geist, und hatte sich bei Niemandem beurlaubt; er war wiedererschienen wie ein Geist, und hatte sich bei Niemandem gemeldet. Man wußte nur zu gut, mit welcher Leidenschaft er Friederiken den Hof gemacht und nun heirathete er Christinen, während doch Friederike, Zeit seines Ausseins, ebenfalls auf eine räthselhafte Weise abwesend gewesen und kurz vor ihm wiedergekehrt war. Ueberdies ruhte auf diesem Verschwinden ein Schleier, der lockte und reizte. Und wie verändert war Friederike wiedergekommen! Wie deutlich legte sie ihre Verachtung des Hofwesens an den Tag! Das Alles Dinge, die einen Hof einige Tage in Allarm bringen konnten, und mit Spannung erwartete man den Tag, an welchem das Brautpaar dem Hofe vorgestellt werden sollte.

Wenn die Frühlingssonne Blätter und Blumen hervorlockte, sehnte sich der bleiche junge Mann in die freie Natur, um auch sich Rosen des neuen Lebens auf die Wangen zu sammeln. Von zwei ihm befreundeten Genien begleitet, trat er dann in die zum Hochzeitfeste geschmückten Gemächer. Es war seine Braut, an der sein Leben nun so innig hing, gefesselt von den sanften Banden einer herzlichen Liebe; und es war das Mädchen, welches er einst mit der Glut hoher Leidenschaft geliebt, und dem er nun mit den Gefühlen aufrichtiger Freundschaft zugethan war. Und wenn Friederikens Ernst auf diesen Spaziergängen nur Molltöne in des Genesenden Brust goß, so belebte sie Christinens Heiterkeit, und zog seine Seele auf die bunten Wellen der Freude. So wurde ein vollendetes Ganze, eine heiter-ernste Einheit der Gefühle dar-

aus, die den Geist zugleich kräftigte und ergötzte und wohlthätig auf Palmerston's geistige und körperliche Stimmung wirkte.

10.

Spaziergang in den Hafen.

Der Hoftag war bestimmt, wo Lord Palmerston und Fräulein von Ove als Brautpaar vorgestellt werden sollten. Der Lord hatte ernstlich daran gedacht, sich eine bescheidene Existenz zu gründen, und zu diesem Zwecke waren vertraute Boten nach Schweden und England abgegangen, und vom König Karl hatte er bereits tröstliche Zusicherungen erhalten. Aber am Hofe hatte man auch durch geheime Kundschafter erfahren, daß Palmerston in Verbindung mit dem Schwedenkönig stehe; Ursache genug, um das Auge des Mißtrauens, hinter der Maske der Freundlichkeit versteckt, auf ihn zu richten und ihn wo er ging und stand zu beobachten.

Während dem von neuer Lebensluft durchglühten jungen Manne die Schwingen erstarkender Gesundheit wieder wuchsen, und sich ihm das Bild häuslichen Glücks auf dem Boden der Insel Rügen so lockend malte, des Eilandes, welches er vor allen Erdstrichen so liebgewonnen, so daß er sich seine Christine kaum anders als ein Weib denken konnte, als in einem einfach stillen Hause am grünen Ufer eines der schönen Bodden, auf denen sein Auge oft in Entzücken schwelgend geruht hatte; während dieser Zeit wurde er vom Geiste

der Lüge und des Verderbens umlauert, und die Bosheit ward nicht müde, hämische Gerüchte über ihn zu Ohren zu tragen, welche der Verleumdung stets offen stehen. Arglos wandelte er neben Feinden; die rosenfarb'ne Binde der Liebe hielt sein Auge gefesselt.

Ein reizender Frühlingstag lockte den Lord mit Braut und Freundin in's Freie, und sie gingen den Weg zum Hafen. Dort schien die Sonne am wärmsten, und das Treiben der Menge machte diese Gegend für müßige Wandrer besonders angenehm. Reiter, Wagen, Schiffer, Fuhrleute und allerlei Volk zog ununterbrochen hin und her.

Auch Christinens Laune war in die lachenden Farben des Frühlings gekleidet. Ihre Sonne war Palmerston's gesundheit- und freudestrahlendes Gesicht. Selbst Friederike war nicht so streng-ernst wie sonst. Der Frühling hatte seine magische Kraft an Allen bewährt.

„Wenn meinen unglücklichen Augen nicht eine besondere Vorliebe für den liebenswürdigen Kammerjunker des Kronprinzen, den geschniegelten Gerd Raben, innewohnt," sagte Christine, „so daß sie mir seine traurige Gestalt in jedem glatten Jünglinge vorspiegeln, so sehe ich den zierlichen Cavalier hinter uns her auf einem Schweißfuchs trottiren, der eben so geleckt aussieht, wie er selbst."

„Er ist's," bestätigte Friederike.

Der Junker sprengte heran, grüßte freundlich, hielt an, stieg ab, übergab das Pferd dem ihm folgenden Reitknecht und schritt mit verklärtem Gesicht auf die drei Spaziergänger los.

„Es ward mir noch nicht erwünschte Gelegenheit, Ihnen meinen Glückwunsch darzubringen, hochverehrtes Brautpaar. Ihr Haus, Mylord, gleicht einer

Festung, in welche nur die Parteigänger befreundeter Mächte Zutritt haben."

„Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde ich den Kammerjunker von Raben für den Parteigänger einer mir feindlich gesinnten Macht halten sollte. Können Sie mich darüber belehren, wohlan, so lassen Sie mich über Ihre Person nicht im Zweifel."

„Sie verstehen den Kammerjunker unrecht," sagte Christine, „er wird sich doch nicht zu den Parteigängern zählen? Er ist Mann genug, um selbst eine Macht zu repräsentiren. Und daß er eine befreundete Macht ist, beweist er uns ja jetzt. Es geht ihm nur, wie den Feldscherern."

„Wie so?" rief der Junker verwundert. „Was hätte ich denn mit Feldscherern zu thun."

„Ei, wie auch Sie mich falsch verstehen wollen, mein zuckersüßer Herr! Hab ich doch nicht behauptet, daß Sie etwas mit jenem schneidigen Volke zu thun hätten. Wahrlich, dann würden Sie stets rückstehen müssen; denn was man auch immerhin zu Ihrem Lobe oder Tadel sagen könnte — obgleich ein so ausgezeichneter Hofmann mit Recht den Namen des Ritters ohne Furcht und Tadel verdient — es wäre in beiden Fällen zu viel gesagt, wenn man Sie schneidend oder stechend oder scharf nennen wollte. Nein, mein Theuerster, ich sagte nur, daß es Ihnen zu ergehen pflegte, wie den Feldscherern."

„Ich muß Ihnen bekennen, mein Fräulein, daß ich Sie nicht verstehe."

„Das ist ein geringfügiger Zufall gewöhnlicher Art. Die Sache ist einfach. Je freundlicher die Feldscherer sind, desto tiefer schneiden sie, desto weher thut's."

„Christine!" bat Friederike verweisend.

„Ach Gott!" entgegnete diese, „ich bin hinsichtlich

Deiner jetzt im gleichen Falle. Also Freundschaft zwischen uns, Herr von Raben! wir verstehen ja Beide das Messer gut zu führen."

„Sie sprechen in Räthseln, mein Fräulein. Ich kann nicht begreifen, was Sie mit dem Messerführen meinen."

„Es giebt verschiedene Arten von Leuten, welche ein Messer führen, Doctoren und Barbiere, Metzger, Köche, Schuster und Bildschnitzer, und Sie zählen sich zu keiner derselben; denn es sind lauter nützliche und brauchbare Menschen. Aber gestehen Sie nur, daß in ganz Kopenhagen kein Barbier Sie so glatt und lieblich um's Kinn scheren kann, als Ihre eigne weiche Hand. Nur sich selbst verdanken Sie diesen Vorzug vor allem Leben, dem Bart im Gesicht wächst. Oder gäb' es wirklich ein solches Genie in der Hauptstadt des Dänenreichs, das mit schöpferischer Hand solchen Zauber auf ein männliches Antlitz mittelst eines Schermessers auszugießen vermöchte? o, Mylord! dann würde ich Ihnen nicht Ruhe gönnen, bis belobte Hand Ihnen täglich die Liebenswürdigkeit anrasirte, wie sie nur aus des Kammerjunkers, Herrn Gerd von Rabens glattem Gesichte strahlt."

„Christine!" rief Friderike mit Unwillen.

„Nicht wahr, liebes Mühmchen, auch Du verspürst in Deinem jungfräulichen Busen ein ungeheures abominables Verlangen nach etwas, welches dem Kinn einer Junfrau — ich kann nicht sagen unerhört, aber doch — unerfühlt vorkommen muß, nämlich die unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Barbiermesser des Kraftgenies, nach jenem wunderbaren Messer — so wunderbar wie Hüon's Zauberhorn oder Circe's Zauberstab — Du möchtest den zarten Flaum Deines Kinnes von ihm hinweggenommen wissen, um Dich

unter seinen Streichen zu verjüngen, wie Adonis unter den Küssen der Venus. O, ich verstehe Deine Sehnsucht; klingt sie mir doch im eignen Busen wieder, und jetzt, Gerd von Raben, beschwöre ich Sie bei allen über- und unterirdischen Göttern und deren Vettern und Basen, sie mögen unter den Sternen wandeln selbst als Sterne, oder unter den Rinderherden, selbst als Rinder, jetzt ist die Stunde gekommen, die über Friederiken's und Ihr eignes Leben entscheidend ist; die Loose springen aus den Urnen: Ich beschwöre Sie, bedenken Sie Ihr Schicksal zum Besten! Es liegt in Ihrer Hand, in dieser Ihrer rechten Sammthand, welche Sie so eben vom seidenen Handschuh entblößt, welche Sie mit den Meisterstücken aller kopenhagenschen Goldschmiede besteckt haben, gestehen Sie offen und freimüthig, daß diese Hand es selbst ist, welche Ihrem freundlichen Antlitz solch unwiderstehlichen Liebreiz zu geben vermag, gestehen Sie es, daß Sie das Schermesser meisterhaft führen, und beeilen Sie sich, die Gunst meiner Muhme dadurch wieder zu erlangen, daß Sie dieselbe zierlichst barbieren."

„Ich kann es nicht länger verhehlen," sagte der Kammerjunker geschmeichelt, „daß ich mich täglich zwei, auch drei Mal selbst rasire; doch ist mein Messer noch nie in eines andern Menschen Gesicht gekommen. Aber um die mir unendlich theure Gunst der Fräuleins von Gabel wieder zuerlangen, würde ich mich zu Allem verstehen."

„Christine, Du bist unausstehlich!" zürnte Friederike.

„Und damit haben Sie doch das Geständniß gethan, daß Sie manches mit dem Feldscherer gemein haben."

„Gewissermaßen, ja; doch muß ich mir meinen Adel vorbehalten.“

„Unbeschadet Ihres sehr ehrwürdigen Adels können Sie nun an meiner Muhme das Wiedervergeltungsrecht üben, und ihr ganz dasselbe thun, was sie Ihnen gethan hat.“

„Und was könnte das sein, mein theuerstes Fräulein?“

„Sie barbieren sie über den Löffel, mein theuerster Junker.“

„Christine, Du wirst mich zwingen, die Gesellschaft zu verlassen und allein nach Hause zu gehen,“ sagte Friederike.

„O zürnen Sie ihr nicht, mein Fräulein!“ winselte der Kammerjunker Friederiken an. „Vielleicht gelingt ihrer heitern Laune, was meinen ernsten und unablässigen Bitten nicht hat gelingen wollen, uns wieder zu vereinigen. O glauben Sie nur, der Kronprinz ist böse auf Sie, daß Sie sich weigern, mir Ihr Eheversprechen zu erfüllen.“

„Ist er böse, der arme überkluge Knabe? Nun sehen Sie, das ist das erste mir angenehme, was Sie mir in Ihrem Leben gesagt haben.“

„Halten Sie ein Verwegner! Welch' unbedachtes Wort entfloh dem Zaun ihrer Zähne! Zurück mit ihm! Jetzt ist nur von Ihrem Kinn die Rede, um welches voriges Jahr noch ein holder Bart flog, der durch seine deutsche Farbe Ihre altgermanische Abkunft unwidersprechlich darthat, von Ihrem Kinn — sag' ich — welches Ihre edle Hand dies Jahr so glatt rasirt, daß man es für einen Haubenstock halten könnte, zum Beweis, wie Sie verstehen, Ihre Nationalität zu verleugnen und sich die bessere französische Art und Weise anzueignen. Also nur von

Ihrem cultivirten und von dem uncultivirten Kinn meiner Muhme soll zwischen Ihnen Beiden jetzt die Rede sein; von nichts weiter. Sie sollen sich über die gemeinsame Kultur beider Kinne bereden, es soll Liebenswürdigkeit Sprödigkeit fesseln, das Zarte das Spröde anziehen, das rasirte Gesicht sich mit dem unrasirten vereinigen."

„Hören Sie, mein Fräulein," bat Raben wieder Friederiken, „Sie meint es gut mit all' ihren Scherzen. Sie will uns wieder vereinigen; sie will unser Glück befördern. Verkennen Sie doch die wohlmeinende Absicht Ihrer Muhme nicht! O Fräulein von Ove, wie bin ich Ihnen dankbar für Ihren trefflichen Willen, für Ihre edlen Bemühungen! Ich werde nie vergessen, was Sie an mir gethan. Aber nun kommen Sie auch, und helfen Sie mir Ihre Muhme mit bestürmen, daß sie ihre eiserne Härte fahren läßt und mich wieder in Gnaden an und aufnimmt, auch dazu thut, daß wir bald Hochzeit machen. Auch Sie, Mylord, nehme ich in Anspruch. Stehen Sie mir bei —; Sie vermögen etwas über das Herz des Fräuleins. Ich weiß es."

„Aber, mein Himmel!" rief jetzt Friederike mit einem Gemisch von Aerger und Verwundrung, „ist denn Ihr geistiger Sinn so ganz stumpf, daß Sie nicht zu verstehen im Stande sind, daß meine ungezogene Muhme Sie mit einer Salzlauge von Spott übergießt? Sehen Sie denn nicht, daß Sie der erbärmliche Gegenstand ihres ausgelassenen Witzes sind? — Der Himmel vergebe Ihnen die Sünde, die Sie an mir begehen, so oft Sie mich nur anreden!"

„Ist es denn wahr, daß Sie mich verspotten?" fragte der Kammerjunker das Fräulein von Ove einfältig zutraulich und mit einem Anstrich von dummer

Befremdung, die ihm äußerst komisch stand. Aber bald veränderte sich sein Gesicht wieder und überzog sich mit jener glatten, nichtssagenden Freundlichkeit, die ihm die Hofdressur angepinselt hatte, und anständig lächelnd sagte er: „Nein, ich habe eine bessere Meinung von Ihnen, Fräulein; ein Scherz ist ja nicht Spott, ein Witz kein Schlangenstich. Wir verstehen uns besser, nicht wahr, Fräulein?“

Die unbeschreibliche Naivetät, womit diese Worte gesprochen wurden, brachten nicht allein die launige Christine, sondern auch den Lord zum Lachen, und selbst über Friederikens ernstes Gesicht flog ein Strahl. Das Brautpaar konnte nicht gut ein Ende finden und den Kammerjunker verdroß endlich doch dies Benehmen. Er nahm die Sache jetzt wirklich, wie sie war und schickte sich eben an, seine Empfindlichkeit zu erkennen zu geben, als ihnen dicht am Hafen aus dem Volksgedränge ein gemeiner Mensch entgegen trat, der seinem Aeußern nach zu den Seeleuten gehörte. Mit einer an's Unverschämte grenzenden Dreistigkeit blieb er vor Palmerston stehen und starrte ihm unverwandt in's Gesicht; dieser aber hatte nicht sobald den Kerl erblickt, als er zurücktrat und ihm ausweichen wollte.

„Nun sage Keiner mehr, daß Ihr kein Zauberer und schwarzer Magier seid!“ rief der Seemann mit einer zudringlichen widrigen Verwunderung aus, „denn Ihr könnt sogar sterben und wieder aufstehen. Ihr seid todt gewesen und wandert wieder unter den Lebendigen am Arme zweier schöner Frauen? Aha, Ihr seid wohl jetzt ein Vampyr, Herr Flaxmann, und die eine da ist Euere Braut?“

Alle waren mit Entrüstung zurückgewichen. Die letzten Worte hatten auch aus Christinens Wangen das Blut verdrängt. Der Kammerjunker horchte auf

und lächelte mit impertinenter Pfiffigkeit, die seinem flachen Gesicht einigen Ausdruck verlieh. Der Lord sammelte sich und sagte barsch: „Seid Ihr toll, Mensch? Was wollt Ihr von mir? Ich kenne Euch nicht."

„Ihr kennt mich nicht? Ei, das ist zum Lachen," versetzte Jener. „Die Blässe Eueres Gesichts und Euere verwirrten Augen strafen Euch Lügen. Ich dächte doch, wir hätten zu verschiedenen Malen unsere Bekanntschaft erneuert. Auch das große Weibsbild da kenn' ich. Kam sie doch in Stockholm mit Euch zur Frau Ankarfield und wollte dort mit Euch zusammen wohnen. Da hattet Ihr freilich eine schlechtere Jacke an, als ich. Auch in Hamburg trugt Ihr keinen so feinen Rock und auch auf der jütländischen Haide nicht, wo Ihr selig gestorben seid. Nun nach Euerer Auferstehung seid Ihr in so vornehme Kleider gekrochen, und kennt Euern alten Freund nicht mehr. Soll ich Euch noch deutlicher an unsere Bekanntschaft erinnern?"

„Fort, unverschämter Mensch! oder ich lass' Euch verhaften," sagte der Lord, aber seine Stimme erstarb, eine Art Ohnmacht wandelte ihn an; er mußte von den Damen fortgeführt und in das nächste Haus gebracht werden.

„Seid Ihr so mächtig geworden in Kopenhagen?" höhnte ihn der Spion — denn kein Anderer war es — nach. „Nun, was ist einem Schwarzkünstler nicht Alles möglich; aber ich fürchte mich vor solcher Macht nicht. Die Schwäche, die ihn überrumpelt, beweist mir, daß ich mich in seiner Person nicht geirrt habe."

Der Kammerjunker von Raben blieb bei dem Spion allein zurück und Beide wandelten im eifrigen Gespräch bald darauf der Stadt zu.

Als sich der Genesende etwas erholt hatte, gab er seinen Freundinnen Aufschluß über den Bösewicht, der ihn hier anzugehen sich erfrecht hatte. Christine schauderte, als sie vernahm, daß dieser Mensch der Mörder war, der ihren Geliebten schon in so schlimme Händel verwickelt hatte. Sie that zwar den Vorschlag, ihn aufsuchen zu lassen und dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, aber sie überzeugte sich bald, daß man ihm nichts beweisen konnte, und daß sonach jeder Schritt gegen die Person des Mörders unterbleiben mußte. Verstummt langten die drei Spaziergänger zu Hause an und vermieden, von dem unangenehmen Vorfall zu sprechen.

11.

Das unterbrochene Hoffest.

Einige Tage darauf fand die Vorstellung des Brautpaars bei Hofe statt. Eine zahlreiche Versammlung schmückte die Hallen und Säle des königlichen Schlosses. Der König wollte in der Pflegetochter des Vice-Statthalters von Norwegen ihn selber ehren, eben so die Königin ihre Hofdame, und so kam es, daß beide Herrscherhäupter Dänemarks sich beeiferten, diesen Tag mit Glanz zu erfüllen. Die Ceremonie war vorüber, und Palmerston versuchte aufzuathmen; er glaubte damit die Last, die ihm die Brust schwer bedrückte, abwälzen zu können; aber er vermochte es nicht,

vielmehr wurde das dumpfe Bangen seiner Seele zu quälender Angst.

Der König stand in der Mitte mehrerer Hofherren, der Kronprinz in der Nähe. Der Erstere winkte Palmerston heran und sagte: „Haben Ew. Lordschaft nicht Lust, Ihre Kräfte unserm Staate zuzuwenden, und vielleicht — da Sie, wie wir vernommen haben, schon Soldat in Diensten Ihres Vaterlandes waren, — dänische Uniform zu tragen?“

„Die Gnade Ew. Majestät würde mich hoch beglücken,“ versetzte der Angeredete ehrerbietig, „wenn nicht eine sehr geschwächte Gesundheit mich nöthigte, mich auf die Stille des Landlebens zu beschränken.“

„Ew. Lordschaft befürchten vielleicht, als dänischer Soldat gegen eine Sache fechten zu müssen, die den Interessen Ihrer Person zuwider ist?“

„Ich wüßte nicht, welche Interessen meine Person haben könnte, die ich nicht willig und mit Freuden den Interessen Ew. Majestät und höchstdero Staaten aufopferte, an welche mich die Bande der Liebe und Freundschaft, der gegenseitigen Achtung und Zuneigung schon lange binden, an welche mich die heiligen Bande des Bluts bald binden werden. Dänemark ist mein zweites Vaterland geworden; das werde ich nie vergessen.“

„Ihre Sprache ist schön, Mylord. Doch wissen wir ja Alle und Sie haben es nie geleugnet, daß Sie ein eifriger Anhänger der Stuartischen Partei sind und als Jacobit Ihr Vaterland meiden. Wir wissen, daß Sie den Prätendenten auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Schottland folgten und erst, nachdem er dort geschlagen worden, betraten Sie die dänische Küste.“

„Dies Alles verhält sich so, wie Ew. Majestät sagen. Doch schließt meine alte Anhänglichkeit an das

Haus Stuart in England nicht die Treue aus, die ich dem Könige Dänemarks in meinem neuen Vaterlande zolle."

„Wie aber dann," sagte der König lächelnd, „wenn die romantischen Hoffnungen des sogenannten Prätendenten auch nur zum Theil in Erfüllung gingen, wenn unser nachbarlicher Abenteurer, der schon einmal den rechtmäßigen König von Polen vertrieb und einen Parvenü, der ihm zu gefallen gewußt hatte, auf den polnischen Thron setzte, dieses quasi Königs halber blutige Kriege führte, der, um seine abgeschmackten Pläne durchzusetzen, sich selbst mit dem Erbfeinde der Christenheit verband, der toll genug ist, die halbe Welt zusammen zu rütteln und dann, dem lieben Herrgott selbst in's Handwerk pfuschend, wieder Ordnung herstellen will; wenn unser Nachbar Karl, der sich gern den nordischen Löwen tituliren läßt, seinen Plan durchzusetzen gedenkt, der uns aus den aufgefangenen Papieren des Grafen Görz klar geworden ist, nämlich sich mit Rußland zur Wiedereinsetzung des Prätendenten zu verbinden, den englischen König, unsern vielgeliebten Bruder Georg zu verjagen, was würdet Ihr thun, da wir uns offen für die unbestreitbaren Rechte des Hauses Hannover erklären und zu seiner Erhaltung das Schwert ziehen würden?"

„Ich würde ruhig auf meinem Besitzthum bleiben, weil, wie ich Ew. Majestät schon unterthänigst bemerkte, meine geschwächte Gesundheit mir nicht erlaubt, mich auf die eine oder auf die andere Seite zu stellen, obgleich ich Ew. Majestät offenherzig bekenne, daß mir die Rechte des Hauses Hannover auf den englischen Thron nie recht einleuchten werden."

„Die Gerüchte, die über dieses sogenannten Prätendenten Geburt und Herkommen im Umschwunge ge-

wesen sind, können Ihnen nicht unbekannt sein, und wenn Sie auch zu jung sind, um sich zu erinnern, wie der größte Theil des englischen Volkes an der Rechtmäßigkeit seiner Geburt zweifelte, so sind diese Stimmen doch späterhin keineswegs so ganz verstummt, daß nicht etwas davon zu Ihren Ohren gedrungen sein sollte."

„Ich erinnere mich des etwas einmal gehört zu haben," versetzte Palmerston mit nicht zu verbergender Verlegenheit, „doch schien mir die Sache zu märchenhaft — sie kam vielleicht ganz entstellt zu meinen Ohren — daß ich gar nicht darauf reflectirte. Was können mächtige Feinde nicht Alles ersinnen und bewerkstelligen!"

„Dies ist hier nicht der Fall Mylord. Sie können auf mein königliches Wort versichert sein, dieser sogenannte Prätendent ist nichts weiter als der Sohn eines ehrlichen Müllers, der so gut war, dem lieben Könige Jacob aus einer großen Verlegenheit zu helfen."

„Eure Majestät Wort darf keinen Zweifel in mir aufkommen lassen," sagte der Lord in großer Bewegung. „Doch sollte die edle Königin Maria in einen solchen Betrug eingewilligt haben?"

„Sie war gezwungen. Und können sie leugnen, daß die verwitwete Königin durchaus keine Liebe und Anhänglichkeit an diesen Prätendenten zeigt? Sie wohnt in St. Germain, er in Bar; sie kommen nicht zusammen. Die unglückliche Mutter sollte nicht nach ihrem einzigen Kinde verlangen? Und so ist's stets gewesen. Die königliche Mutter schweigt aus Klugheit; ihr Herz hängt nicht mehr an irdischen Dingen, es fliegt ihrem geschiedenen Gatten und Sohne nach."

„Also hat sie doch einen Sohn," bemerkte Palmerston und trocknete sich den Schweiß von der Stirne.

„Es war gerade in dem höchst kritischen Zeitpunkt, daß König Jacob die Krone auf seinem Haupte wanken fühlte, als man ihm die Botschaft hinterbrachte, die Königin sei gesegneten Leibes. Da blühte seine ganze Zuversicht in der Hoffnung auf einen Prinzen wieder auf. Ein Thronerbe, so schloß er, werde ihm die Krone erhalten und das Volk beruhigen. Aber die Königin wurde von einer zu frühen Geburt überrascht. Ein Prinz war's, doch so schwächlich, daß man jeden Augenblick seinen Tod erwarten mußte. Der Leibarzt, die Wehmutter boten alles auf, dies wichtige Kind zu erhalten, der König war außer sich. Er hatte die Gewährschaft seiner Krone in den Händen; der Gedanke, sie sich wieder entrissen zu sehen, war ihm unerträglich. Da gab ihm die Furcht vor einem leicht einzutretenden unglücklichen Ereigniß den verzweifelten Gedanken ein, sich in Vorsorge ein Knäblein zu verschaffen. Die Frau eines in der Nähe wohnenden Müllers hatte kurz vorher ein solches geboren, der König gab viel Geld dafür; das Kind wurde gebracht, und der Prinz verschwand. Man hat später sogar einige Mal behauptet, dieser rechtmäßige Erbe des Namens Stuart und der Ansprüche auf die großbritannische Krone sei damals nicht gestorben, und der König sei nur durch seinen schnellen Tod abgehalten worden, ihn anzuerkennen, doch ist das wohl nur Fabel. Der König hätte ja später die Kinder wieder vertauschen können."

„Vielleicht hielt ihn die fortdauernde Kränklichkeit des wahren Prinzen davon ab, und wenn er es später hätte thun wollen, als die Verstandeskräfte beider Kinder schon gereift waren, so hätte der König gar leicht

als Betrüger seines Volkes entlarvt werden können." Diese Worte sagte Palmerston mit auffallender Hast.

„Die Geschichte scheint Ihnen so gut wie uns selbst bekannt zu sein," sagte der König verwundert.

„Ich nahm nur den möglichen Fall an."

Jetzt nahm der Kronprinz, der herangetreten war und die Erzählung des Königs mit angehört hatte, das Wort und sagte höhnisch: „Ew. Majestät kann versichert sein, daß Mylord von dieser wunderlichen Geschichte mehr weiß, als irgend ein anderer Mensch wissen kann."

Diese Worte bereiteten Palmerston eine solche Bestürzung, daß ihm die Sinne zu vergehen drohten.

„Wie versteht Ew. Hoheit das?" fragte der König seinen Sohn. Die Blicke der umstehenden Hofherren hingen erwartungsvoll am spöttisch verzogenen Munde des Thronerben und es hatten sich Viele versammelt.

„Lord Palmerston oder Herr Joseph Flaxmann, wie er sich auch nennt, oder wie sich dieser Mann sonst noch nennen mag, ist mit den geheimen Künsten, als da sind: Zauberei, Hexerei, Wahrsagerei, Kurirerei durch Sympathie und was dergleichen Teufeleien mehr sind, vertraut. Ew. Majestät weiß gar nicht, welch einen brauchbaren Mann sie für die dänischen Staaten geworben hat."

„Ich — weiß — nicht — —" stammelte Palmerston vernichtet.

„Ihr wißt nicht? Wohlan, so sollt Ihr hören, daß ich weiß!" rief der Kronprinz. „Ich weiß, daß Ihr Euch in Hamburg als ein lüberlicher Geselle in schlechten Kneipen herumgetrieben, Euer Geld verspielt, durch böse Künste Euch anderes verschafft, Euch zum dänischen Soldaten habt werben lassen, dann das

Schiff, auf welchem Ihr mit andern Rekruten nach Kopenhagen übergesetzt werden solltet, einem schwedischen Kaper in die Hände gespielt habt; ich weiß, daß Ihr in Stockholm den Kammerdiener einer reichen Engländerin umgebracht und die Dame selbst durch einen Pistolenschuß lebensgefährlich verwundet habt; ich weiß, daß Ihr Euch durch Magie aus dem Gefängnisse befreit, daß Ihr das Herz des schwedischen Königs durch gottlose Mittel bethört und ihm gelobt habt, nach Dänemark zu gehen, Euch hier durch Heirath einzunisten, hier den Spion zu machen und Dänemark an Schweden zu verrathen. Ich weiß ferner, daß Ihr in Holland im Gefolge des Grafen Görz gewesen und mit ihm in der Staatskarosse gefahren seid; ich weiß, daß Ihr mit Rußland zu Dänemarks Verderben in Verbindung steht; ich weiß, daß Ihr Boten an den Schwedenkönig absendet und empfangt; ich weiß, daß Ihr als ein Bettler in Jütland todtkrank angekommen und in der Nacht in einem Schanke gestorben seid. Man hat Euere Leiche fortgetragen, um sie am andern Morgen zu begraben, da ist sie verschwunden; und hier seid Ihr wieder als englischer Lord aufgetreten. Das weiß ich, und Euer Aussehen bestätigt die Wahrheit."

Der ganze Hof hatte sich während der heftigen Rede des Kronprinzen herbeigedrängt, bei den letzten Worten desselben stob aber Alles von einander, die Frauen mit einem Entsetzensschrei, fürchtend, der Engländer möchte ein Gespenst sein. Und wirklich konnte des Lords erdfahle Farbe, sein erloschenes Auge und sein Zusammensinken die Gespensterfurcht der entsetzten Hofdamen entschuldigen.

Alles rannte durch einander.

„Schafft mir dies Ungeheuer aus den Augen!" rief der König und entfernte sich eilig.

Palmerston stürzte besinnungslos auf den Boden, Christine eilte schreiend herbei, aber Alles, was Leben hatte, floh wie vor der Pest, in wenigen Augenblicken waren die Säle leer und nur einzelne Diener liefen mit scheuen Schritten vorüber. Da lag der Unglückliche in starrer Ohnmacht und kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne, während die verzweifelte Liebe Thränen der Angst und des Mitleids über ihn weinte. Die arme Braut wußte selbst nicht, wie lange sie in dieser Lage zugebracht, als die Thür aufging und Friederike ernst und festen Schrittes hereintrat.

„Du Sohn des Unglücks," sprach sie feierlich, „Dir wäre besser, Du wärst im ersten Bade gestorben. Was sollst Du auch unter diesen Menschen? Die Lüge hat Dich gesäugt, das Mißtrauen Dich genährt, die Falschheit Dich erzogen. Nun zeigen sie sich in ihrer wahren Natur und geiseln Dein Herz mit Dornen. Doch kommt, Ihr zwei gedrangsalten Menschen an meine Brust, voll Mitgefühl für Euch, voll Haß gegen jene!" Und sie nahm den Ohnmächtigen auf, als wäre er ein schlafendes Kind und trug ihn aus dem königlichen Palast. Christine folgte in halber Bewußtlosigkeit. Draußen standen Diener mit einer Sänfte. Palmerston wurde hineingehoben und in sein Gartenhaus gebracht, um welches der Frühling all seinen Schmuck gelegt hatte. Aber der bleiche Jüngling sah nichts von der Herrlichkeit; er war zwar zu sich selbst gekommen, aber die Stimme der Natur hatte ihre Gewalt über ihn verloren; er sah nicht die Kränze, die die allliebende Mutter ihm zum Trost und zur Entschädigung entgegenhielt, er fühlte nichts von den sanften Gefühlen, die der Mai ge=

währt; seine Seele gehörte den Mächten, die Haß und Verderben brüten.

12.

Die Flucht.

Zum Erstaunen der beiden Damen stieg er, frei von Schwäche, aus der Sänfte und ging in das Haus; er schien die beiden Freundinnen nicht zu bemerken, aber sein dunkles Auge glänzte von unheimlicher Glut. Christine wollte ihm Trostworte sagen, aber er unterbrach sie mit Heftigkeit: „Kein Wort von dieser Sache, wenn ich Sie bitten darf, theure Christine! Es wird, es muß sich ausgleichen; sei es, wie Gott will. Es wird sich finden."

Christine erschrak vor diesen Worten; Friederike aber rief: „Palmerston, Sie sind in dieser Stunde zum Manne gereift. Jetzt handeln Sie und vertrauen Sie Ihrem Genius."

„So sei es!" sprach er und reichte ihr die Hand. Es war nicht zu verkennen: er hatte seinen Entschluß gefaßt.

Darauf bat er die Damen, ihn allein zu lassen, und setzte sich nieder, um zu schreiben. Dies Alles erfüllte Christinen's Seele mit Angst. Der Gedanke an Selbstmord überschattete wie eine schwarze Wolke ihre Seele. Obgleich sie mit Friederiken gegangen war, so konnte sie diese doch nicht weiter als in's Vorzimmer bringen, und von hier aus lauschte sie

durch die Thürspalte von Minute zu Minute nach dem Geliebten. Aber er schrieb emsig, bis er der Macht der über ihn stürzenden Gefühle erlag, und mit dem Kopfe auf den Tisch lehnte. Christine eilte ihm zu Hülfe; er verlangte ein Stärkungsmittel, und als er dasselbe zu sich genommen, erholte er sich, daß er weiter schreiben konnte. Im Vorzimmer wurde eine Stimme vernommen. Es war ein Kammerdiener des Vice-Statthalters. Dieser ließ seiner Tochter den Befehl zukommen, unverzüglich in die Stadt zu kehren und nicht ferner Gemeinschaft mit einem Manne zu pflegen, welcher im Angesicht des ganzen Hofes so beispiellos prostituirt worden sei. Friederike ließ ihrem Vater sagen, sie werde nicht in die Stadt kommen, sondern einem Unglücklichen, den Haß und Bosheit verfolgten, ihren Beistand angedeihen lassen.

Palmerston hörte diese Unterredung mit an, deren Resultat wieder einen Lichtstrahl in seine Seele warf.

Gegen Abend erschien ein Bote der Königin im Gartenhause, mit dem Befehle an Christine, unverzüglich vor der hohen Herrin zu erscheinen. Sie schauderte. Daran hatte sie noch nicht Zeit gehabt zu denken, daß sie die Slcavin einer gekrönten Frau sei. Sie zauderte, sie schwankte. Dem Befehle nicht Folge leisten, hieß sich augenblicklich lossagen von allen gesellschaftlichen Verbindungen in Kopenhagen, selbst das Haus ihres Pflegevaters verschloß sie sich. Und dennoch wollte sie den Geliebten nicht verlassen und lieber Alles opfern. Friederike rieth ihr zu gehen.

„Ich weiß, was meiner harrt,“ sagte das Fräulein von Ove, „die Königin wird mich mit ungegründeten Vorwürfen überhäufen, auf die ich nichts erwidern darf; sie wird mir zur Strafe eines mir an-

gedichteten Vergehens einige Tage Zimmerarrest anbefehlen lassen; sie wird mich, weil ich einen so öffentlichen Skandal veranlaßt habe, degradiren; sie wird mein Herz von dem seinigen reißen und mich zwingen wollen, ihn nie wieder zu sehen, und wer weiß, ob nicht ein langes Gefängniß meiner harrt, wenn ich nur Miene mache, mich nicht willig und gehorsam in diese Machtgebote zu fügen."

„Sie werden Dir vielleicht noch Schlimmeres anthun," versetzte Friederike ernst, „denn was erlauben sich diese Erdengötter nicht? Aber Du kannst ihrer doch hohnlachen; denn sieh' doch die ohnmächtige Götterschaft! Ihn können sie nicht aus Deinem Herzen reißen, den Frühling Deiner Seele nicht verderben. Geh' getrost; ich sorge für Dich! Laß' mich in dieser Nacht überlegen, was in unserer Lage zu thun ist. Wenn alle Ankertaue reißen, eins hält: wir fliehen mit ihm nach Schweden; König Karl ist Ankergrund, unser Fels, auf ihn dürfen wir vertrauen. Bist Du morgen früh nicht zurück, so nehme ich an, daß Du Arrest bekommen hast, dann werde ich dem Kronprinzen ein Wörtchen in's Ohr flüstern, das dich schnell von der gnädigen Strafe der guten Königin befreien soll. Der Knabe soll selbst zu seiner Mutter laufen, und um Deine Befreiung winseln."

„Um Gotteswillen! Du wirst doch nicht sein Geheimniß verrathen?" rief Christine in neuer Angst.

„Sorge nicht, Mädchen, das kommt über meine Lippen nicht! Geh' und vertraue mir! Du bist unfähig zu denken und zu handeln, laß' es mich für Dich thun!"

„Er soll entscheiden!" sagte Christine entschlossen. Drauf ging sie in des Lords Zimmer, überbrachte ihm

den Befehl der Königin und bat ihn, ihr zu sagen, was sie thun solle.

„Geh', ich bitte Dich!" versetzte er mild, „es ist besser für uns Alle. Wär' ich in diesem Augenblicke nicht aller Mittel beraubt, so würde ich sagen, geh' nicht. Doch ein unseliger Fluch hängt über meinem Haupte. Geh', ich bitte Dich!" Wehmuth erstickte seine Stimme. Er umarmte und küßte sie. Er mußte sich abwenden, um Herr seiner Rührung zu werden.

„Friederike!" rief die Scheidende, „Dir gebe ich die Seele meines Lebens in die Hand; wahre sie wohl! Ich beschwöre Dich!"

„Geh' ruhig, ich werde für Dein Bestes sorgen."

„Ach, ich kann nicht ruhig gehen! böse Ahnungen martern mich, als sollte ich ihn nie wiedersehen."

„Der Himmel wird Alles lenken. In außerordentlichen Fällen bedarf es außerordentlicher Kräfte, um richtig zu handeln. Die Kräfte giebt Gott, beides zum Handeln und zum Dulden. Wenn Dir die ersteren versagt bleiben, so bitte demüthig um die letzteren. Bete und Du wirst ruhig werden!"

„Ich will's!" sagte Christine. Noch einmal umarmte sie den theuern Mann; dann riß sie sich los und stürzte lautweinend aus dem Zimmer. Friederike begleitete sie zum Wagen. Als sie wieder in's Haus trat, entfernte sie die Diener aus der Nähe der Zimmer des Lords. Dann trat sie hinein.

„Was gedenken Sie zu thun, Major?" fragte sie mit Nachdruck.

„Was rathen Sie mir, Fräulein?"

„Mich müßte Alles täuschen, wenn unsere Gedanken sich nicht begegneten. Sie wollen in dieser Nacht fliehen und ich lobe Sie darum, und wenn Sie nicht wollen, so rathe ich es Ihnen."

„Sie haben mich errathen. Die Sonne des morgenden Tages darf mir nicht mehr an der dänischen Küste scheinen.“

„Ihre Flucht allein löst die Verwirrungen, die der heutige Tag am Hofe, wie in unserm Hause geschlungen hat. Doch wohin gedenken Sie?“

„Wohin anders als nach Schweden? Mein unseliges Schicksal hat mich, mir die Aussicht auf die Ruhe des häuslichen Glücks mißgönnend, mit gewaltiger Hand gefaßt und wieder in den Strudel geschleudert. Hier ist nicht von Widerstand die Rede. Ich bin gebrandmarkt, ich, von einem Königssohne!“

„Gehen Sie mit Gott! Meine Wünsche begleiten Sie. Wäre es nicht Schande, zur Verrätherin am Vaterlande zu werden, auch ich würde dem Könige von Schweden meine Dienste anbieten. Doch Friederike von Gabel will nicht eine Ahnung von Schande auf sich laden; deshalb frage ich Sie nicht, was Sie thun werden? Noch eine Bitte hab' ich an Sie. Nehmen Sie diese Gabe der Freundschaft. Ihre Benutzung wird Ihnen schneller von dannen helfen.“

Mit diesen Worten drückte sie ihm ein Kästchen in die Hand; es war voll Gold und Diamanten, Friederikens Schmuck. Er nahm es ohne Weigern.

„Ich erkenne Sie immer mehr, Friederike!“ sagte er schmerzlich bewegt. „O hätte Ihr Herz für mich schlagen können!“

„Lassen Sie das!“ versetzte sie mit zitternder Stimme. „Mein Herz bewahrt seine Liebe heilig. Vielleicht wenn es ihn nicht kennen gelernt hätte! O wenn Sie ihn sehen — er ist jetzt der Gatte eines Weibes, das ihn nicht zu würdigen versteht — so drücken Sie ihm die Hand stumm und innig, aber

sagen Sie ihm nichts von mir." Palmerston würdigte ihren Schmerz.

„Für Kleider zur Flucht werde ich sorgen. Bereiten Sie sich, in einer Stunde abzugehen."

„Ach, Christine!"

„Ich werde sie trösten und ihr das Unvermeidliche dieses Schrittes beweisen. Sie kann Sie unmöglich den Mißhandlungen meines Vaters blosstellen!"

„Ich habe ihr Alles geschrieben. Geben Sie ihr den Brief."

Das Fräulein ging und der Lord packte. Eh die Nacht dunkelte, hielten zwei Pferde vor dem Hause. Palmerston, in bürgerlicher Kleidung, küßte Friederiken die Wange und schwang sich auf das eine; ein Reitknecht bestieg das andere. Kaum war er aus dem Hause, als eine Abtheilung Soldaten dasselbe umzingelte, um ihn auf Befehl des Königs in's Gefängniß zu führen. Hohnlachend trat ihnen Friederike entgegen. Das Haus wurde durchsucht.

Der Flüchtling verschaffte sich ein Boot; eh' der Morgen dämmerte, stand er an der schwedischen Küste.

13.

Die beiden Kameraden.

Des Sommers grünes Haar färbte sich herbstlich bunt, als aus dem göthaborger Hafen täglich eine Schaluppe auslief, westlich herüber um die äußerste Spitze von Jütland herum und dann mehre Meilen

weit in die Nordsee hinabging, aber Abends wieder in den Hafen einlief, ohne daß man wissen konnte, weshalb sie diesen vergeblichen Weg so oft wiederholte. Der Befehlshaber dieses Botes ward Lord Palmerston, der die Kleidung eines schwedischen Seeofficiers trug. Mit düsterm Verlangen streifte sein Auge über die Fläche des Meeres südwärts, und sobald es ein Segel erblickte, zuckte ein wenig Leben in seinem sonst todten Gesichte; er griff nach einem Fernrohre und spähte, bis er sich getäuscht sah. Dann schwebte wohl auch sein trüb gewordener Blick nach der Gegend hinab, wo ein dunkler Streif am Horizonte die Insel Seeland bezeichnete.

Endlich stieg eines Tags ein majestätisches Schiff mit seinen schlanken Spieren, flatternden Wimpeln, Masten und Raaen aus den Wellen hervor und lenkte den Lauf nach der schwedischen Küste. Palmerston's Auge drang durch das scharfe Glas von der Schaluppe hinab nach dem höher und höher aufsteigenden Koloß, in dessen von der Sonne bestrahlter Flagge er mit Freude das schwedische Wappen erkannte. Nicht lange, so hob sich der breite Rumpf des Schiffes, das sich durch seine Gestalt den Seglern auf der Schaluppe als eine Fregatte kund gab, und ging nun in seiner ganzen Größe mit allen Segeln über den Wasserspiegel.

Der Lord hatte mit Aufmerksamkeit das Schiff beobachtet; plötzlich ließ er das Glas fallen und rief: „Er ist's, der lang ersehnte Graf-Mörner!“ Nun gab er Befehl, der Fregatte entgegen zu rudern und sich ihr vor den Wind zu legen. Das Schiffchen flog auf das stolze Wasserhaus zu, gewann ihm den Wind ab und neigte zum Gruße seine Flagge, mit einem Schuß aus dem Mörser, der zu diesem Zwecke mit-

genommen worden war. Die Fregatte erwiederte den Gruß und als der Donner des Geschützes verhallt war, erschien der Kapitän auf dem Verdecke und rief durch das Sprachrohr: „Lieutenannt Flaxmann, ich bin erfreut, Euch wieder zu sehen. Bemüht Euch herüber, ich habe Euch Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen."

Zugleich wurde von der Fregatte ein kleines Boot herabgelassen, ein junger Matrose eilte die Fallreetreppe hinab in dasselbe, um es der Schaluppe zuzuführen, und der Lord, als schwedischer Dienstmann Lieutenannt Flaxmann, erkannte in dem dienstfertigen Burschen, mit einer Freude, wie sie seiner Seele fast fremd geworden war, den flinken Juel Swale. Als er in das Boot hinabsprang und von dem muntern Schiffsjungen freundlich begrüßt wurde, wäre er dem Burschen fast um den Hals gefallen.

„Es scheint, als gingt Ihr wieder mit gutem Winde, Herr," sagte Juel; „als wir vor acht Wochen ausliefen, glaubt' ich Euch nicht wieder zu sehen. Euer Takelwerk war übel mitgenommen und an Euerm Rumpf sah's aus, wie lauter Breschen. Ihr habt gut auskeilen und ausstopfen lassen, daß Ihr Euch über dem Wasser habt erhalten können. Nun, Gott führ' Euch noch lange mit günstigem Winde!"

„Ich danke Dir, Junge!" rief der Lieutenant froh und drückte dem Burschen ein Geldstück in die Hand. Nach wenigen Ruderschlägen hielten sie an der Treppe; Flaxmann stürmte hinauf und fiel dem oben seiner harrenden Norcroß an die Brust.

„Seid mir tausendmal gegrüßt, mein Freund, mit erneuten Ansprüchen auf das Leben ausgestattet!" rief Norcroß, und küßte seinen Landsmann auf Stirn und Wange. „Ach mir bangte, ich möchte zu spät gekom-

men sein, um Euch noch einmal die Freundeshand zu reichen; um so froher bin ich, daß Ihr mich hier auf unserm Element, auf offener Meerfluth, mit Euerm Willkommen überrascht."

„Ihr seid lange geblieben, Kapitän," entgegnete der Andre. „Als Ihr gingt, lag ich noch hoffnungslos darnieder; aber kaum war die Last der Krankheit von mir gewichen, als mein Herz voll Sehnsucht nach Euch ward. Dies Verlangen wuchs mit meiner zunehmenden Kraft, aber Euer unbegreifliches Ausbleiben hätte mich fast wieder auf das Siechbette geworfen; ich glaube, ich wäre gestorben, wenn ich nicht von einem Seemann erfahren, daß Ihr in Frankreich Widerwärtigkeiten zu bestehen gehabt."

„So ist es, mein Freund," versetzte der Kaperkapitän. „Und da Ihr auf keinen Fall ausführlich von meinem Schicksale unterrichtet sein könnt, so mache ich mir eine Freude daraus, Euch Alles mitzutheilen. Doch sagt mir zuvor, wie befindet sich des Königs Majestät? Ist meine junge Frau munter und gesund? Wie leben meine Freunde und Anverwandten?"

„Der König erfreut sich des besten Wohlseins und rüstet ein großes Heer, womit er den im vergangenen Winter aufgegebenen Plan, in Norwegen einzufallen, Friedrichshall zu nehmen und das ganze Land zu besetzen, wieder aufnehmen und ausführen will. Uebrigens spricht man nicht nur in Stockholm, sondern in allen Seestädten Schwedens stark vom Frieden mit Rußland."

„Ich weiß davon," unterbrach Norcroß den Lieutenant.

„Euer Weibchen blüht täglich schöner auf, doch quält sie Sehnsucht nach Euch, und das ist kein Wunder. Zwei Monate war't Ihr ihr Gatte, als Ihr

abreiſtet, und zwei Monate ſeid Ihr ſchon abweſend. Das iſt einem jungen Ehemanne nicht zu verzeihen.“

„Soll ich Euch an den Spruch erinnern: Erſt Herrendienſt, dann Frauendienſt!“ lächelte Norcroß, „Die widrigſten Umſtände hielten mich zurück, wie Ihr bald hören ſollt. Und unter uns: ich liebe meine Frau herzlich, aber dieſe Reiſe hat mich über mich ſelbſt aufgeklärt. Ich ſehne mich, mein Herz in Euere Freundesbruſt auszuſchütten. Kommt mit mir in die Kajüte. Meine Officiere warten darauf, Euch begrüßen zu dürfen. Der Kapitänlieutenant Gad hat Euch noch nicht im ſchwediſchen Seemannskleide geſehen. Schont den armen Teufel. Es iſt ihm einmal nicht auszureden, daß Ihr mehr verſteht als andere Leute. Meine Burſche werden Euch dafür deſto herzlicher bewillkommnen.“

Lieutenant Flaxmann ging an der Hand des Freundes über das Verdeck. Die Officiere des Schiffs, welche vollzählig waren, ſtanden in einer Reihe, den Kapitänlieutenant Gad an der Spitze, und begrüßten den Fremden mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrerbietung, die zur Genüge zeigte, daß Gad und der Schiffschirurgus ihre Anſichten über den räthſelhaften Engländer in müßigen Stunden des Breitern auszuſprechen nicht verfehlt hatten. Meiſter Habermann wartete an der Treppe, machte einen tiefen Bückling und ſagte: „Ew. Hochwohlgeboren wird es einen armen Schiffschirurgen nicht für eine Unbeſcheidenheit auslegen, wenn derſelbe, hocherfreut über Dero friſche Geſundheit, mit Verlaub, die unterthänigſte Bitte nicht zurückhalten kann, ihn endlich mit der geheimen Kenntniß der Waffenſalbe und des ſympathetiſchen Wundwaſſers zu beglücken.“

„Euern Wunsch soll endlich die Erfüllung krönen, Meister Habermann“ versetzte der Begrüßte. „Gebt mir dafür das Recept Eurer dauernden Gesundheit.“

„Das ist bald hergesagt, mit Dero Verlaub, die Rumflasche und das Pöckelfleischfaß sind die Apothekerbüchsen, aus welchen ich die Ingredienzien zu meiner Arznei hole.“ Der Chirurgus belachte seinen Witz herzlich, während die beiden Freunde in den hintersten Verschlag der Kajüte hinabstiegen.

Hier nahmen sie Platz; der Schiffskoch brachte zwei dampfende Becher Grog, und nachdem sie dieselben auf ihr gegenseitiges Wohl geleert hatten, fuhr Kapitän Norcroß fort: „Das menschliche Herz ist voll Widersprüche, Eigensinn und Wunderlichkeit; je mehr man darüber nachdenkt, desto unerklärlicher wird es einem. So viel ist gewiß, daß das meinige die Herrschaft des Kopfes nicht erkennen will. Ihr wißt, ich habe leidenschaftlich geliebt, die duftende Purpurbüthe dieser Blume ist abgeblüht, und ich glaube mein Herz für die Empfindungen heißer Liebe erkaltet. Eine stille sanfte Neigung zu meinem Weibe hatte mich erfüllt, ich hoffte und wünschte, diese Neigung möchte mich beglücken, sie würde mein Leben mit den bescheidenen Kränzen häuslicher Zufriedenheit schmücken.

Da raubte ich auf Euern Wunsch jenes weibliche Wesen über dessen hohe Eigenschaften wir wohl gleich anerkennend denken. Ich gesteh' Euch jetzt, Lieutenant, sie machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Mein schlafendes Herz erwachte und überzeugte mich, daß ich mich über sein Wesen getäuscht habe. Aber ich gestand es mir nicht selbst; ich wollte, ich durfte seine Stimme nicht hören. Ich war mit einem liebenswürdigen Mädchen, der Verwandten vornehmer und angesehener Leute, verlobt, durch die mein Glück in

Schweden begründet wurde, ich gedachte mich fest zu klammern an dies Schwedenreich, denn ich war heimathlos; ich fühlte innige Hochachtung und eine sanfte Regung für meine Braut. Durfte ich die thörichten Zuflüsterungen meines Herzens hören? Aber denkt Euch meinen Kampf, Kamerad, als ich nur zu deutlich des Fräuleins von Gabel Leidenschaft für mich wahrnahm! Ich hatte zu Euern Gunsten ein gefährliches Spiel mit Herzen getrieben; die Sünde rächte sich an mir. Obendrein kannte ich Euere Liebesglut für das Fräulein und durfte nichts Anders erwarten, als daß sie Euere Gattin werden würde. Nichts konnte mich damals irre machen, selbst Euer eignes Zureden nicht; ich erheuchelte Kälte für Friederiken. Ich hütete mich wohl ernsthaft über mich selbst nachzudenken. Aber seit ich durch die Bande der Ehe gefesselt bin, haben jene unterdrückten Stimmen lauter gesprochen, und auf dieser Reise hat sich meiner eine so glühende Leidenschaft für das Fräulein von Gabel bemächtigt, die der Euerigen gewiß nicht nachsteht."

„Armer Mann!" sagte Flaxmann. „Und Ihr werdet wieder geliebt. Ihr habt durch das, was Ihr Männlichkeit oder Charakterfestigkeit nennt, zwei Herzen unglücklich gemacht. Armer Freund! Arme Freundin! Ihr war't einander werth!"

„Wohlan! Ich habe Euch den Kummer meiner Seele entdeckt. Es gilt nun, das Unabänderliche männlich zu ertragen, mein gutes Weib zu lieben, meine Pflicht zu erfüllen und den Kampf des Lebens nicht zu scheuen. Laßt uns von Euerer Person reden! Ihr seid nunmehr fest entschlossen, Euch dem schwedischen Seedienst zu widmen?"

„Ich bin's. Der Mensch muß doch etwas thun

und treiben, muß sich eine Welt wählen oder die, in welche ihn das Schicksal wirft, erfassen, um sie nach Kräften auszufüllen. Auf dem stets bewegten Elemente ist mir jetzt allein wohl; es gleicht meinem Leben. Sobald ich die mir noch mangelnden Kenntnisse des Seewesens erlangt habe, werde ich eine Fregatte führen, die mir der König bestimmt hat."

„So sind wir denn noch inniger verbunden!"

„Mein Wunsch ist, bis dahin unter Euern Commando zu dienen, Kamerad. Der Durst nach Rache treibt mich eben so stark, als Freundschaft und Anhänglichkeit an Euere Person auf Euer Schiff. Sagt mir nun zuvörderst, habt Ihr den Baron Görz gesprochen?"

„Ich war zwei Tage lang in seiner Nähe, und bin über alle unsere Interesse erregenden Angelegenheiten von ihm unterrichtet worden."

„Billigt er unsern kühnen Plan?"

„Er billigt ihn nicht nur, er belobt ihn sogar. Diese dänischen Schelme, sagte er, hätten es nicht nur am König von Schweden, sondern auch an unsrer Sache und an Euerer Person verdient, daß wir mit einem kühnen Streiche dem ganzen Tanze ein Ende machten. Europa wird staunen, die staatsklugen Perrücken werden zusammenfahren, daß Staubwolken aus ihnen aufsteigen, aber König Karl wird triumphiren und auch unsre Sache ist gewonnen. Die Klugheit treibt uns, die Rache fordert uns auf; denn wißt, auch des Barons Gefangennehmung in Holland rührt von den Dänen her. Ein dänisches Schiff hat seine Briefe aufgebracht."

„Ich bitt' Euch, erzählt!" rief Flaxmann begierig. „Wie war es möglich, daß die Generalstaaten sich an

der Person des Barons vergreifen konnten? Die Sache ist mir bis jetzt ein Räthsel geblieben."

„Das Geheimniß ist gelöst. Der Baron hat durch seine Kundschafter Alles herausgebracht. Gegen Ende Januars ist ein schwedisches Schiff von einem dänischen Seefahrer genommen worden. Der dumme Mensch hat einige Briefe des Baron Görz an den schwedischen Gesandten in London, Graf Karl Gyllenborg und einige schottische Barone bei sich, aber statt die Briefe in's Meer zu werfen, oder zu verschlucken, wie ihm der Baron, sobald er in Gefahr komme, gerathen, läßt er sie ruhig in seinem Proviantschranke liegen. Der Däne schickte die Briefe nach Kopenhagen, der König sendet einen Schnellsegler nach London, und am 9. Februar wurde Graf Gyllenborg, der sich keines Ueberfalls versah, gefangen genommen. Da fanden denn die edlen Hannoveraner in seinen Papieren, die er nicht Zeit behielt, bei Seite zu schaffen, den ganzen Plan des Barons Görz weitläufig und mit allen nähern Angaben. Sogleich ließ der Kronendieb Georg, oder Kurfürst von Hannover — ich werde ihn nie als König von England anerkennen — einen außerordentlichen Gesandten an die Generalstaaten abgehen und die hochmögenden Herren ersuchen, den Baron Görz anzuhalten und dessen Papiere mit Beschlag zu belegen. Darauf wurde der Baron am 21. Februar zu Arnheim gefangen genommen, während es Euch gelang, Euch mit den Euch selbst betreffenden Papieren zu retten."

„Und wo und wie befindet sich der Baron jetzt? Was habt ihr mit ihm verhandelt?"

„Daß er durch seine Beredtsamkeit und kluges Benehmen die Staaten von Geldern für sich gewann und überzeugte, wie unrecht sie daran thäten, ihn in

einer Sache festzuhalten, die auch nicht im Entferntesten die Generalstaaten beträfe, zumal da er als Privatmann unter ihnen lebe und nicht einmal schwedischer Unterthan, geschweige schwedischer Bediensteter überhaupt, noch Abgesandter des Königs von Schweden insbesondere sei, und daß er deshalb am ersten April wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, wird Euch bekannt sein; Ihr habt ohne Zweifel in Kopenhagen, wo man dem Baron gern das ewige Leben gegönnt hätte, davon gehört. Von da reiste unser Görz sogleich nach Versailles und bearbeitete den Regenten, das Geschäft der völligen Aussöhnung unsres Königs Karl mit dem Czaar zu übernehmen. Der Herzog von Orleans zeigte sich bereitwillig, dann zauderte er; endlich, nachdem Görz schon mehre Wochen am französischen Hofe zugebracht hatte, versprach der Herzog-Regent seinen Einfluß auf die beiden Monarchen zu ihrer Vereinigung anzuwenden. Nun trat der Baron mit seinem eigentlichen Plan hervor und forderte Frankreich auf, dem König Karl zu seinen verlorenen deutschen Provinzen zu verhelfen. Der Herzog-Regent fing darauf an, sich mit politischer Zweideutigkeit zu benehmen; es schien dem Baron, daß dänischer Einfluß im Spiele sei, und als er abermals einige Monate mit leeren Verhandlungen zugebracht hatte und auf eine bestimmte Erklärung drang, so machte der Regent die Ausflucht, es sei seine Pflicht, für die Tilgung der Schuldenlast Frankreichs zu sorgen und seinem königlichen Mündel die Regierung in einer völligen Beruhigung des französischen Reichs zu übergeben, deshalb könne und dürfe er sich in keinen Krieg einlassen, sondern müsse vielmehr sich bestreben, nur Friedens- und Freundschaftsbündnisse abzuschließen. In Folge dieser Erklärung schloß der Regent auch

eine Defensiv=Allianz mit dem Czaar und dem Könige von Preußen; da aber — wie Ihr wißt — der Letztere ein dicker Freund Dänemarks ist, so konnte man daraus sehen, woher der Wind blies. Auch versprach der Regent in diesem Bündniß ausdrücklich, sich auf keine Weise in den nordischen Krieg zu mischen. Der Baron sah nun ein, daß er in Frankreich nichts mehr zu thun hatte, und beeilte sich, das letzte und kräftigste Mittel anzuwenden, um Dänemark zu demüthigen und unsern Stuart auf den Thron seiner Väter zu heben. Er reiste zum Czaar nach Loo, wurde von Peter mit Achtung aufgenommen nnd behandelt, und beide kamen überein, binnen drei Monaten den russisch=schwedischen Frieden bis zum Abschluß in Ordnung zu bringen. Dort habe ich den Baron gesprochen und ihm die Briefe unsers Königs übergeben. Er wird noch einige Zeit in der Nähe des Czaars verweilen und arbeitet bereits am Frieden. Hoch erfreut war er über meinen Vorschlag und versprach mir, sobald derselbe glücklich ausgeführt sei, die höchste Gnade des Königs nebst einer bedeutenden Stelle bei der Admiralität. Und denkt Euch, Kamerad, welche Aussichten uns überdies aus der Ausführung unsers Plans erblühen! Haben wir den naseweisen Burschen, dann giebt ihn König Karl nicht eher wieder heraus, bis Jacob Stuart König von England ist."

Flaxmann's bleiches Gesicht überzuckte bei diesen Worten eine glührothe Flamme.

„Drauf und dran denn!" jubelte er, „laßt uns keine Stunde verlieren, Kamerad! Das Gerathenste ist, Ihr besteigt meine Schaluppe mit, wir laviren an der schonischen Küste hin, gleichsam als wären wir

ein großes Fischerboot, und stechen in der Nacht hinüber auf die kopenhagener Rhede."

„Doch erst müssen wir unsere Spione ausschicken," warf Norcroß ein. Wir können nicht auf's Gerathewohl nach Seeland gehen und die Ausführung unsers Plans dem Zufalle überlassen. Nein, mein Freund, wir müssen vorher genau vom Thun und Treiben des Kronprinzen unterrichtet sein, eh' wir etwas unternehmen."

„Aber wen gedenkt Ihr als Spion auszuschicken, Kapitän? — Könnt' ich die Züge meines Gesichts unkenntlich machen, so taugte Niemand besser dazu, als ich selbst."

„Da dies unmöglich ist, und weder Euere Lage noch Euer Gesundheitszustand gestatten, daß Ihr Euch solcher Gefahr aussetzet, so paßt Niemand auf dem Schiffe besser dazu als ich und mein Juel. Ja, wenn Ihr Euern Courtin noch bei Euch hättet, der wäre der geschickteste Mann zu diesem Geschäfte. Doch wie? Sagtet Ihr mir nicht, daß er unter Tordenschild Dienste genommen?"

„So ists."

„So kann er uns nützlich werden, wenn er im Hafen ist. Und seit seinem Angriff auf Göthenborg und Strömstadt verhält sich Tordenschild ziemlich ruhig. Ihr gebt mir einen Brief an Courtin."

„Mit Freuden, und daß mir die gute Haut noch eben so treu ergeben ist, wie sonst, leidet wohl keinen Zweifel. Doch da Ihr eben Tordenschild's Angriff auf Göthenborg erwähnt habt, so erzählt mir doch von diesem tollkühnen Unternehmen etwas Näheres. Es fand kurz vor meiner Flucht aus Kopenhagen statt, und ich hörte nur Unzusammenhängendes davon erzählen, auch war ich viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um

einer andern Angelegenheit als der meinigen gehörige Aufmerksamkeit schenken zu können. Ihr wißt, in welchem Zustande ich nach Stockholm kam, und doch habe ich gemerkt, daß Ihr einst an meinem Lager saßet und von einem Ueberfall des dänischen Tollkopfes erzähltet. Das Fieber hat mich den Sinn Euerer Worte nur halb fassen lassen, auch habt Ihr, so viel ich mich erinnere, nicht ausführlich berichtet. Ferner seid Ihr mir auch die freundschaftlichen Erörterungen über Euere eigene Person auf Euerer Reise schuldig, nnd ich bitte Euch höflich darum."

„Wie gern erfülle ich Eueren Wunsch, Lieutenant," entgegnete der Kaperkapitän freundlich, „denn es gewährt einem muthigen Herzen — und ich denke, dieser Name wird Euch nicht als gemeines Selbstlob klingen — zum Genuß, schwerbestandene Gefahren und gewaltige Lebensmomente in die Erinnerung herauf zu beschwören und mit dem Worte wieder zu beleben. Sobald wir unser Mahl eingenommen haben, wollen wir den Tag mit gegenseitiger freundlicher Mittheilung zubringen, von der Vergangenheit reden und an die Zukunft denken. So bringen wir bis zum Abend zusammen auf der Fregatte zu, und lassen sie hernach in den Göthaborger Hafen einlaufen, während ich mich mit Juel in englischer Matrosentracht von Meister Ebbe Reetz in einem kleinen Boote an die seeländische Küste bringen lasse. Reetz ist ein Däne und kann mir nützlich sein. Ihr aber geht in Euerer Schaluppe nach Schonen, streicht an der Küste hin und haltet im Hafen von Karlskrona an. In der morgenden Nacht aber stecht hinüber nach Kopenhagen zu und legt Euch unter die Brücke bei Güldenlund, dort werd' ich entweder selbst sein, oder Euch Nachricht von mir

geben. Unterdessen werde ich das Nöthige ausgekundschaftet haben."

„Um Eins bitte ich Euch, Kamerad, vergeßt nicht, daß mein Herz dort seinen Ankergrund hat. Es giebt Euch den Auftrag, nach Christine von Ove zu fragen und ihr einen Gruß zu bringen."

„Ich werde Euer Liebesbote sein. Ich muß ja ohnedies in das Haus des Vice-Statthalters; denn ich sehe nicht gut ein, wie wir unsern Plan ohne Friederikens Beistand ausführen sollten."

„Rechnet nicht auf sie, Kapitän! Sie liebt ihr Vaterland zu sehr, um sich zu einem Schritte zu verstehen, der sie vielleicht später den Vorwürfen ihres eigenen Gewissens blosstellte."

„Auch werde ich Ihr nicht unklug den ganzen Umfang unseres Planes enthüllen. Sie haßt den Kronprinzen, wie Ihr mich selbst versichert habt, ja sie haßt den ganzen dänischen Hof und wird gern die Hand bieten, Euch Gelegenheit zur Rache zu verschaffen, zu der sie selbst Euch antrieb. Von dieser Seite fass' ich sie."

„Ein Mittel bleibt Euch immer, sie zu Allem zu bewegen, was Ihr wünscht. Ihr werdet aber keinen Gebrauch davon machen."

„Im äußersten Falle von jedem."

14.

Erzählung.

Die beiden Kaperofficiere speisten in der Kajüte allein, und leerten auf das glückliche Gelingen ihres gewagten Unternehmens, von welchem sie sich so viel versprachen, ein paar Flaschen. Hernach, als der Dampf des Grog aus den Gläsern vor ihnen stieg, begann Kapitän Norcroß:

„Ihr wünscht zuerst einige nähere Nachrichten von dem tollkühnen Angriff des dänischen Viceadmirals Tordenschild auf Göthaborg zu hören. Wahrlich, ich liebe diesen jungen Feuerkopf — er ist in unserm Alter — obgleich er unser Feind ist, und ich wünsche nichts sehnlicher, als mich einmal mit ihm messen zu können. Entweder ich bliebe todt auf der Stelle, oder ich trüge über Tordenschild den Sieg davon, und König Karl erhöbe mich zum Schout-by-Nacht oder Admiral. Dieses Verlangen führte mich ihm bei Göthaborg, oder vielmehr bei Elfsborg entgegen, ich glühte vor Begierde, ihm die Spitze zu bieten und sein Schiff in den Grund zu bohren. Ich, ich allein wollte den Ruhm des Sieges haben, ich geizte nach dem Tod oder der Ehre, Tordenschild bezwungen zu haben. Aber wen das Glück flieht, der strengt vergebens alle Kräfte an. Wäre nur die Glücksgöttin meinem Muthe gerecht, der Name Norcroß sollte bald über dem Namen Tordenschild glänzen.

Durch die vielen und ansehnlichen Prisen, welche ich den schwedischen Häfen zugeführt hatte, war ich dem Könige, dem Grafen Mörner und dem Gouver-

neur Gadenhielm lieb geworden, und erfreute mich mancher Gnade. Außerdem standen mir in Stockholm alle Häuser offen, ich erhielt schmeichelhafte Einladungen, und der Gouverneur Gadenhielm bot mir sogar seine Schwester zur Ehe an, da er von meiner Verlobung mit dem Fräulein Broke nicht unterrichtet war. Mit meinem erhöhten Ansehen vermehrte sich auch die Anzahl meiner Feinde. Ein Fremdling, der beim Landesherrn in Gunst steht und von ihm befördert wird, muß allezeit erwarten, von denen heimlich beneidet und verfolgt zu werden, deren Ehrgeiz sich gekränkt und zurückgesetzt fühlt. Viele derselben hatten sich hinter des Königs Adjutanten, den Baron Feiff, gesteckt und diesen bestimmt, mir bei der Majestät zu schaden. Es war zu Anfang Mai, als ich, von einem einträglichen Streifzug auf der Nordsee zurückgekehrt, die Ehre hatte, in des Königs Kabinet geführt zu werden, damit ich ihn von meiner Reise und über den Werth meiner Prisen Bericht abstatten möchte. Der Adjutant, welcher sonst immer um des Königs Person ist, war eben nicht gegenwärtig. Da fragte mich der König: Was habt Ihr und Feiff mit einander? Ich versetzte, daß ich noch niemals die Ehre gehabt habe, Se. Excellenz den Herrn Baron Feiff zu sprechen, und daß ich, meines Wissens, nichts gethan hätte, womit ich ihn hätte auf mich erzürnen können. Seine Majestät sagte hierauf: Er sagt, daß Ihr ein Seeräuber seid. Mit tiefer Ehrerbietung entgegnete ich wiederum: Wenn ein von Ew. Majestät eigends auf eins von Höchstdero Schiffen bestellter Kaperkapitän, der sich in Ausübung seiner Dienstpflicht streng und auf's Gewissenhafteste an die Verhaltungsbefehle Ew. Majestät gehalten, und alle Schiffe, welche Ew. Majestät als feindliche erkennen und erklären, mit ge-

trostem Muthe auf offener See angegriffen und die, so er besiegt — und das waren die meisten — nach Recht und Gewissen in die Häfen Ew. Majestät abgeliefert und niemals etwas von der Beute für sich behalten hat, wenn ein solcher Mann ein Seeräuber heißt, so verdiene ich freilich diesen Namen, den mir der Herr Baron Feiff beizulegen beliebt hat. — Meine Rede schien dem Könige gefallen zu haben; denn er sagte mit heiterm Gesichte auf's gnädigste: Thut, was Euere Pflicht ist! Wir wollen nichts glauben von Allem, was zu Euerer Verkleinerung geredet wird. Nehmet eine günstige Stunde wahr, Euch recht vortheilhaft auszuzeichnen, — Ihr habt die Mittel dazu — und Ihr sollt sehen, daß Ihr an mir einen gnädigen König habt, der das Verdienst würdig zu belohnen weiß.

Diese Worte aus dem Munde eines solchen Helden mußten mich natürlich auf das Lebhafteste anfeuern und mich nichts sehnlicher als die günstige Stunde wünschen lassen, von welcher der König geredet hatte. Die Anklage beim König gegen mich beruhte auf nichts weiter, als weil ich einige Schiffe genommen hatte, die so gut als im holländischen Einlauf waren, indem man behauptete, ich sei zu weit gegangen und habe des Königs Befehle übertreten oder nach Willkühr gedeutet. Allein noch im vorigen Jahre, bevor der Baron Görz nach Holland ging, begegnete ich ihm einmal auf dem Ritterholm. Um ihn waren viele der vornehmsten Hofherren, und ich ging mit andern Seeofficieren. Als er mich zu Gesicht bekam, hatte er die Gnade, stehen zu bleiben und mich nach meinen Angelegenheiten zu befragen. Bei dieser Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, ihn zu bitten: Ob es mir nicht erlaubt wäre, an die südliche Seite

der Doggerbank zu gehen. Der Freiherr antwortete mir laut, so daß es Alle hören konnten: Sie können gehen, wohin Sie wollen, Käpitän, und handeln, wie es Ihnen gut dünkt. Niemand ist Willens, Ihnen Rechenschaft über Ihr Thun und Lassen abzufordern; denn Se. Majestät sind mit Allem, was Sie noch unternommen haben, vollkommen zufrieden. — Diese Worte haben mir viele Feinde gemacht und man hat es mir sehr zur Last gelegt, daß ich nach ihnen gehandelt habe.

Dies nur beiläufig, um Euch Alles zu erklären, mein werther Freund und Kamerad. Die ersehnte Stunde sollte bald kommen, leider stand mir in ihr das Glück nicht bei und sauste vorüber, ohne mir die gehofften Früchte zu hinterlassen. Elf Tage nach dieser meiner Unterredung mit des Königs Majestät fand Tordenschild's unerwarteter Ueberfall statt. Ich war zwei Tage vorher von Stockholm angelangt und hatte meine Fregatte bestiegen, die in der Nacht des 11. Mai bei dem alten Werf, beim Elfsborger Castell vor Anker lag. Wir hatten zwar erfahren, daß mehre Schiffe nach Fladstrand, uns gegenüber in Jütland, gebracht worden seien, da man aber den Zweck derselben nicht ahnete, so bekümmerten sich die Schweden nicht darum. Inzwischen wurde vom Gouverneur Godenhielm doch die Vorsicht gebraucht, den Göthaborger Hafen des Nachts mit einem Querbaum zu verschließen. Der Admiral Strömstierna lag ohnfern von mir mit der schwedischen Flotille, über die er das Commando hatte, bei dem neuen Werf. Gegen ein Uhr in der Nacht wurden wir durch Allarmschüsse vom Neuelfsborger Castell aufgeschreckt; wir sahen die dänische Flotille, die aus zwei Kriegsschiffen, zwei Geschützbramen, elf Galeeren und vierzehn bewaffneten

Schaluppen bestand, in einiger Entfernung schwimmen, und zur selbigen Zeit wurde es von Elfsborg am Ufer kund, daß der Feind im Anzuge sei. Jetzt hörte man weithin bis nach Göthaborg hinüber schleunige Warnungsschüsse. So eilig als möglich ließ ich ein Boot aussetzen und ruderte hinüber zum Admiral, um mir Verhaltungsbefehle auszubitten. Er rieth mir, mich dem Feinde geradezu entgegen zu werfen. Dies war mir aus der Seele gesprochen. Ich flog zurück auf mein Schiff. Aber denkt Euch meinen Schrecken! Die meisten meiner Leute sind an's Land gestiegen und unser Gad hülf- und trostlos, schickt sich eben an, mein edles Schiff zwischen dem alten Werf und Helsingland in den Grund zu senken, damit es den Dänen nicht in die Hände fallen soll. Ich hätte den Mann, der es doch gut meinte, in der ersten Wuth fast ermordet. Außer mir ruderte ich mit Juel an's Land und trieb meine nichtswürdigen Bursche zusammen; der Junge lief wie ein Schäferhund umher, um die verlaufenen Schafe aufzutreiben. Der Tag war unterdessen angebrochen, und ich konnte Tordenschild's ganze Macht vom Ufer aus erkennen. Meine Jungen standen und gafften. In dem trübseligen Geschäft begriffen, sie zusammen zu schaaren, begegnete ich dem Prinzen von Hessen-Kassel und dem Feldmarschall Mörner. Der Prinz fragte mich; ob ich nicht an der Schlacht Antheil nehmen und mich des Ruhms erfreuen wollte, wider die frechen Feinde des Vaterlandes zu fechten. Ich versicherte, daß dies mein glühendster Wunsch sei, berichtete aber auch zugleich das Unglück welches mir mit meinen nachlässigen Leuten widerfahren sei.

Als ich mit meinem zusammengetriebenen Volk auf der Fregatte anlangte, hatte sich zu meinem unaussprechlichen Mißvergnügen der Wind geändert, und

war mir so sehr entgegen, daß ich unmöglich dem Feinde nachkommen konnte. Was half aller Muth, was die ungeheuerste Anstrengung? Wir konnten nicht gegen die Riesenmacht des Elements kämpfen. Ueber mein ungünstiges Geschick in Verzweiflung, warf ich mich mit den tapfersten meiner Leute in meine Schaluppe und ruderte auf die dänische Flotille zu, am neuen Werf vorüber. Ohnfern demselben stieß ich auf eine feindliche Galeere von Christianssand, Louise genannt. Wir enterten rasch, und ich befahl meinen Leuten, mir mit bewaffneter Hand zu folgen. Mit bloßem Degen schwang ich mich in die Galeere, meine Bursche mir nach, aber in demselben Augenblicke warf sich die Mannschaft auf der andern Seite in die Schaluppe, einige Verwundete ausgenommen. Meine Sorge ging nun auf diese. Mein gehoffter Ruhm beschränkte sich darauf, daß ich eine Galeere erobert hatte; doch hatte ich die Freude, daß nach einigen Stunden der Prinz von Hessen-Kassel, der Feldmarschall Mörner und der Admiral Strömstierna an Bord dieser Galeere kamen. Unterdessen hatte die Hauptschlacht, an der ich keinen Theil hatte nehmen können, für die Schweden eine günstige Wendung genommen. Der Vice-Admiral Wilster, welcher erst den Dänen gedient, vor zwei Jahren aber zu den Schweden übergegangen war, lag im Göthaborger Hafen. Er schickte bei Annäherung des Feindes zu dem in der Nähe liegenden Prinzen von Hessen-Kassel und dem Feldmarschall Mörner, und diese besetzten sofort mit zwei Regimentern beide Ufer der Göthaelf. Das war früh um zehn Uhr. Dennoch wagte sich Tordenschild Nachmittags mit seinen Schiffen zwischen die Batterien und unter das Geschütz der Festung Elfsborg, welche — wie Ihr wißt — mitten im Hafen liegt, gegen den

göthaborger Hafen, welcher aber mit einem Querbalken verschlossen war. Das hatte er nicht erwartet. Sobald er angekommen war, ließ er Stadt und Flotte heftig beschießen, aber das schwedische Geschütz aus drei Schanzen, von den Schiffen und aus den Festungen Elfsborg und Güldenborg, auf ihn abgefeuert, trieb ihn nach einem fünfstündigen Gefecht zurück. Er hatte eins unserer Kriegsschiffe und die göthaborger Seilerwerkstätten eingeäschert. Er selbst hatte viele Leute eingebüßt, und außer der Galeere, die ich genommen, noch eine andere. Hernach kreuzte er vor dem göthaborger und marstrander Hafen, wurde durch vier Schiffe des Admirals Bing verstärkt, und brachte bald zwölf schwedische Handelsschiffe auf, die freilich für Schweden ein großer Verlust waren. Darauf griff er am neunzehnten Juli die Stadt Strömstad an, in welche König Karl durch eine kleine Flotte Lebensmittel zu seinem norwegischen Zuge zusammenbringen ließ. Obgleich unser König vorsichtig gewesen war und einen solchen Angriff erwartet hatte, so brach Tordenschild doch mit solchem Ungestüm herein, daß er zwei unserer Batterien eroberte und vernagelte, und die Stadt mit seinem Geschütz beschädigte. Aber als er landen wollte, brach der General-Major Gierta hinter einem Felsen hervor und gab Feuer auf die Schiffe. Tordenschild wurde selbst von zwei Kugeln getroffen und zwei seiner Galeeren fast von Volk entblößt. Er mußte sich zum Rückzug bequemen; da er aber die Galeeren durchaus nicht im Stiche lassen wollte, so wandte er sich in der augenscheinlichsten Gefahr, wahrhaft tollkühn, noch einmal gegen das Ufer. Die Rettung der Galeeren gelang wirklich einem Seekadet und einem Bootsmann, Namens Elias Wulf, den Meister Reetz gut kennt. Diese ruderten durch die schwedischen

Kugeln unbeschädigt durch, banden die Galeeren an Riemen und zogen sie nach. Dieser Wulf legte eine Probe von Muth ab, wie man ihn nur wenig findet. Er hatte gemerkt, daß sich seine Leute vor den schwedischen Flintenkugeln fürchteten, er zog sich also nackt aus und stellte sich auf das oberste Verdeck vorn an. Nun stieß er die abscheulichsten Scheltworte gegen die Schweden aus und höhnte sie so mit beschimpfenden Geberden, daß sie im höchsten Zorn ihre Gewehre alle auf ihn richteten. Die Ruderer wurden dadurch verschont und trieben ihr Schiff mit Windes-Eile der Galeere zu. Aber eben diese Hast rettete dem tollkühnen Bootsmann das Leben, keine einzige Kugel traf ihn, und es hieß allgemein, er habe mit dem Teufel einen Bund gemacht. Die Schweden hatten viele Leute verloren. Am dreizehnten August suchte Tordenschild seinen Zweck durch Bomben, die er in die Stadt warf, zu erreichen. Auch dieser Plan mißlang. Die Schweden waren auf ihrer Hut. Sobald aber wir, mein Freund, unsern Plan ausgeführt haben werden, ist Schweden für immer all dieser Plackereien überhoben, und der tapfere Tordenschild wird am Ingrimm, uns nicht mehr tücken zu können, umkommen."

„Wir werden viele tausend Menschen glücklich machen," versetzte Flaxmann. „Kinder und Kindeskinder werden uns dafür segnen. Doch seht, der Abend naht; erzählt mir nun auch von Euerer Reise nach Frankreich und zum Baron Görz und sagt, was Euch so lange aufgehalten. Unterdessen wird die Nacht herankommen, die uns trennt."

„Es sei!" entgegnete der Kapitän. „Ich hatte vier Schiffe und gedachte mich zum Vortheile unsers Königs wacker zu regen. Drum belud ich einige die-

ser Schiffe mit Eisen und ging mit meinem Graf-Mörner nach Amsterdam. Hier machte ich guten Handel und segelte von da nach Frankreich, um den Baron aufzusuchen. Unterwegs brachte ich ein paar Schiffe auf, die ich nach Schweden schickte. Darunter war auch ein französisches. Ueberhaupt waren von schwedischen Kapern zeither mehre französische Schiffe aufgebracht worden. Der Kapitän Wernar in Dünkirchen wirkte daher einen Befehl vom Hofe in Paris aus, daß ich im Hafen Mardique, in welchen ich eingelaufen war, angehalten wurde. Ich übergab dem Kapitänlieutenant Gad das Kommando und reiste unverzüglich nach Paris. Allein zu meiner Bestürzung fand ich den Baron nicht mehr; er war abgereist. Nun zog ich einen Wechsel von vierzigtausend Gulden auf einen Wechsler in Amsterdam, um dem Baron nur schnell nachreisen nnd dann meine Schiffe auslösen zu können, aber besagter Kapitän Wernar hatte mir auch den Credit abgeschnitten, und ich hatte weder Schiffe noch Geld. Nun reiste ich mit dem Wenigen, was mir übrig geblieben war, zu unsrer Königin Maria nach St. Germain, und sie war der einzige Mensch, der sich meiner verdrießlichen Sache annahm. Zwar wurde ich lange aufgehalten, aber es gelang ihr doch, mir endlich einen Befehl vom Herzog-Regenten auszuwirken, kraft dessen mir meine Schiffe ausgeliefert wurden."

Der Lieutenant Flaxmann war bei Nennung der verwitweten und vertriebenen Königin von England von Rührung ergriffen worden. „Wie befindet sich unsre theure Königin?" fragte er mit weicher Stimme.

„Sie ist alt und schwach und lebt ein frommes, gottseliges Leben. Ihr Hofstaat ist sehr klein; ihre Mittel sind kaum die einer adligen Stiftsdame."

„Gott segne sie und erhalte sie noch lange!“ stammelte Flaxmann.

„Wer wollte nicht mit Euch wünschen, daß sie noch so lange lebte, bis ihr königlicher Sohn wieder in das Reich seiner Väter eingezogen und die, welche ihn geboren hat, wieder mit den Insignien und Würden einer Königin von England geschmückt ist.“

Flaxmann seufzte.

„Aber merkwürdig ist's und bleibt's doch,“ fuhr Norcroß fort, „daß sich die alte Dame niemals um das Schicksal ihres Sohnes, des Prätendenten, bekümmert. Sie kommen nicht zu einander, sie fragt nicht nach seinen Hoffnungen und Planen in Betreff Englands. Sie treibt nur immer Bußübungen und scheint vom Himmel Vergebung irgend einer Schuld erflehen zu wollen.“

„Fahrt in der Erzählung Euerer Reise fort, Kamerad,“ bat der Lieutenant mit bewegter Stimme. Norcroß sah ihn verwundert an und sprach weiter: „Ich verkaufte eins meiner Schiffe und ging mit den beiden noch übrigen in See. Aber ein mir entgegenbrausender Sturm warf mich in denselben Hafen zurück. Und denkt Euch, ich werde zum zweitenmale angehalten. Nun hätte ich mich vielleicht durch Bitten und Streiten wieder losmachen können, allein es wäre viel Zeit unnütz verloren gegangen, und sie war mir lieber als Alles; denn es drängte mich, mit dem Baron über unsern Plan zu verhandeln. Daher opferte ich das andre Preßschiff — und darauf war ja eigentlich der ganze Handel abgesehn — und lief mit dem Graf-Mörner aus. Ich machte bald mehre Prisen. Ohne Fährte langte ich in Loo an; ich fand den Baron bis über die Ohren in diplomatischen Arbeiten, er war am Friedensvertrag mit Rußland. Meine

Sachen gingen, wie ich Euch schon gesagt, trefflich. Wir haben uns seiner ganzen Genehmigung und Unterstützung zu erfreuen. Auf dem Wege heimwärts habe ich wieder ansehnliche Prisen gemacht, so daß ich mein Schiff fast von gebornen Schweden habe entblößen müssen, weil ich jedes mit einem solchen dem König überschickt habe. Auch warf mich ein Sturm an den englischen Wall, so daß ich fast meinen lieben Graf-Mörner und mein Leben selbst eingebüßt hätte. Doch entging ich dem Schicksal diesmal noch, wider mein eignes und meiner Leute Hoffen und Erwarten. Meine Reise hat unserm König wenigstens funfzigtausend Thaler eingebracht, aber ich denke, der letzte Wurf derselben soll ihm Alles einbringen, was er nur wünscht und begehrt!"

„Gott gebe, daß der Wurf gelinge!" sagte Flaxmann; und das Schiff hielt inne, weil die Stunde der Trennung gekommen war.

15.

Ein Rendezvous.

Es giebt Gemüther, an denen die Schwermuth nicht haftet; sie bleiben sich in allen Lebenslagen gleich, heitre Gemälde, lachend, selbst wenn das Unglück durch das Haus schreitet. Dieser Frohsinn ist das Kind flacher Naturen. Sie sind der Freude, die die Seele berauscht, so wenig zugänglich, wie dem Schmerze,

der die Seele läutert und erhebt. Jene Gemüther gleichen dem seichten Dümpfel, den selbst der Sturm nur leise kräuselt, dessen Oberfläche aber auch nur von den Strahlen der Sonne erhellt und nie mit Regenbogenfarben geschmückt wird. Ein wahrhaft heitres Gemüth ist für Freude und Schmerz gleich empfänglich, nur hat der Schmerz keine bleibende Stätte bei ihm, wie die Freude. Die Freude ist ihm die Lebensnahrung, der Schmerz das Salz. Ein solches Gemüth ist ein reiner, tiefer See in einem grünen Thale; stolze Berghäupter spiegeln sich darin, klares Kies deckt den Boden, Fischlein schwimmen munter darin und die Strahlen der Sonne erhellen das Wasser bis auf den Grund. Aber wenn ein Sturm durch die Thalschluchten herabbraust, so thürmen sich Wellen, es tobt im Schooße des Sees — aber trübe wird er nicht.

Christine von Ove glich dem Waldsee, den der Sturm eben gepeitscht und die Sonne noch mit keinem Blick wieder erfreut hatte. Demohngeachtet war sie ruhig und wehmüthig-heiter, während Friederike dem grollenden Bergstrome glich, der sich schäumend durch die Thalwindungen drängt, von den Höhen stürzt und an den Felsen stößt, die seinem wilden Laufe entgegenstehen.

Beide Mädchen lebten zurückgezogen im Garten des Vice-Statthalters. Christine hatte, in Ungnade gefallen, ihre Stelle als Hofdame der Königin niederlegen müssen. Selten zeigten sie sich öffentlich. Die Zungen des Hofs und der Stadt ermüdeten endlich, sie zu bearbeiten, da sie sich um alles über sie im Umschwung gehende Gerede nicht kümmerten. Der Vice-Statthalter sorgte zwar für den anständigen Unterhalt der beiden Mädchen, aber er zürnte ihnen, die es wagten, den Hof zu verachten. So lebten sie ein stilles

ungestörtes Leben, das allein von der Sehnsucht bewegt wurde, von jenen beiden Männern zu hören, welche der Gegenstand ihrer täglichen Unterhaltung waren.

So war ihnen von Hoffnung und Furcht bewegt der Sommer vergangen. Da nahm Christine in Friederikens Wesen plötzlich etwas ihr Fremdes wahr. Sie bemerkte es nicht mit den äußern Sinnen, aber es wehte sie kühl und unbefriedigend von der Freundin an, daß sie eine Verstimmung erlitt, die sie nicht verbergen konnte.

Eines Abends setzte sie sich, um den Gefühlen ihrer Wehmuth ungestört nachhängen zu können, im Garten in eine entfernte Laube. Friederike war ausgegangen. Es dunkelte, und über den Garten flogen die Nachtschatten des Herbstes. Die Natur harmonirte mit Christinens Seele. Ein Geräusch erregte ihre Aufmerksamkeit, welches ohnfern der Gartenmauer, an welche die Laube gelehnt war, entstand, gleichsam als habe sich Jemand an der Mauer herabgelassen, und wurde von ihr bald als leise schlürfende Fußtritte erkannt, welche näher und näher kamen.

In eine Ecke geschmiegt wartete Christine mit klopfendem Herzen. Es kam herangeschlichen und trat in die Laube. Das Mädchen wagte kaum zu athmen. Schon glaubte sie sich von Dieben und Mördern umringt. Ihre Blicke flogen nach dem vordern Raume der Laube, wo sie aus dem Hintergrunde des noch von einem Lichtstreif erhellten Westhimmels die Umrisse einer kleinen männlichen Gestalt gewahrte, die mit Behutsamkeit aus der Laube heraus nach dem Gartenhause hin zu lauschen schien. In dieser Stellung verhielten sich Beide eine kurze Zeit, bis die Gartenthür geöffnet wurde und Schritte sich hören ließen,

welche Christine für die ihrer Freundin erkannte. Diese Schritte führten nicht nach dem Hause, sondern nach der Laube, in welcher die geängstete Christine und die kleine räthselhafte Gestalt verborgen waren, und wurden leiser und vorsichtiger, je näher sie kamen, so daß es Christinen endlich dünkte, als schliche die Nahende auf den Zehen. Endlich war Friederike an der Laube und fragte mit leiser Stimme hinein: „Bist Du da?"

„Ja, gnädiges Fräulein," versetzte eine Jünglingsstimme ebenfalls leise.

Friederike trat herein und setzte sich vorn auf dieselbe Bank, auf welcher hinten Christine ihren Platz hatte. Der Fremde blieb ehrerbietig mit unbedecktem Haupte stehen.

„Was habt Ihr heute ausgerichtet?" fragte Friederike hastig.

„Courtin habe ich endlich aufgetrieben. Er ist heute mit einem Kriegsschiff, das in Jütland gebaut worden ist, im Hafen eingelaufen, aber den Brief des Lieutenants haben wir ihm noch nicht gegeben; wir trauten seiner Flagge nicht ganz, und der Kapitän sagte, es wäre am besten, wenn er selbst mit Euch sprechen könnte, gnädiges Fräulein. Er meint, das Schreiben wäre gefährlich; der Brief könnte mir abgenommen werden, dann wären wir Alle verrathen."

„Ich seh' auch nicht ein, was mir der Kapitän noch zu schreiben hat?" versetzte Friederike; „aber es scheint mir in der That, als traue er auch meiner Flagge nicht. Wenn die ganzen Anstalten weiter nichts bezwecken, als eine einfache Herausforderung des Kronprinzen von Lord Palmerston, so begreife ich nicht, was da viel zu schreiben und zu reden ist. Schon gestern Abend sagte ich Dir, ich wünsche eine solche Herausforderung, und wenn der Thronfolger feig ge-

nug sein sollte, das Duell auszuschlagen, so billige ich es sogar, daß Ihr ihm einen Denkzettel anhängt. Ich sagte Dir schon, daß der Kronprinz von früh bis neun Uhr allein auf seinem Zimmer sei und daß ich es selbst übernehmen wolle, die Herausforderung des Lords in seine Hände zu spielen; ich habe Dir ferner gesagt, daß er von neun bis elf um die Thore spazieren reitet, meist mit einem kleinen Gefolg. Doch noch schicklicher, eine Realsatisfaction zu nehmen, sobald er das Duell verweigert, sind seine Jagdritte. So wird er z. B. übermorgen dieselbe Tour machen, welche er im vorigen Jahre an jenem Tage mit dem Czaar und der Czaarin machte, an welchem Kapitän Norcroß meine Wenigkeit von dieser Insel entführte. Hier bieten sich unvergleichliche Gelegenheiten, ihm mit ein paar handfesten Burschen zu Leibe zu gehen. Was will der Kapitän noch weiter? Aber er hat andre Pläne, und wenn er mich seines Vertrauens nicht würdig hält, so werde ich der ganzen Sache wegen keinen Schritt weiter thun; denn Ruhm und Ehre ist wahrlich nicht dabei zu gewinnen."

„Eben darum will der Kapitän selbst mit Euch reden, und er läßt Euch dringend ersuchen, ihm diesen Abend eine Unterredung in dieser Laube zu schenken."

„Wo denkt der Kapitän hin? Ich ihm ein Rendezvous geben? Er mag Dir immerhin anvertrauen, was ich wissen soll."

„Bitte, bitte, gnädige Dame!" rief der Schiffsjunge schmeichelnd, „schlagt es ihm nicht ab! Er hat Euch wahrlich Dinge von der größten Wichtigkeit zu sagen."

„Er soll sie Dir in den Mund legen."

„Unmöglich! Er muß selbst mit Euch reden."

„Was mag er mir zu sagen haben?“ rief Friederike halb verdrießlich.

„Darüber mag er Euch selbst Auskunft geben. Ihr könnt meinen Bitten nicht widerstehen. Ihr habt schon eingewilligt; ich hör' es am Ton Euerer Stimme.“ Indem er diese Worte sprach, schlug er, gleichsam vor Freude, die Hände klatschend zusammen.

„Was thust Du?“ sprach die Dame. „Du wirst unvorsichtig.“ In diesem Augenblicke raschelte es hinten an der Mauer, und das Geräusch eines Sprunges in den Garten wurde vernommen. „Was ist das?“ rief Friederike; aber kaum hatte sie ausgeredet, als eine Männergestalt mit den Worten in die Laube trat: „Es ist Ihr ergebener Diener John Norcroß, der sich glücklich schätzt, mein gnädiges Fräulein, von Ihrer gütigen Erlaubniß sogleich Gebrauch machen zu können.“

„Wer hat Euch etwas erlaubt, Kapitän?“ zürnte Friederike. „Euer sonderbarer Besuch gleicht einem Ueberfall, und es wäre fürwahr das erste Mal nicht, daß Ihr auf diese Insel gekommen wär't, mich zu rauben.“

„Wenn dieser Schelm von Jungen mich betrog und mir das Zeichen gab, bevor er Ihrer Einwilligung gewiß war, so zürnen Sie mit der rothbäckigen Katze, aber nicht mit einem Männergesicht, das vor Freude strahlt, Sie wieder zu sehen, wenn auch im Schleier der Nacht.“

„Nun soll ich gar Euere Keckheit mit Euerer Freude entschuldigen. Wenn Ihr doch nur vorausgesetzt hättet, daß mich Euere Gegenwart nicht ganz unangenehm berühren würde.“

„Und darf ich das nicht hoffen?“ rief Norcroß

feurig. „Soll ich glauben, daß ich Ihnen gleichgültig geworden bin?“

„Ihr werdet unbescheiden, Kapitän! Wie befindet sich Euere Frau? Gewiß in erwünschtem Wohlsein. Was habt Ihr mir sonst Wichtiges zu sagen? Euer Bube hat viel Aufhebens von den Dingen gemacht, die ich aus Euerm Munde erfahren soll.“

„Sie sind grausam, Fräulein. Noch einmal schiebe ich die Schuld meines Kommens auf Juel. Er hatte Befehl von mir, durchaus nicht eher zu klatschen, bis Sie die völlige Erlaubniß zu meinem augenblicklichen Erscheinen ertheilt haben würden. Ich werde ihn hart strafen wegen Uebertretung meines Befehls.“

„Nimmermehr!“ rief Friederike. „Hört Ihr, Kapitän? Ihr straft ihn nicht!“

„Ich werde Euerm Befehl besser nachzukommen wissen, als er dem meinigen. Doch ich bin nun einmal hier. Sie wissen es ja, daß John Norcroß kein Sklave der Gewöhnlichkeit ist, und ich weiß, daß Friederike von Gabel mich deshalb nicht tadelt; denn unsere Bahnen kreuzen sich, fern von den betretenen Wegen der übrigen Menschen.“

„Ihr seid mir noch die Antwort auf die Frage schuldig geblieben, wie sich Euere junge Frau befindet.“

„O, Sie sind ein trefflicher Arzt für Fieberkranke. Eisumschläge auf den brennenden Kopf, Eis auf das glühende Herz. Sie haben Recht. Es ist Wahnsinn, in Fieberglut die Sonne anzubeten, wenn man bereits mit anderweitigem Lichte versorgt ist.“

„Es scheint, Ihr seid gekommen, mir Galanterien zu sagen.“

„Beim Himmel, nein! Ich kam — um über Anderes mit Ihnen zu reden. Sie erinnern mich zur

rechten Zeit daran. Es ist nothwendig, daß ich wegen des bösen Handels selbst mit dem Kronprinzen rede. Ich wollte Sie bitten, Fräulein, mir Audienz bei ihm zu verschaffen."

„Es würde Euch nichts nützen, und viel schaden, Kapitän, wenn Ihr auf geradem und rechtem Wege diese Sache abmachen wolltet. Jede Audienz, in welcher Ihr von einer Herausforderung des Lords redet, würde Euch in's Gefängniß bringen. Und des Lords Geheimniß müßt Ihr doch in jedem Falle schonen."

„Welches Geheimniß?" fragte Norcroß.

„Nun — das Geheimniß seiner Brieftasche. Seid Ihr darüber nicht unterrichtet?"

„Ich weiß von keinem Geheimniß."

„So wird er es Euch zur rechten Zeit schon selbst entdecken. In keinem Fall dürft Ihr innerhalb der Stadt mit dem Kronprinzen reden. Die Herausforderung könnt Ihr schriftlich an ihn gelangen lassen."

„Das möchte uns Alles verderben. Sie rathen selbst zur Vorsicht. Es hieße unser eignes Spiel verrathen, gäben wir ihm ein Dokument in die Hand."

„Ich frage nicht, ob Ihr mehr als eine Herausforderung bezweckt; aber es will mich so bedünken Uebermorgen wird der Kronprinz auf die Jagd reiten — so spricht man wenigstens bei Hofe — und daß ich mich nach solchen Bagatellen Eueretwegen erkundige, um Hofgeschwätze, die mich schon lange anekeln, daran könnt Ihr sehen, wie sehr ich mich für Palmerston's Sache interessire."

„Wenn ich gewiß erfahren könnte, welchen Weg er nähme."

„Auch daß sollt Ihr. Hinwärts reitet er über das Ried und die untere Jagdhütte, herwärts wahrschein-

lich auf das Jagdschloß und von da am Strande über Güldenlund. Bei Hofe werden diese wichtigen Dinge alle vorher ausgemacht und besprochen. Doch damit Ihr ganz sicher seid, will ich morgen selbst den Kammerjunker von Raben darnach fragen. Der Pinsel wird glücklich sein, mir die ganze Richtigkeit weitläufig zu erzählen. Schickt morgen Abend Euern Buben wieder her."

„Sie werden mich sehr verpflichten. Und nun noch Eins! Lord Palmerston — oder jetzt Lieutenant Flaxmann — hat mir die zärtlichsten Grüße an das Fräulein von Ove aufgetragen. Ich kann mich meiner Pflicht nicht selbst entledigen. Nehmen Sie es über sich."

„Lassen wir diese Grüße! Die Verhandlung unter uns muß Geheimniß bleiben. Auch Christine darf nichts davon ahnen. Wozu wär' es auch? Der Lord soll ihr lieber einen Brief schreiben und sie mit seinen neuen Hoffnungen und Aussichten bekannt machen."

„Glauben Sie mir, die Stunde ist nicht mehr fern, wo Flaxmann das ihm theure Mädchen heimführen wird. Wir haben jetzt größere Hoffnungen als je, daß Jacob Stuart den Thron seiner Väter bald besteigen wird."

„Dann ist die Stunde ihrer Vereinigung gewiß sehr fern, wenn nicht für immer entschwunden."

„Sie sprechen in Räthseln."

„Auch Euch werden sie sich lösen, so wie sie sich mir gelöst haben. Aber des Einen seid versichert, nur erst, wenn Jacob Stuart alle und jegliche Hoffnung auf den englischen Thron aufgegeben oder verloren hat, erst dann ist Möglichkeit vorhanden, daß Christine Flaxmann's Weib werde."

„Ich darf nicht in Sie dringen, sich mir darüber deutlich zu machen, sobald Sie Gründe vorschützen, dies mir zu verweigern. Nur die eine Frage erlauben Sie mir noch: werden Sie Christinen nach Schweden folgen, wenn ihr Geschick sie dahin ruft?"

„Was sollt' ich dort? Ich habe nichts in Schweden zu suchen."

„Das Glück, das Ihrer würdig ist, und das Sie in Dänemark nie finden werden?"

„Mein Schicksal kann sich nur im wildesten Sturme des Lebens oder in der tiefsten Ruhe erfüllen. Jeder Mittelweg wird mir verhaßt und verschlossen sein. Das Letztere hab' ich getrieben, vielleicht öffnet sich mir die Bahn zum Ersteren. Ich schwör' Euch zu, diese Ruhe ist mir unerträglich, aber ich zwinge mich dazu und werde mich zwingen, bis mein Herz todt ist. Ihr habt mich schwach gesehen, Kapitän, dafür will ich büßen. Oder ich will meinen Zorn am Leben auslassen, daß Alles verkehrt und dumm, albern und schülermäßig in unserer kleinen Menschenwelt ist, und Gottes große Welt doch so herrlich, so weise, so unbegreiflich schön. Geht, Kapitän! verlaßt mich!"

„O warum mußte das Schicksal uns trennen!" rief Norcroß.

„O winselt nicht so kläglich! das ist mir vollends zuwider. Ihr seid ein schwacher Mann!"

„Ein wahres Wort! Es wäre anders, wenn ich nicht ein schwacher Mensch gewesen wäre."

„Schweigt, schweigt, Kapitän, und geht mit Gott! Wir wollen uns nicht wiedersehen; es ist besser für uns Beide."

„O weh mir!" rief Norcroß.

„Vielleicht sehen wir uns auch wieder," setzte Friederike weicher hinzu.

„Und wo? und wann?" fragte der Kaperkapitän rasch.

„Auf dem stürmenden Meere, im wüthendsten Aufruhr der Wellen, im Schlachtensturm unter dem Donner der Kanonen. Verflucht sei die widernatürliche Ruhe! Wenn der Odem des Lebens mich wild umweht, Meereswellen an mir vorübersausen, wenn die Kanonenkugel Meeresschaum aufwühlt, wenn die Masten splittern, dann — dann wird mir wohl sein. Vielleicht," setzte sie mit begeisterter Stimme hinzu, „zerreißt dann eine Kugel aus Kapitän Norcroß Schiff dies wilde Herz." Mit schnellen Schritten eilte sie den Garten entlang dem Hause zu.

„Göttliches Weib, Dich in meinen Armen auf der empörten Meerfluth, und die Könige der Erde wären Bettler gegen mich! O Friederike! Das Leben hat mich betrogen; wohlan, ich will es wieder betrügen. Euch, ihr finstern Mächte, sei fortan mein Leben geweiht. Und Du, Kronprinz, sollst die erste Wirkung meines Schwurs spüren."

Juel drängte den Garten zu verlassen. Sie stiegen über die Mauer.

16.

Verrath und Treue.

Christine, starr vor Verwunderung und Angst über das, was sie vernommen, schlich auf ihr Zimmer und brachte eine schlaflose Nacht zu. Wenn sie die Augen schloß, sah sie einen gräßlich blickenden Mann — sie wuste es, es war Kapitän Norcroß — mit blutigem Schwerte vor der Leiche des Kronprinzen stehen oder mit gezucktem Schwerte auf ihn eindringen, oder ihren Geliebten, Lord Palmerston, von einer Kugel getroffen, sich verbluten. Gequält von den Schreckbildern ihrer aufgeregten Phantasie, ersehnte sie den Morgen, er brachte ihr keine Ruhe. Zwar wurde sie nicht mehr von Schreckbildern gemartert, wohl aber von der Ueberzeugung geängstigt, dem Kronprinzen und ihrem Geliebten drohe ein großes Unglück. Von Jugend auf gewohnt, die Glieder des königlichen Hauses als heilig und unverletzbar zu betrachten, konnte sie den Gedanken nicht los werden, daß es ihre heiligste Pflicht sei, den Kronprinzen vor der Gefahr zu warnen. Vergebens stellte sie sich vor, wie tief ihr Geliebter vom dänischen Thronerben beleidigt worden sei; es mahnte sie ein inneres Gefühl, sie werde die unwürdigste Tochter Dänemarks sein, wenn sie ihres Vaterlandes und dessen künftigen Königs so gänzlich vergessen konnte, daß sie dem Letztern keinen Wink zukommen lasse. Auf der andern Seite machte sie den Schluß, daß die starke, stets wahre und gerechte Friederike gewiß auch in diesem Falle das Wahre erkannt haben müsse und wenn es nöthig sei, selbst die Schritte ge=

than haben würde, um Unglück zu verhüten. Sie versuchte es, die Schwache, sich an die Starke zu lehnen, jene für die Folgen eines Duells oder was sonst noch vorgenommen werden sollte, verantwortlich zu machen, aber dann kam neue Besorgniß um das Leben ihres geliebten Palmerston über sie und sie zitterte schon bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß er verwundet werden könnte. So vom innern Streit gefoltert verging ihr der Morgen, sie hatte sich abgehärmt und war doch zu keinem Resultat gekommen. Vor Allem fehlte ihr der Muth, etwas zu thun. Da trat Friederike zu ihr in's Zimmer mit einem Gesicht voll strahlender Heiterkeit, wie es Christine noch nie an ihr gesehen hatte. Fast schien es, als ob sie die Rollen gewechselt hätten; die sonst so heitere lebensfrohe Christine war in sich gekehrt, ihr bleiches Gesicht zeigte Spuren tief empfundenen Schmerzes, und in die sonst so ernsten Züge Friederikens hatte die Sonne der Lebenslust Frühlingsblumen gesäet.

„Ich denke, liebe Christine, nach unserm Mittagsmahl machen wir einmal einen kleinen Ritt. Ich sehne mich darnach. Seit drei Tagen sind wir ohnedies nicht viel zusammen gewesen.“

„Du fühlst es selbst, daß Du mich vernachlässigt hast.“

„Ach, gutes Kind, Du zürnest mir doch nicht? Du wirst mir doch nicht etwa gar umschlagen und sentimental werden? Nein, nein! Tröste Dich! Ich habe an einem großen Werke gearbeitet und habe mir vorgenommen, Dich nach dessen Vollendung in Erstaunen zu setzen.“

„Das wäre!“ versetzte Christine aufmerksam. „Und darf man denn gar nichts vorher erfahren? Gönnst Du mir nicht einmal eine kleine Ahnung?“

„O wenn Dir so viel daran liegt, so kannst Du auch Alles vorher erfahren. Ich habe in diesen langweiligen Tagen an der Versöhnung mit unserer Familie gearbeitet. Mit dem Herrn Papa bin ich schon gestern wieder ausgesöhnt und heute hat er mir die tröstliche Nachricht überbracht, daß er Deine Begnadigung von der Königin erbeten hat. Morgen schon sollst Du wieder aller Hoffreuden theilhaftig sein und Deine goldenen Fesseln anlegen. Hab' ich Dir nicht eine recht große Gefälligkeit gethan?“

„Du setzest mich in das größte Erstaunen, Friederike. Auch Du wieder bei Hof?“

„Ei, das versteht sich! Und zwar mit Dir in gleichen Verhältnissen, als Hof- und Ehrendame der Königin.“

„Wie konntest Du Dich so schnell verändern?“

„Der Mensch ist ja einmal ein veränderliches Wesen und das Weib ganz besonders. Sagen nicht alle Philosophen so? Warum soll ich gerade eine Ausnahme machen? Ich habe Lust, mir die Hofnarrethei wieder in der Nähe anzusehen.“

„Du bist mir unbegreiflich.“

„Ich bin mir's selbst. Aber hör' nur, ich habe auch ein besonderes Gelüsten, Komödie zu spielen und schäme mich doch im Herzen, selber auf die Bretter zu treten. Ei, so will ich mir ein paar Marionetten abrichten; die zieh' ich an meinen Fäden und spreche die Rollen hinter den Coulissen. So spielt' ich flott mit und Niemand von den Zuschauern merkt es.“

„Aber was soll ich unter jenen Larven?“

„Auch eine Larve vornehmen und mitspielen, gleich mir.“

„Ich will's!“ sagte Christine halb für sich, aber in einem ganz anderen Sinne, als Friederike es nahm.

Sie faßte nämlich in diesem Augenblicke den Vorsatz, gegen die Freundin sich zu verstellen, so wie jene sich unverkennbar gegen sie verstellte.

„Wohlan denn, so komm und besteige Dein Pferd!“ rief das Fräulein von Gabel. „Der Kronprinz hält morgen Jagd; da werden wir auch mitreiten.“

Christine horchte auf und stimmte bei. Sie verließen zu Pferde die Stadt und waren noch nicht lange geritten, als ihnen der Kammerjunker von Raben begegnete. Nach dem, was Christine am vorigen Abende in der Laube gehört, war es ihr nicht schwer, zu errathen, daß ihre Gespielin mit Absicht diesen Weg gewählt und durch ihre Kundschafter erfahren hatte, daß der Kammerjunker hier zu treffen sei. Dennoch fiel ihr Friederikens Benehmen auf. Mit freundlichen Blicken lud sie ihren sonstigen Verlobten zu ihrer Begleitung ein und ermuthigte ihn, als er dadurch angelockt, mit kriechender Freundlichkeit nahte und einige nichtssagende Worte stammelte, durch wohlgefällige Rede noch mehr. Hätte Christine nicht in der Laube die Unterredung ihrer Freundin mit dem Kaperkapitän belauscht, sie würde nicht aus dem Erstaunen herausgekommen sein.

„Nicht schön genug kann ich Ihnen den Eindruck beschreiben, mein werthes Fräulein,“ süßelte der Kammerjunker, „den die Nachricht von ihrem morgenden Erscheinen in unserer Hofwelt in allen Gemüthern hervorgebracht hat.“

„In allen?“ fragte Friederike schelmisch. „Sie beurtheilen Andere wohl nach sich.“

„Ach, wie schön gesagt!“ jubelte der Kammerjunker. „Das Bewußtsein, daß in Ihnen die Ueberzeugung von meiner Wonne lebt, Sie nun wieder in denjenigen Zirkeln zu sehen, wohin Sie nach Geburt

und Talent gehören, schon dies Bewußtsein macht mich überglücklich. Erlauben Sie, daß ich Ihnen dafür die Hand küsse."

„Hier, mein Ritter, küssen Sie sie!"

„Aber wahrlich auf die Gemüther unserer Hofdamen wird diese Nachricht nicht gleichen Eindruck gemacht haben; denn die Sterne müssen erblassen, wenn die Sonne aufgeht, und nun zumal, nachdem ein neidisches Gewölk uns ihren strahlenreichen, erquickenden Anblick so lange entzogen hat."

„Sie werden ja ganz poetisch, mein Ritter. Sie haben gewiß die Franzosen in der Zeit studirt, seit wir uns nicht sprachen; denn ich erinnere mich nicht, früher ähnliche Reden von Ihnen gehört zu haben. Wer wüßte, was sonst geschehen wäre!"

„Ha, ich habe sie Tag und Nacht gelesen, studirt, sie in Blut und Saft verwandelt; ich glaube, ich bin selbst ein zweiter Corneille oder Racine geworden! Und weshalb dies Alles? O weil ich noch nie die Hoffnung verloren hatte, der Mai des Lebens werde mir an Ihrer Hand noch einmal blühen. Warum? sag' ich. Um Ihnen zu gefallen. Warum? Weil Sie die Franzosen loben. Ha! und schon winken mir die Früchte meiner Anstrengung. Nicht wahr, ich bin ein ganz anderer Mensch geworden? Alles durch Sie, mein theuerstes Fräulein. Der Kronprinz lobt mich auch täglich mehr, und seit er vollends weiß, daß Sie Ehrendame der Königin sind, ist er ganz wie närrisch in mich verliebt."

„Wirklich? Das gönn' ich ihm von Herzen. Sagten Sie nicht, daß der Kronprinz morgen eine große Jagd halte?"

„Sagte ich es schon? Nun, eine große Jagd wird es nicht. Nein, ein kleiner vertrauter Zirkel.

die nächsten Freunde Seiner Königl. Hoheit. Es werden nicht viel Damen dabei sein. Aber unter den Wenigen wird man die Beiden nicht vermissen, welche ein böses Geschick zeither von den Hoffesten entfernt hielt. Wenn Sie nach Hause kommen, werden Sie die Einladung Seiner Hoheit finden."

„Man wird doch fragen dürfen, wohin es geht?"

„Ich stehe mit der größten Freude zu Diensten." Der entzückte Kammerjunker erzählte nun mit der umständlichsten Breite, wie viel Uhr man aufbrechen werde, wer dabei sei, wohin der Weg gehe, was der Prinz für ein Pferd reite, wo man Halt mache, wo man frühstücke u. s. w.

Man hatte auf Friederikens Veranlassung den Weg nach dem Hafen eingeschlagen. In der Nähe desselben bemerkte Christine zur Seite oft einen jungen Menschen in Matrosentracht. Sie sah, daß er Friederiken nie aus den Augen ließ, daß diese ihm verstohlen winkte. Im Hafen angelangt, verlangte Friederike nach einer Erfrischung. Der Kammerjunker hob die Damen von den Pferden und führte sie in die Schenke, wo vornehme Gäste einzukehren pflegen. Er selbst eilte, das Verlangte zu bestellen. Friederike trat in eine Fensterwölbung und Christine, die sich unaufmerksam stellte, sah sie ein Blatt aus dem Busen ziehen, mit einer Bleifeder darauf schreiben und wieder verstecken. Nachdem sie sich erfrischt, bestiegen sie die Pferde wieder. Der Knabe stand hinter Friederiken. Sie drückte ihm das Papier in die Hand und schwang sich in den Sattel. Jetzt wußte Christine, daß er derselbe war, den sie am Abend vorher gesehen hatte.

Jetzt glaubte sie die geheiligte Person des Königssohns von ihrer eignen Freundin verrathen. Friede-

rikens Verstellung kam ihr verächtlich vor, und daraus gewann sie Kraft zu dem Entschlusse, zu handeln. Sie wollte mit auf die Jagd reiten und des Kronprinzen schützender Genius sein. Sobald sie darüber mit sich im Reinen war, wurde sie ruhig und wohnte Abends mit Heiterkeit einem Familienfeste bei, welches der alte Vice-Statthalter seiner Tochter und seiner Nichte zu ihrer Wiederkehr in sein Haus und seine Liebe gab.

Die Einladung des Kronprinzen war wirklich da. Zur bestimmten Stunde ritten Friederike und Christine an den Versammlungsort. Da sie den folgenden Tag erst der Königin vorgestellt werden sollten, so waren sie heute nur incognito von der Partie. Sie wurden Beide mit Auszeichnung vom Kronprinzen empfangen, und er schenkte von Stund an Friederiken wieder die alte Aufmerksamkeit; sie nahm die Huldigung wie einen ihr gebührenden Tribut an und war freundlicher und liebenswürdiger, denn je zuvor. Der Kammerjunker von Raben schwamm nicht weniger in einem Meere von Entzücken, als sein gnädiger Herr und Gebieter; denn so viel holde Worte, so viel süße Blicke hatte er selbst zur Zeit seines Bräutigamsstandes nicht von Friederiken erhalten. Es war Allen, als habe zwischen ihrem letzten Erscheinen in den Hofzirkeln und dem heutigen Tage ein böser Zauber gelegen, der nun gelöst, auch all' das harte und unweibliche Wesen, welches sonst an Friederiken mißfiel, mit hinweggenommen und so sie zur trefflichsten Dame umgewandelt hätte. Nur Eine war, die die schlaue Spielerin durchschaute, die da wußte, daß gerade in diesen Augenblicken, wo das süßeste Lächeln für den überglücklichen Königssohn Friederikens schönen Mund umspielte, ihr Herz in den wüthendsten Hassesflammen

gegen ihn aufloderte, in Flammen, die ihn in das Verderben hinabzureißen drohten. Auch Christine suchte ihrer Bewegung Meisterin zu werden und unter der Maske froher Laune die Bekümmernisse, die sie bedrückten, zu verbergen.

Der Kronprinz gab sich an Friederikens Seite dem Vergnügen der Jagd hin. Sie that Alles, ihn zu bezaubern. Der Schwächling war bald ermüdet; man ritt aus den Wäldern und wandte sich nach Güldenlund. Dort nahm die Gesellschaft eine Erfrischung ein. Der Tag begann sich zu neigen. Als Christine wieder zu Pferde stieg, sah sie plötzlich den Schiffsjungen neben Friederiken stehen.

„Wir reiten doch am Strande hin?" sagte Friederike wie gleichgültig zum Kronprinzen. „Wir sind Alle ermüdet und es ist der kürzeste Weg."

„Sie haben Recht, mein Fräulein," versetzte Prinz Christian. „Ich sehne mich nach Ruhe und wähle den Weg, den Sie mir vorschlagen."

In diesem Augenblicke lief Juel davon und verschwand in den Büschen des Strandes, aber auch in demselben Augenblicke war Christine an des Kammerjunkers von Raben Seite und flüsterte ihm hastig zu: „Halten Sie den Kronprinzen auf alle Weise ab, am Strande hinzureiten; es droht ihm dort große Gefahr. Ich beschwöre Sie beim Heiligsten!"

Raben sah das Fräulein groß an; es lag in ihren Worten aber ein so unverkennbares Gepräge der Wahrheit, daß er, ohne zu antworten, an des Kronprinzen Seite sprengte und sagte: „Wär es Euerer Königl. Hoheit nicht lieber genehm über die Höhe und Jägersburg zu reiten? Der Wind am Strande ist rauh und wild; ich fürchte, Ew. Hoheit möchten sich dort erkälten. Der Weg ist ohnedies holprig und un=

angenehm. Und wenn Sie auch über Jägersburg eine kleine Strecke weiter haben, so haben Sie doch nicht allein den schönen Vortheil, noch einige Minuten länger in der angenehmen Gesellschaft dieser Damen zuzubringen, sondern auch ebenen Weg und das Vergnügen, von der Höhe aus das Ende der Jagd noch mit anzusehen. Ich berufe mich auf das Urtheil der andern Herren und bitte unterthänigst, meinen Gründen ein geneigtes Ohr zu leihen."

Der Marschall von Gersdorf und der Kammerjunker von Reikov, die zunächst hielten, stimmten mit ein.

„Du bist ein gescheidter Kerl," versetzte der Prinz, „und Deine Gründe sind so überwiegend, daß man ihnen nachgeben muß. Heute wollen wir über Jägersburg reiten, morgen können wir die Tour am Strande hin machen." Friederike schoß einen giftigen Blick auf Raben, dann lenkte sie ihr Pferd auf die veränderte Straße, und war so freundlich wie zuvor. Verstimmt langte sie zu Hause an.

17.

Das Attentat.

Schneidend strich die Morgenluft über das Meer, auf dem die Nacht in unförmlichen Massen lag. Leise lief ein Schifflein von Schonen nach Seeland zu. Als die ersten Vorboten des Morgens jene lichtgrauen Streifen am fernsten Osthimmel, die düstre Meerfluth

mit schwachem Widerschein durchzitterten, nahte die Schaluppe dem Ufer. Der Tag stieg langsam auf, wie ein träger Schläfer, und sah verdrießlich auf das ruhige Meer und das schweigende Land. Die Schaluppe suchte sich vor seiner zunehmenden Helle zu verbergen. Sie bog um Güldenlund in eine kleine Meerzunge ein, über welche die von Kopenhagen am Strande hinlaufende Straße eine breite steinerne Brücke geworfen hat. Unter den Bogen dieser Brücke hielt das kleine Schiff an; hier war es jedem neugierigen Auge verborgen. Am schmalen Uferrand, neben den Pfeilern der Brücke, wandt sich, die Blicke vorsichtig nach allen Seiten gewendet, jener schlaue Schiffsjunge, Juel Swale, hervor, den die Natur zum Spion bestimmt zu haben schien. Mit einigen Sätzen war er über die Landstraße hin und flog mehr als er ging, nach dem Hafen zu. Er war diesmal als Betteljunge gekleidet und trug in seiner Jacke ein Stück Brot und einige Kupferpfennige. An den Hafengebäuden angelangt, in welchen es eben anfing lebendig zu werden, schlich er wie eine Katze um die Zäune, und als er sich irgend eine schickliche Stelle ersehn, die er gesucht hatte, kauerte er sich am Boden zusammen, als ob er schliefe. In dieser Stellung hatte er noch nicht lange gelegen, als er aus einem der Gärten Schritte und Stimmen vernahm. Nun schnarchte er aus Leibeskräften. „Behüt' Dich Gott, Sigbritte," sagte eine Männerstimme vertraulich und herzlich. „Heute und morgen hab' ich den Dienst, aber übermorgen komm' ich wieder." Es rauschten einige Küsse auf den vollen Lippen eines Mädchens, ein zärtliches Lebewohl tönte von ihnen, dann sprang der Mann durch den Zaun und war auf der Straße.

„J du lieber Gott!" rief er hier mit mitleidiger

Verwunderung, „liegt da so ein armer Kegel unter deinem freien Himmel eine kalte Nacht hindurch und schläft. Junge, so steh' doch auf! Armer Teufel, magst schön gefroren haben! O Christ mein Herr, da hab' ich wärmer gelegen in dieser Nacht!"

Juel hatte unvermerkt geblinzelt, ob er des Mannes, den er gesucht, gewiß sei, und als er sich überzeugt, es sei der Rechte, übergab er sich aus Schelmerei wieder einem so tiefen Schlafe, daß der Mitleidige Mühe hatte, ihn aufzurütteln.

„Junge, bist Du toll, hier am Zaune auf offener Straße zu schlafen? Warum krochst Du nicht zu den Matrosen oder in einen Stall?"

Juel spielte die Rolle eines eben aus tiefem Schlafe Aufgerissenen gut. Erst nach einer Pause stammelte er: „Ach, lieber Herr, ich war zu todmüd'; ich bin hier umgefallen. Und Geld hab' ich keins, als diese paar Pfennige, damit hab' ich mich nicht getraut in ein Haus zu gehen. Die Hunde beißen einen gar arg."

„Aber wer bist Du denn, und woher kommst Du? Wem gehörst Du an?"

„Ich gehöre gar Niemand an; bin aus Jütland, mein Vater ist von den Schweden erschlagen worden — er war ein Schiffsbauer — meine Mutter ist gestorben, unsere Hütte ist eingefallen, und im Dorfe sind sie selbst Alle arm. Da sagten sie zu mir, ich solle nach Kopenhagen gehen zum König, der müsse mich einen Zimmermann werden lassen; denn mein Vater sei ja in des Königs Dienst gestorben. Da bin ich fortgegangen und habe mich bis hierher gebettelt."

„Bist ein schmucker Junge und gefällst mir. Warte, Dir soll geholfen werden. Hier hast Du Münze, da

mit geh' dort um die Ecke herum in die Herberge. Iß und trink und laß Dir's wohl sein. Jetzt ist's ungefähr halb sechs Uhr. In drei Stunden sei in jenem Dorfe, was dort aus dem Morgennebel guckt. Stelle Dich vor dem Dorfe an die Straße, am besten auf die Brücke. Und wenn Du auch eine Stunde warten solltest, so werden doch endlich fünf Reiter kommen, wovon zwei vorn reiten, zwei folgen und ich zuletzt. Den jungen bleichen Mann von den vordersten schrei um Hülfe an, ich will ihm dann Deine Geschichte schon erzählen. Winsele nur recht. Es wird Dir geholfen!"

„Wer ist der Herr, den ich anflehen soll, und wer seid Ihr, lieber Herr, der mir so guten Rath ertheilt?"

„Na, es wäre eigentlich gar nicht nöthig, daß Du's eher erführst, bis Dir geholfen ist, aber weil Du mir gefällst, Büblein, so will ich's Dir sagen. Der junge Mann ist Se. Königliche Hoheit, der Kronprinz Christian von Dänemark, der heute seinen Morgenritt hierher nehmen wird, und ich bin Sr. Hoheit Leibdiener, Iverbrink."

„Aber, aber wird denn die hohe Königliche Hoheit nicht gleich einen so armen Jungen todt reiten, der sich wagt, ihr in den Weg zu treten?"

„Du bist ein dummes Kind! Der Kronprinz ist gar ein lieber, frommer Herr, der gern allen Armen helfen möchte. Gutes thut er gewiß Allen, die sich ihm vertrauensvoll nahen. Glaub' nur, er wird eine rechte Freude haben, Dir Gutes zu erweisen."

Juel versprach, sich am bestimmten Orte einzufinden, und Iverbrink eilte nach der Stadt. Sobald sich der Junge allein sah, ging er anbefohlener Maßen in das bezeichnete Wirthshaus und bestellte sich ein

mageres Frühstück. Er hatte dort noch keine halbe Stunde zugebracht, als ein seemännisch gekleideter Mann hereintrat, der ihn mit den Augen freundlich grüßte und sich neben ihn setzte, ohne jedoch ihn anzureden. Aber kaum war der Wirthsknecht aus der Thüre, als der Seemann den Schiffsjungen leise fragte: „Ist Dir der coquin in das Ankertau gelaufen und hängen geblieben?“

„Vortrefflich!“ versetzte Juel und erzählte das Erlebniß dieses Morgens.

„Ma foi! Ich wußte, daß der dumme Vogel an diese Beere gehen würde. Aber es ist doch nicht so geglückt, wie ich gern wünschte. Monsieur Iverbrink hätte Dich gleich mitschleppen sollen; ich wollte wetten, der Kronprinz hätte Dich ohne Weiteres bei sich behalten, und dann wäre des Kapitäns Plan besser geglückt, als er mit seiner Klugheit berechnen kann. Er übereilt sich.“

„Laßt doch, Herr Courtin,“ versetzte der Junge, „ich denke, das Glück ist mir so günstiger gewesen. Was hätte es mir denn geholfen, wenn mich der Leibdiener mit in das Schloß genommen hätte? Auf keinen Fall wäre ich doch sogleich in die Nähe des Kronprinzen gekommen, so daß ich ihn belauschen und die günstige Stunde hätte abpassen können, und wenn ich das wirklich vermocht hätte, wo wäre dann mein Kapitän gewesen? Er kann ja nicht gut einen Tag hier liegen, ohne sich zu verrathen. Glaubt Ihr denn, man kennt ihn nicht? Nennt nur einmal seinen Namen laut und Ihr sollt Euer blaues Wunder an den erschrockenen dänischen Schafsgesichtern sehen, die um Euch herum stehen werden.“

„O ich weiß, ich weiß!“ rief der Franzose. „Ich

hab's versucht, ganz Dänemark hat Respekt vor John Norcroß."

„Nun also! Langes Zögern brächte Gefahr. So aber hat mich die gute Seele auf die Brücke bestellt, gerade auf die Brücke, unter welcher unsere Schaluppe versteckt liegt. Der Kronprinz kommt mit kleiner Begleitung, er hält sich jedenfalls etwas bei mir auf, indem ihm der Leibdiener meine vorgeblichen Schicksale erzählt. Ist dies nicht der günstige Augenblick für einen unsrer vierschrötigen Matrosen, die schwache königliche Hoheit sachte von hinten vom Pferde zu ziehen und huckepack in die Schaluppe hinabzutragen, so kommt kein andrer wieder."

„Du hast Recht, kleiner Fuchs. Es geht vielleicht so am besten."

„Euer Vorschlag, Meister Courtin, hat sich demnach als gut und prakticabel bewährt; nun sagt mir auch, wie Ihr auf den Einfall gekommen seid, mich hinter den Zaun an der Landstraße zu placiren. Ihr wart vorgestern, als Ihr mir die Stelle zeigtet, sehr schweigsam über diesen Punkt, und ich hatte Eile, wie Ihr wißt, weil unser Boot gleich abfahren wollte."

„Ich brachte durch meine Nachforschungen heraus, daß der Kronprinz sehr mildthätig ist und diesen Iverbrink, eine seelengute Haut, gleichsam zum Spürhund für alles arme Gesindel hält. Dieser führt seinem Herrn entweder die pauvre Canaille zu, oder fertigt sie selbst ab. Der Kronprinz liest dabei fleißig in der Bibel, und gilt nun für einen frommen und gottesfürchtigen Herrn. Uebrigens ist ihm kein Schelmenstreich zu toll: davon aber spricht man nicht, wenigstens nicht öffentlich. Und wie der Herr, so das Geschirr. Iverbrink ist noch etwas dümmer als sein Herr, er hat aber doch mit der Tochter eines Schiffsbaumeisters eine

Liebschaft, ganz auf den Fuß derjenigen seines Herrn eingerichtet. Das heißt, er bringt alle Wochen zwei Nächte, wann er den Dienst hat, bei dem hübschen Kinde zu. Von diesen Geschichten erfuhr ich im Stillen und baute darauf meinen Plan, Dich dem Leibdiener und durch diesen dem Kronprinzen unterzuschieben. Denn Ihr müßt doch endlich einmal zum Ziel gelangen; es sind ja wohl schon vierzehn Tage, daß Ihr bei Nacht über die Kopenhagener Rhede stecht und am andern Tag unverrichteter Sache wieder heimkehrt."

„Erst zehn volle Tage sind's, Meister, als wir zu erstenmal anlegten. Drei Tage blieben wir da versteckt, am vierten brachte ich Euch den Brief vom Lieutenant Flaxmann, und an diesem Tage hätten wir die Hoheit fast auf der Jagd erwischt. Der Teufel muß uns ein Ei hineingelegt haben; denn Alles war vortrefflich eingeleitet. Nun kurz er ritt nicht am Strande hin und wir warteten vergebens. Hernach paßten wir ihn auf der Straße hinter dem Jagdhause auf, aber er kam mit einem Gefolge, als wollt' er in den Krieg ziehen, und wir durften uns nicht an ihn wagen. Und heute sind wir zum drittenmal da."

„Nun, bei meinem Schutzpatron, ich wollte, es geläng' Euch heute. Morgen, sur le nom de Dieu! nähm' ich Reißaus und wäre bald in Schweden bei meinem lieben Herrn. Es will mir ohnedies nicht recht in dänischen Diensten gefallen."

„Glück zu!" rief der Junge, „dann werdet Ihr auf dem Schiffe, welches Lieutenant Flaxmann nächstens als Kapitän führen wird, gewiß Kapitänlieutenant werden. Und meiner Wenigkeit hat Kapitän Norcroß versprochen, daß ich sogleich nach der Ausführung unsers Coup als Cadet angestellt werden soll."

„Laß uns ein Glas auf den besten Erfolg leeren!

Du verstehst das, trotz Deiner jungen Jahre, schon eben so gut, als Spitzbübereien treiben, und der König von Schweden wird einst keinen bessern Kaper haben, als den Kapitän Juel Swale."

„Dann mach' ich wenigstens meinem Lehrmeister keine Schande. Denn wahrlich, Se. Majestät hatte jetzt keinen bessern Kaper als den Kapitän John Norcroß. Das wissen auch die Dänen. Nicht wahr?"

„Ja tête bleu! Das wissen sie. Kapitän Norcroß soll leben, Junge!"

Sie stießen an und zechten. Hernach schlich Juel, mit Courtin's Grüßen und Rathschlägen befrachtet, wieder hinter den Zäunen davon, und war in kurzer Zeit auf der güldenlunder Brücke. Und als er mit scharfem Auge die Gegend ringsum durchspäht und nirgends etwas Verdächtiges entdeckt hatte, huschte er an dem Brückenpfeiler hinab, drückte sich an der Mauer hin um den Bogenrand und stand mit einem Sprung auf dem Schnabel der Schaluppe.

Kapitän Norcroß und Lieutenant Flaxmann, Beide als gemeine Matrosen gekleidet, eilten ihm entgegen, und der Junge erzählte seine Verrichtung, brachte die Grüße von Courtin und rieth, sich sogleich zum Wagestück bereit zu halten. Norcroß jubelte und gab dem Jungen zärtliche Namen.

„Wahrlich, Du beschämst uns Alle, meine schlaue Wasserratte; denn was unsrer Klugheit nicht gelingen wollte, das wird Dein Glück und natürlicher Witz ausführen."

„Und bist Du auch bei dem Fräulein von Ove gewesen und hast ihr meinen Auftrag überbracht?" fragte Flaxmann.

„Nein, gnädiger Herr, weil mir die Haupsache zu sehr am Herzen lag. Die Zeit drängt. Haben

wir erst den Kronprinzen, dann will ich Euch das Fräulein selbst holen. Ihr braucht alsdann nicht mehr durch Briefe und Bestellungen einander heimzusuchen, sondern könnt hübsch Tag und Nacht selbst mit einander verkehren."

„Du hast wohl daran gethan, daß Du Dich heute nicht in die Stadt gewagt hast," sagte Norcroß.

Flaxmann aber machte ein düsteres Gesicht.

„Ueberhaupt," fuhr der Kapitän fort, „will es mich jetzt mehr und mehr bedünken, als hätten wir doch weit besser gethan, die Weiber aus dem Spiel zu lassen. Es hat uns bis jetzt keinen Segen gebracht, das wir das Fräulein von Gabel mit in unser Geheimniß gezogen haben."

„Ihr sprecht Euch nur selbst das Urtheil, Kapitän," versetzte Flaxmann. „Es war Euer eigner Wille. Oder nein! Es war der Zug Eueres Herzens."

Norcroß schwieg betroffen. Endlich sagte er: „Es komme wie es wolle; wir pausiren heute oder müssen unser Heil noch mehr versuchen; ich habe nicht Lust, mit diesem Mädchen ferner zu verkehren. Weiber bleiben immer Weiber."

„Wie es Euch beliebt, Kapitän. Ich weiß eine Zeit, wo Ihr anders spracht."

„Die Ansichten ändern sich," versetzte Norcroß sich abwendend und seufzte. Er hatte die Hand unwillkührlich auf das Herz gelegt, als wolle er mit derselben dort einen auflodernden Schmerz ersticken.

Inzwischen war die Zeit herangekommen, wo Juel, nach Iverbrink's Bestellung auf der Brücke sein sollte. Er kroch also wieder hinauf und kauerte sich an die Brüstung nieder. Norcroß gab seinen Matrosen Befehl, die Flinten zu laden und die Schaluppe flott zu halten.

Juel sah zu seinem Aerger eine große Anzahl Menschen in einzelnen Truppen von der Stadt her kommen. Es gingen theils einzelne Menschen, theils Gesellschaften häufig an ihm vorüber. Mancher warf ihm eine kleine Gabe zu. Juel bedankte sich kaum, unwillig über den dadurch bewirkten Verzug des im Stillen verwünschten Schenkers. Endlich sah er einen kleinen Trupp Reiter und gab das verabredete Zeichen durch ein lautes Husten. Norcroß, Flaxmann und sechs Matrosen, die erstern mit verborgenen Pistolen, stiegen behutsam herauf, und Norcroß hatte sogar die Verwegenheit auf die Brücke zu treten und sich auf die Brüstung, wie ein fauler Matrose aufzulehnen. Die Andern hielten sich unter der Brüstung verborgen. Die Reiter kamen näher. Es war der Kronprinz mit dem Marschall von Gersdorf, die beiden Kammerjunker, von Raben und Reikov, und der Leibdiener Iverbring. Sobald des Kronprinzen Pferd die Brücke betreten hatte, warf sich Juel nieder und flehte kläglich um Gnade und Erbarmen. Der Kronprinz winkte dem Leibdiener, den Betteljungen zu beschenken. Dieser leistete dem Befehl Folge, und sagte, indem er sich herabbog: „Ach, Du bist's ja, armer Kleiner!“ Und sogleich ritt er an den unterdessen einige Schritte weiter gekommenen Kronprinzen und sagte: „Ew. Königliche Hoheit erlauben, dies ist kein gewöhnlicher Bettelknabe; ich kenne ihn. Er hat ein wunderliches Schicksal und ist ein allerliebstes Kind.“

„Nun so erzähle!“ rief der Kronprinz, und Iverbrink berichtete, er hätte ihn bei seinen Frühritten vor einigen Tagen schlafend gefunden, und begann das erlogene Schicksal des Jungen zu referiren. Jetzt sah Norcroß zurück und machte sich fertig, auf den Kronprinzen loszustürzen und ihn rücklings vom Pferde zu

reißen. Er warf noch einen Blick auf die Straße, da gewahrte er zu seinem größten Verdruß einen Trupp Menschen, die kaum noch einige hundert Schritte von ihm waren. Es war unmöglich, den Angriff im Angesicht dieser Leute zu wagen, und doch war es mehr als wahrscheinlich, daß, eh' sie weit genug entfernt seien, der günstige Augenblick und mit ihm der Kronprinz vorüber wäre. Doch der Leibdiener war umständlich, und Juel, der die herankommenden Menschen auch wahrgenommen hatte, so schlau, ihn oft mit Winseln und Klagen zu unterbrechen, auch sogar einigemale die Sache anders zu erzählen, Alles, um nur Zeit zu gewinnen. Der Kronprinz hörte geduldig zu und richtete sogar einige verfängliche Fragen an Juel, die dieser aber pfiffig beantwortete. Die Leute waren unterdessen herangekommen und gingen mit entblößten Häuptern hintern den Pferden weg. Norcroß, von der Tigerbegierde, mit welcher er auf sein Opfer hinstarrte, unvorsichtig gemacht, wendete weder das Gesicht ab, noch suchte er es in der Jacke oder unter dem Hute zu verbergen; er wartete mit der peinlichsten Ungeduld, daß die Leute die Brücke erst im Rükken haben möchten. Plötzlich hörte er die Worte in sein Ohr tönen: „Da steht ein Kerl, wenn der nicht aussieht, wie der schwedische Freibeuter Norcroß, so will ich heute noch am Focktau hängen.“ Aber der Halbverrathene verrieth sich nicht ganz. Obgleich ihm diese Worte alle Nerven zucken machten, so verzog sich doch keine Miene in seinem Gesichte; er sah sich gleichgültig um und gewahrte zwei Matrosen in der Gesellschaft der Lustwandler, von denen ihm Einer bekannt vorkam.

„Du bist nicht klug,“ versetze der Andere; „wie sollte dieser Seehahn sich hieher wagen?“

„Ich werde doch den Norcroß kennen,“ sagte der erste Sprecher wieder, „hat er mich doch zweimal in seinen Klauen gehabt, und es ist ja kaum ein gutes Vierteljahr her, daß er mich am jütländischen Walle aufbrachte und nach Marstrand schleppte, wo mich's meine dreißig Thaler kostete, um frei zu werden. Wenn nur der gnädige Herr Kronprinz nicht da in der Nähe hielte, so wollte ich ihn anreden. Die Aehnlichkeit kann nicht größer sein, wenn's ein Andrer ist. Aber es ist wider den Respekt, da stehen zu bleiben.“ Norcroß stand wie auf glühenden Kohlen, aber er sollte in noch größere Verlegenheit kommen; er sollte das spitze, zweischneidige Schwert an einem Pferdehaar über seinem Haupte schweben sehen. Der Kronprinz fragte nämlich in diesem Augenblicke: „Was stehen die Leute dort? Warum ist die Straße heute so lebhaft?“

Der Marschall von Gersdorf ritt heran, that aber nur die letzte Frage an die beiden Matrosen. Sie antworteten also auch nur: „Es ist heute Wurstschmaus und Tanz in Güldenlund,“ und eilten sodann, daß sie fortkamen. Hätte er die erste Frage des Kronprinzen auch an sie gethan, so wäre Norcroß ohne Zweifel verrathen gewesen. Aber in demselben Augenblick sprengte der Kronprinz davon, indem er Juel zurief: „Komm Nachmittag auf's Schloß; ich will für Dich sorgen.“ Auf seinen Wink warf Iverbrink dem Jungen noch ein Geldgeschenk zu. Der Marschall von Gersdorf hatte unterdessen den verkappten Kaperkapitän einen Augenblick lang mit den Augen fixirt und ritt dann, in Nachdenken versunken, neben dem Kronprinzen, so daß dieser ihn fragte, warum er plötzlich so stumm geworden sei.

„Es stand dort ein Matrose,“ antwortete der Marschall, „dessen Gesicht ich früher schon gesehen habe,

aber in einem andern Rocke, und vergebens besinne ich mich, wo und in welchen Verhältnissen."

„Das ist ja leicht möglich," versetzte der Kronprinz, „wer wollte sich darüber den Kopf zerbrechen." Sie ritten weiter.

„Jetzt hab' ich's!" rief plötzlich der Marschall, „es ist der englische Graf, der voriges Jahr auf seltsame Weise zu uns auf dem Wege nach der Jagd, die Euere Hoheit dem Czaar zu Ehren hielt, kam und verschwand, und das Fräulein von Gabel entführt haben sollte."

„Ist's möglich? Derselbe? Sie irren, Baron."

„Ich wollte darauf wetten."

Der Kronprinz wandte sich um; Norcroß war schon unter der Brücke. „Er ist fort," sagte der Kronprinz. „Und wenn er es auch wäre, was läge viel daran?" Er sprengte fort, das Gefolge nach.

Die vorübergegangenen Matrosen nahmen die Sache nicht so leicht, wie der Kronprinz. Sobald dieser mit dem Gefolge an ihnen vorüber war, kehrten sie stehenden Fußes um, um den ihnen so auffälligen Collegen auszufragen. Auch sie fanden zu ihrem Erstaunen weder Jemand auf der Brücke noch auf der Straße. Indem sie noch ihre Verwunderung darüber austauschten, strich die Schaluppe mit der Schnelle eines Raubvogels, wenn er aus den Lüften auf seine Beute herabstößt, unter der Brücke hervor, und war in wenigen Minuten, durch die Kraft gewaltiger Ruderschläge, im Meere. Und eh' die fast erschrockenen Seeleute sich nur einigermaßen erholten, flog das schwedische Schifflein schon über die Rhede. Jetzt rissen die Lümmel die Mäuler weit auf und der Eine bewies dem Andern mit dummer Freude, daß er doch Recht gehabt, und der verdächtige Matrose Niemand

weiter gewesen sei, als der berüchtigte schwedische Freibeuter. Nun eilten sie mit Sturmschritt auf den Wurstschmaus, um die neue Mähr zu verkünden. Man wunderte sich weiter, wie sie sich gewundert hatten, und die Geschichte ging von Mund zu Mund, wie die frischen Rothwürste und das Schnapsglas. Die Neugierigen liefen nach der Brücke und betrachteten sich die leere Stelle, wo das kühne Ungeheuer gestanden, guckten auch wohl unter die Brücke, wo das Boot gehalten hatte, verfügten sich dann in die Stadt, erzählten es weiter, und eh' es Nacht wurde, war's in ganz Kopenhagen bekannt, daß der gefürchtete Norcroß unter der güldenlunder Brücke gesteckt hatte.

18.

Neue Ermuthigung.

Die Schaluppe legte am schonischen Ufer an; Norcroß warf das Riemenblatt, das er selbst gehandhabt hatte, bei Seite und sprang an's Land.

„Wieder ohne ihn!“ rief er im höchsten Unwillen. „Es ist zum Verzweifeln!“

„Noch nicht verzweifeln!“ versetzte Flaxmann ruhiger. „Ein starker Baum fällt nur nach wiederholten Hieben.“

„Das Glück, Freund, kommt auf einmal und wirft als ein Orkan die stärksten Bäume um. Uns flieht das Glück, und Alles ist vergeblich.“

Der sonst so heftige Flaxmann war jetzt ruhig

...ders, als er rufe eine Meerfei, die ihn zur ... gegen sein Weib verleitet habe und von der ... nicht mehr lassen könne.

...mann lebte dagegen ein zerstreutes Leben. ...man bedachte, daß ihm vorzüglich an dem be= ...ten Raube des Kronprinzen von Dänemark ...legen gewesen war, so war die Gleichgültig= ...mit welcher er das Mißlingen des Planes ertrug, ...lich. Aber dieses Betragen fand wiederum ganz ... der Wankelmüthigkeit seines Charakters sei= ...und; er war nicht allein der Spielball eines ... Geschicks, sondern auch seiner eigenen Unbe= ...t. Er schien den Haltpunkt seines Lebens ... zu haben; und wenn auch jezuweilen der ... Christinen bald zu besitzen, in ihm aufglühte, ... es doch nur ein Strohfeuer, eben so rasch ...nden, als aufgerauscht. Man wußte, daß er ...dischen König reich mit Geld versehen wor= ... und es nahm daher Niemand Wunder, wenn ... auf dem üppigen Fuße eines Cavaliers leben ...ielte viel und mit Leidenschaft und schien unter ... und Karten ein besseres Loos, von welchem ...geträumt, vergessen zu wollen.

...er Woche war die Fregatte Graf=Mörner ... Hafen zu Marstrand, wo sie vor Anker ge= ... den göthaborger Hafen eingelaufen und war= ...n Befehl ihres Führers. Aber für diesen ...weder eine Fregatte, noch ein anderes Schiff ...eben, und Niemand von seinen Leuten hatte ... den Kapitän zu fragen, was nun eigent= ...n solle. Der Kapitänlieutenant Gad machte ...ergnügen, täglich auf den Fischfang auszu= ...e höchste Genuß für ihn. Meister Haber= ... Tag und Nachts in den Wirthshäusern und

und ausdauernd, und der sonst so besonnene Norcroß tobte gegen sein widriges Geschick. Seinen Unmuth vergrößerte ein Menschenzusammenlauf noch um ein Bedeutendes; denn sein beabsichtigter Raub des Kronprinzen von Dänemark war kein Geheimniß in Schonen geblieben. Alle Leute sprachen davon. Die Küstenbewohner kamen in Schaaren, sobald sie gehört, daß Norcroß angelangt sei, um den gefangenen Prinzen zu sehen. Ein Theil des dem feindlichen Königssohne zugedachten Hohnes traf nun den Kaper, der erst von diesem Unternehmen wie von einem Kinderspiele gesprochen hatte und nun schon zum dritten Mal ohne den Prinzen an die schwedische Küste kam. Diese Stimmung des Volks, welches sich auf die Ausführung seines Unternehmens kindisch gefreut hatte, war Norcroß unerträglich. Er brach noch an demselben Tage auf und langte am Abend des andern Tags im göthaborger Hafen an. Hier lag er fast eine Woche unthätig, ging mit Niemand um, selbst Flaxmann konnte selten etwas aus ihm herausbekommen. Er sprach nie davon, nach Stockholm zu seiner Frau zurückzukehren, und wenn ihn Flaxmann daran erinnerte, wehrte er ihn schweigend mit der Hand ab. Tags über saß er im Zimmer und schien über etwas zu brüten, wenn aber der Abend vom Meer herüber an's Land fluthete, dann schien's in ihm zu toben und er wurde lebendiger. Allein lief er dann am Ufer des Meers und ließ sich vom Sturme schlagen und schaute in die Finsterniß nach Seeland zu, als müsse ihm dort der Stern seines Lebens aufgehen. Dann hörten ihn wohl einzelne Schiffer, die sich verspätet, den Namen Friederike über das Meer hinrufen und noch andere wunderliche Worte, so daß ihnen grausig wurde und sie von dannen eilten; denn sie meinten

nicht anders, als er rufe eine Meerfei, die ihn zur Untreue gegen sein Weib verleitet habe und von der er nun nicht mehr lassen könne.

Flaxmann lebte dagegen ein zerstreutes Leben. Wenn man bedachte, daß ihm vorzüglich an dem beabsichtigten Raube des Kronprinzen von Dänemark Alles gelegen gewesen war, so war die Gleichgültigkeit, mit welcher er das Mißlingen des Planes ertrug, unerklärlich. Aber dieses Betragen fand wiederum ganz allein in der Wankelmüthigkeit seines Charakters seinen Grund; er war nicht allein der Spielball eines launigen Geschicks, sondern auch seiner eigenen Unbeständigkeit. Er schien den Haltpunkt seines Lebens verloren zu haben; und wenn auch jezuweilen der Wunsch, Christinen bald zu besitzen, in ihm aufglühte, so war es doch nur ein Strohfeuer, eben so rasch verschwunden, als aufgerauscht. Man wußte, daß er vom schwedischen König reich mit Geld versehen worden war, und es nahm daher Niemand Wunder, wenn man ihn auf dem üppigen Fuße eines Cavaliers leben sah. Er spielte viel und mit Leidenschaft und schien unter Würfeln und Karten ein besseres Loos, von welchem ihm einst geträumt, vergessen zu wollen.

In dieser Woche war die Fregatte Graf-Mörner aus dem Hafen zu Marstrand, wo sie vor Anker gelegen, in den göthaborger Hafen eingelaufen und wartete auf den Befehl ihres Führers. Aber für diesen schien es weder eine Fregatte, noch ein anderes Schiff mehr zu geben, und Niemand von seinen Leuten hatte den Muth, den Kapitän zu fragen, was nun eigentlich werden solle. Der Kapitänlieutenant Gad machte sich das Vergnügen, täglich auf den Fischfang auszufahren, der höchste Genuß für ihn. Meister Habermann lag Tag und Nachts in den Wirthshäusern und

füllte Grog in sich, nicht anders, als könne er den Graf=Mörner damit flott machen! Der alte Ebbe Reetz saß den ganzen Tag auf einem in die See hinausspringenden Steinblock und beobachtete das Wasser, und der Oberbootsmann Pehrsohn flocht mit den Matrosen am Ufer Taue. Die jüngern Officiere jagten den schmucken Mädchen nach, und so dachte Niemand an eine Abreise, oder auch nur an den nächsten Morgen, und am wenigsten kümmerte man sich um des Kapitäns Kummer. Nur eine Seele war bewegt davon, die auf die Fregatte gehörte, Juel Swale. Seit dem mißglückten Attentat auf den dänischen Kronprinzen hatte Norcroß nicht mehr mit ihm gesprochen. Dies war ihm ein tiefes Herzeleid. Dazu sah er des geliebten Meisters Pein und trug nun doppelt schwere Last im Herzen. Der arme Junge aß und trank nicht recht, saß meist auf seiner Kanone, schaute in's Meer und weinte. So hatte er's mehre Tage hinter einander getrieben, da sah er den Kapitän gegen Abend am Ufer gehen. Er sprang auf, lief über den Kai des Hafens und folgte Norcroß nach, und als dieser über das Meer schauend still stand, warf er sich ihm zu Füßen und rief halb weinend und die Hände empor streckend: „Ach lieber Herr Kapitän, seid Ihr mir bös? Ich konnte ja beim lieben Gott nichts dazu, daß wir den Schuft nicht erwischten. Ihr thut mir unrecht, Herr Kapitän."

„Thörichtes Kind," versetzte Norcroß bitter lächelnd, „Du wähnst, ich grolle Dir? Deshalb sei getrost, mein Junge, mein Groll gilt allein meinem Schicksale. Ach, Du weißt nicht, Juel, welch' wunderliches Schloß von Wünschen und Hoffnungen ich auf das Gelingen unseres Planes gebaut hatte! Der Grundstein steht und der Bau muß zusammenstürzen."

„Ei, daß Ihr Euch aber auch ein Haus auf dem Lande bauen wollt," sagte Juel, durch des Kapitäns Tröstung erheitert, mit komischer Kindlichkeit. „Ein so erfahrner Seemann, der so ganz und gar nur für das Wasser und auf dem Wasser lebt, hätte sich doch billiger Weise ein Schiff bauen sollen, einen Dreidecker mit hundert und zwanzig Metallzähnen."

„Du hast bei Gott Recht," lachte Norcroß auf, „und daran wird alle Schuld gelegen haben. Ein Schiff hätt' ich mir in Gedanken von meinen Wünschen bauen sollen. Aber sieh, dazu gehört zuerst der Kiel; auf dem Kiele ruht der ganze Schiffbau. Hab' ich den Kiel, dann frisch drauf los. Dem Schiffe gleicht mein Leben, nicht dem Hause; es schwankt und schwebt, und ist allen Stürmen preisgegeben. Nicht an die Scholle ist's gekettet, wie das Wohnhaus des Landmanns; es treibt in die weite Welt hinaus wie das Wasserhaus des Schiffers. Ja, ja, ein Schiff Junge! Du machst mir Freude mit Deinem Einfall. Aber wenn wir nur erst den Kiel hätten."

„Ich errathe wohl, wen Ihr unter dem Kiel versteht, Kapitän. Na, bis jetzt habt Ihr Euch immer nur nach einem Grundstein umgesehen zu einem miserabeln Wohnhause, und das war eine Sünde von Euch und die Sache konnte natürlicher Weise nicht gelingen. Ihr lacht, es ist ganz in der Ordnung, daß Ihr den Prinzen noch nicht erwischtet; denn er ist kein Stein, der in der Erde liegt und erst herausgegraben werden muß, um zum Grundstein zu dienen; bewahre der Himmel! er ist eine Eiche, ein Königsbaum, und ganz zum Kiel eines Schiffes geeignet. Holt ihn Euch als Kiel und Ihr werdet ihn haben."

„Junge, Du könntest mir wieder Muth machen."

„Ich beschwör' Euch, Herr Kapitän, wenn Ihr

je einmal den Muth verloren habt, was ich aber nicht glauben kann, o so sucht ihn wieder zu gewinnen und es wird Euch Alles gelingen! Sagt nur, was hat Euch zeither gefehlt?"

„Ach, ich weiß es selbst nicht!" seufzte der Kapitän. „Doch! doch!" rief er sich selbst wieder zu, „ich hab' es Dir ja eben gesagt, Junge, Muth hat mir gefehlt. Es scheint fast, als sollte ich ihn durch Dich wieder erlangen."

„Dann wär' ich ja der glücklichste Schiffsjunge auf der Welt. Seht, Ihr mögt nun an das Gelingen Eueres Planes noch so schöne Erwartungen geknüpft haben, glaubt nur, für mich war es auch keine Kleinigkeit; denn ich sollte ja Kadet werden, wenn wir das königliche Blut gekapert hätten, und nun bin ich noch immer Schiffsjunge. Aber den Muth hab' ich doch nicht verloren und immer und immer gedacht: wer weiß, wie sich's fügt; wir fassen ihn doch noch und Du bist Kadet. Denkt eben so, Herr, und sinnt auf neue Pläne."

„Ja, ich will eben so denken, Herzensjunge. Und für diesen Trost sollst Du Kadet sein."

„Ist's möglich! Victoria! ich habe gesiegt, und so werdet Ihr auch siegen. Ich habe erlangt, was ich ersehnt; Ihr werdet es auch. Nun seht, wie mir der Kamm schwillt! Ich will morgen, eh' der Tag graut, fort nach Seeland; ich will spioniren; ich will alle Löcher durchkriechen, will mich vom Prinzen unterhalten, ja wohl gar als Bedienter anstellen lassen, und Euch dann Nachricht geben, wann er Euch nicht entwischen kann. Laß mich noch einmal mit Courtin reden. Es soll Alles gut gehen."

„Geh' mit Gott, braver Junge! Wahrlich, schlüge in aller Schweden Brust ein Herz, wie das Deinige,

König Karl hätte schon lange über alle seine Feinde triumphirt."

Juel hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als den Lieutenant Flaxmann aufzusuchen und ihn mit der Sinnesänderung des Kapitän bekannt zu machen. Dieser verfügte sich, darüber erfreut, sofort an Bord des Graf-Mörner, wo er, nach Vermuthen, den Kapitän wirklich in voller Arbeit antraf. Die Nacht war unterdessen ganz hereingebrochen, und die beiden Offiziere setzten sich an die Lampe des Fockmastes nnd theilten einander ihre Gedanken mit.

„Kapitän," sagte Flaxmann mit Wärme, und ergriff Norcroß' Hand, ich höre mit Entzücken, daß Ihr noch einen Versuch machen wollt."

„Ja, noch einen Wurf will ich wagen. Fallen mir die Würfel wieder ungünstig; dann —" ein Seufzer erstickte seine Rede.

„Ach, Freund!" rief der Lieutenant, „Euer ‚Dann' ist für mich von noch größerer Bedeutung, als für Euch. Ich knüpfte nicht allein ein politisches Glück, nein, auch das Glück meines Herzens daran."

„Und könnt Ihr denn so bestimmt wissen, daß ich nicht dasselbe that, mein Freund?" versetzte Norcroß betont.

„Wie soll ich Euere Worte verstehen."

„Ihr wißt, Kamerad, mit welcher Gluth ich das Fräulein von Gabel liebe. Es ist mir nicht anders, als wandelte ich noch einmal unter den bühenden Mantelbäumen Portugals. Nach meinem letzten Besuch bei Friederiken in Kopenhagen war ich mit mir in's Klare gekommen, daß ich nur in ihrem Besitz glücklich werden könne. Meine Frau kann nie das glühende Herz befriedigen. Das Alles sah ich ein; ich fand, daß ich namenlos elend sei. Da schwur ich einst in

stiller Mitternacht unter dem Sternenhimmel auf dem Meere, daß, wenn mir der Wurf gelänge, wenn ich den dänischen Kronprinzen nach Schweden brächte, ich den König um meine Auflösung meiner Ehe bitten wollte. Ja, dann sollte Friederike mein sein."

„Ha, nun begreif' ich Euch!" rief Flaxmann. „Armer unglücklicher Freund! Ihr duldet die Qualen des Tantalus. Nun so laßt uns rastlos unserm Glücke nachjagen! Rüstet Euere Schiffe, laßt uns Alles an die Verwirklichung unseres Planes setzen!"

Und wie von einem unsichtbaren Gotte emporgerissen, sprang er auf und tobte über das Verdeck hin, wilde Ausrufungen und Aufmunterungen zur schleunigsten Abreise ausstoßend.

„So seid Ihr nun, Lieutenant," sprach Norcroß verweisend, „davon stürmend zur unrechten Zeit und inne haltend zur unrechten Zeit. Sollen wir sogleich nach Seeland, um uns die Köpfe auf die Mauer des Kopenhagener Castells an Pfähle spießen zu lassen?"

Flaxmann hörte ihn nicht, sondern sprach den an das Schiff anschlagenden Wellen von seinen Fieberträumen vor. Norcroß ließ ihn und arbeitete ruhig im Logbuche weiter.

19.

Der letzte Versuch.

Am andern Morgen reiste Juel ab und machte die Reise auf der Küste bis Karlskrona zu Land. Der Junge war unermüdet. Obgleich des Laufens ungewohnt, war der Junge doch unermüdlich auf den Beinen.

Von Karlskrona ließ er sich Nachts in einem kleinen Boote an eine unwirthliche Stelle der seeländischen Küste übersetzen, und war am andern Morgen mit der aufgehenden Sonne in der Hauptstadt des dänischen Königreichs. Da ihm der Kapitän verboten hatte, sich an das Fräulein von Gabel zu wenden, so suchte er allein den Bootsmann Courtin auf. Mit diesem verabredete er einen schlauen Plan. Juel sollte sich bei Iverbrink melden und in des Kronprinzen Dienste zu kommen suchen; Courtin aber wollte mehre als Matrosen in dänischen Diensten stehende Franzosen, die ihm ergeben waren, gewinnen, was er für nicht schwer hielt. Einen davon wollte er nach Göthaborg an Norcroß und Flaxmann schicken, um sie mit dem Plane bekannt zu machen. Juel quälte sich einige Tage mit Hunger und Durst, um ein kränkliches Ansehen zu erlangen, und schleppte sich dann eines Morgens in zerlumpten Kleidern an das Thor des königlichen Palastes. Die Schildwachen wiesen ihn mit ihren Hellebarden zurück, aber er wimmerte so erbärmlich und verlangte so kläglich zum Leibdiener Iverbrink, daß ein vorübergehender Diener ihm versprach den Leibdiener von seinem Verlangen zu benachrichtigen.

Eingedenk seiner Verpflichtung erschien dieser auch bald am Portale und erkannte den Jungen.

„J, mein Himmel, woher kommst Du jetzt erst?“ fragte er verwundert. „Es sind ja schon an drei Wochen, als sich die königliche Hoheit gnädig gegen Dich auf der Brücke zeigte, und Du solltest denselben Tag kommen. Wo hast Du unterdessen gesteckt?“

„Ach, Herr, eben die Gnade des Kronprinzen brachte mir großes Unglück zuwege!“ klagte der Junge. „An der Brücke nicht weit von mir stand ein Matrose — Ihr werdet ihn wohl gesehen haben — der ergriff mich, als Ihr fort war't, schleppte mich hinter die Brückenmauer und wollte mir das Geld nehmen, das Ihr mir geschenkt hattet; und als ich mich widersetzte, schlug er mich jämmerlich, nahm mir das Geld und ließ mich halbtodt hinter der Brüstung liegen. Erst Abends erwachte ich und wimmerte. Ein paar Bauern gingen vorüber und nahmen mich mit in ihr Dorf und dort habe ich bis jetzt krank gelegen.“

„Armer Schelm! Nun soll Dir's desto besser gehen. Komm herein. Ich will dem Kronprinzen Deine Ankunft melden.“ — Eine Stunde darauf saß Juel in stattlichen Kleidern im Zimmer der Pferdeknechte, und hatte bereits die Weisung, sich zum Jockei des Kronprinzen zu bilden.

Durch ein wohlberechnetes anschmiegendes Betragen wußte er sich bei Iverbrink einzuschmeicheln und durch diesen sich in die Gunst des Kronprinzen zu setzen. Er wurde zu kleinen Aufträgen benutzt und hatte oft Wege in die Stadt zu laufen. Kaum hatte er diese Geschäfte zur Zufriedenheit Iverbrink's ausgerichtet, als er auch schon vom Kronprinzen persönlich zu noch wichtigern Dingen gebraucht wurde. Diese bestanden in der Ueberbringung der geheimen Correspondenz des

Königssohns, ein Geschäft, wozu freilich ein schlauer Kopf gehörte, ein schlauerer wenigstens, als Iverbrink, und als solchen hatte sich Juel dem Kronprinzen bewährt. Auf diesen Gängen nun war es, wo Juel die schönste Gelegenheit fand, seine eigenen Geschäfte zu besorgen. Er traf jetzt öfter mit Courtin zusammen; dieser brachte ihn mit den gewonnenen Franzosen zusammen, von welchen einer bereits nach Göthaborg an den Kapitän mit dem von Courtin, Juel und den Mitverschwornen ausgedachten Plane abgereist war. Dieser Abgesandte wurde täglich zurück erwartet, als Juel etwas begegnete, was nicht in der Berechnung ihres Planes lag. Der Kronprinz übergab ihm nämlich ein Briefchen für das Fräulein von Gabel, die für sich zu gewinnen er durch ihr jüngstes Benehmen am Hofe wieder die schönste Hoffnung geschöpft hatte, und bat ihn dabei, sich dem Fräulein recht liebenswürdig zu zeigen, weil es sich wohl gar fügen könne, daß er der Diener des Fräuleins würde. Der pfiffige Junge kam dadurch in die erste Verlegenheit, weil er bis jetzt auf alle Weise vermieden hatte, in des Fräuleins Nähe zu kommen. Doch vertraute er seiner List und trat mit Zuversicht in Friederikens Zimmer. Aber zu seinem Unglück war Christine zugegen. Friederike erkannte ihn, und konnte einer kleinen Bestürzung nicht Herrin werden, welche Christinen keineswegs entging. Sie wurde auf den Knaben aufmerksam und kaum hatte er einige Worte gesprochen, als auch sie in ihm jene räthselhafte Gestalt erkannte, welche sie mit Friederiken und dem Kapitän Norcroß in der Gartenlaube belauscht hatte. Sogleich wurde sie wieder von jener Unruhe befallen, deren Qual sie schon damals erduldet hatte, und als sie vollends hörte, daß dieser Knabe Jokei des Kronprinzen geworden sei, stieg jenes

Unbehagen zur Angst. Friederike konnte natürlich in Christinens Beisein den Knaben, den sie hier und in solchen Verhältnissen zu sehen so höchlich verwundert war, nicht ausfragen; sie legte den Finger auf den Mund, nahm ihm den Brief ab und bedeutete ihn, die Antwort zu einer gelegenen Zeit zu holen. Juel verstand und ging. Am Abend war er wieder dort, und fand sie, wie er gehofft hatte, allein.

„Aber, Junge," rief sie ihm entgegen, „bist Du denn ein Hexenmeister? Hast Du denn etwas vom Lord Palmerston profitirt?"

„Die Sache geht natürlich zu, wie alle Hexereien des Lieutenants Flaxmann, obgleich Kapitänlieutenant Gad und Meister Habermann bis diese Stunde dabei bleiben, der Teufel sei im Spiele." Hierauf erzählte er ausführlich und offenherzig, wie er Jokei des Kronprinzen geworden war.

„Du hast Anlagen ein großer Mann zu werden, entweder ein großer Admiral oder ein großer Spitzbube. Aber das Alles hast Du ohne mich vollbringen können?"

„Es war so des Kapitäns ausdrücklicher Befehl. Er wollte Euch schonen, im Fall etwas entdeckt würde. Und das muß Euch ja lieb sein, schöne Dame."

„Sieh', Du bist doch noch ein Kind und verstehst Dich schlecht auf ein stolzes Weiberherz. Aber Dein Kapitän ist schier eben so unerfahren als Du; oder aber, er hat ganz andere Gründe und Ursachen."

„Bei Gott nicht!" rief Juel erschrocken. „Glaubt, was ich Euch sage. Mein Kapitän liebt Euch viel zu sehr, als daß er nur den Gedanken ertragen könnte, Ihr würdet von Seiten des Hofes mit dem leisesten Verdachte belastet, mit ihm in irgend einer Verbindung zu stehen." Und nun erzählte er gutmüthig-kindlich,

was der arme Kapitän zeither ausgestanden, wie er in Verzweiflung am Meeresufer ihren Namen gerufen habe u. dgl. m.

Friederike wurde von dieser natürlichen Schilderung, die den Stempel der Wahrheit an der Stirne trug, ergriffen. Sie küßte den Jungen auf die Stirn, und er gestand ihr, daß Kapitän Norcroß bald wieder nach Seeland kommen werde, um noch einmal sein Glück an der Person des Kronprinzen zu versuchen.

Hierauf wurde er mit einem Billet an den Kronprinzen, das weder kalt noch warm war, und der Bitte, bald wiederzukommen, entlassen. Sie hatte genug von ihm gehört, um den Mann ihrer Seele mit neu angefachter Glut zu lieben und ihr Schicksal zu verwünschen.

Der abgesandte Matrose langte nach einigen Tagen mit der Nachricht an, daß Kapitän Norcroß mit seiner Fregatte am folgenden Tag auf der kopenhagener Rhede sich vor Anker legen und unter falschem Namen als schwedischen Ueberläufer angeben werde. So war Courtin's und Juel's Plan. Diese wollten Lärm von der Sache machen und den Kronprinzen einladen, sich das herrliche Schiff zu besehen. Sobald er aber an Bord desselben sei, sollten die Anker gelichtet werden.

Am andern Morgen erschien die Fregatte; Juel wollte das Fräulein von Gabel benachrichtigen, daß der Kapitän da sei, und glaubte ihr damit eine Liebe zu erweisen. Um ganz sicher zu sein, schrieb er auf einen Zettel: „Der Kapitän ist da, und wird sich unter dem Namen Karsten als Ueberläufer melden. Wollt Ihr ihn sprechen, so kommt Nachmittags in den Hafen.“ — Dieses Briefchen trug er hin, um sie zu benachrichtigen, im Fall sie nicht allein sei. Aber er

fand sie allein, erzählte ihr seine Neuigkeiten und legte das Briefchen auf den Tisch. Friederike übersah es. Als Juel hinaus war, trat Christine in das Zimmer, und kaum hatte jene den Rücken gewendet, als sie das Papier nahm, es überlas, im Busen verbarg und damit forteilte. Einer ihrer Diener trug das Billet unverzüglich zum Kammerjunker von Raben.

Unterdessen hatte dem kühnen Norcroß noch einmal das Glück gewinkt. Der freundliche Morgen führte den Kronprinzen hinaus. Einige von seinem Gefolge thaten ihm den Vorschlag, ob er nicht längs den Küsten nach Güldenlund rudern wollte. Er fand Gefallen daran, und der Admiral Rosenpalm ließ ein schönes Boot anfahren. Courtin wußte sich die Führung desselben zu verschaffen und nahm einige seiner Ergebenen als Ruderknechte mit. Ein Kammerherr von Gabel, Friederikens Bruder, war diesmal dabei. Als sie nun einige Schüsse vor der Kalkbrennerei vorbei waren, gewahrte der Admiral Rosenpalm zuerst die Fregatte Graf=Mörner, und zeigte sie dem Kammerherrn Gabel. Man fragte ringsum, aber keiner von all' den Herren kannte das Schiff. Courtin wurde nicht gefragt und durfte also auch nicht antworten; er hielt es auch für klüger, zu schweigen, bevor Norcroß sich nicht bei der Admiralität gemeldet hätte. Doch hoffte er, der Kronprinz werde, von Neugierde getrieben, Befehl ertheilen, auf daß unbekannte Schiff loszusteuern, und somit wäre denn das ganze Spiel gewonnen gewesen. Und wirklich ging seine Hoffnung in Erfüllung. Hohe Freude leuchtete aus Courtin's Blicken; die Bursche strichen die Riemen mit Kraft, und das Boot flog seinem Schicksale entgegen. Da trat der Admiral Rosenpalm, ein bedächtiger Mann, hervor, und bat den Prinzen: Ob Se. königliche Ho=

heit nicht lieber geruhen wollten, wieder umzukehren, weil das Schiff doch Allen unbekannt und ihm verdächtig wäre. Die andern Herren stimmten bei, und der Kronprinz ließ sich zur Rückkehr bewegen. Ehe sie bei der Zollbude ankamen, sah man in der Ferne einen kleinen Fischerkahn vorüberstreichen, um den man sich nicht weiter kümmerte. Gleich darauf wurden die Anker auf der Fregatte gelichtet und mit stolzem Zuge ging sie vor Aller Augen nach Schonen hinüber. Sogleich befahl der Admiral, drei Schaluppen auszusenden, um zu sehen wer es gewesen wäre. Aber sie erreichten den beflügelten Gang des großen Schiffes nicht. Ohne Aufklärung kehrten sie um.

Als der Kammerjunker von Raben von dieser Spazierfahrt nach Hause kam, fand er das Billet. Aber er konnte daraus so wenig sehen, wer es geschrieben, noch durch welche Hand es ihm zugekommen sei. Er ahnte nur die Geberin. Genug, daß er es dem Kronprinzen überreichen konnte, um denselben zu überzeugen, in welcher Gefahr er geschwebt habe.

Jener Fischerkahn stand allerdings mit der Fregatte in Verbindung. Als er nämlich dem Schiffe nahe gekommen war, gab der junge Fischer ein Zeichen, daß er Depeschen zu überbringen habe. Norcroß stieg sogleich selbst die Treppe hinab.

„Hier," sagte der Fischer, „bring' ich Euch einen Brief von einer vornehmen Dame, die mir ihn eben selbst mit einer Belohnung übergeben hat. Ich brauche nicht auf Antwort zu warten." Und somit stach er wieder in See.

Norcroß hatte in der auf ihn lautenden Aufschrift Friederikens Hand erkannt. Mit eigenthümlichem Gefühle eröffnete seine zitternde Hand das Schreiben. Er las:

„Kapitän Norcroß!

Ihr seid verrathen, und wenn Ihr zaudert, in zwei Stunden dänischer Gefangener. Was dann Euer Loos sein würde, könnt Ihr selbst ermessen. — Ihr werdet staunen, aber Alles begreiflich finden, wenn ich Euch sage, daß Christine von Ove, die unwürdige Braut Eueres Freundes, die Verrätherin ist. Vor einer halben Stunde, als ich mich unverhohlen über den Antheil, den ich an Euerer Person nehme, bei ihr als einer Schwester aussprach, schlug sie plötzlich das Gewissen. Sie fragte mich, ob Ihr wirklich der Kapitän seid, welcher auf der Rhede als Ueberläufer liege, und als ich erstaunt und nicht begreifen könnend, wie sie zu solcher Wissenheit komme, es ihr bejahe, stürzt sie mir plötzlich in Verzweiflung und die Hände ringend zu Füßen, und fleht mich an, Euer Leben zu retten, welches in der größten Gefahr schwebe. Ich beschwöre sie, sich näher zu erklären, und sie entdeckt mir, daß sie Zeugin unseres Gesprächs in der Laube gewesen, und daß sie es sei, welche dem Kammerjunker von Raben einen Wink auf der Jagd gegeben, daß er den Kronprinzen nicht am Strande zurückreiten lassen möchte. Sie gestand ferner, daß sie mir diesen Morgen ein Zettelchen weggenommen, worauf mir Euer Junge blos schrieb: „„Der Kapitän ist Nachmittags im Hafen; er liegt als schwedischer Ueberläufer auf der Rhede."" Euer Name war nicht genannt. Sie hat beidemal den Verrath aus einer mißverstandenen Vaterlandsliebe begangen; eine große Angst, die sie nicht gräßlich genug beschreiben kann, hat sie dazu getrieben. Sie hat zerknirscht zu meinen Füßen gelegen, und jetzt wälzt sie sich noch in Thränen zerfließend auf ihrem Bette. Das Unglück hat uns verfolgt, daß ein schwaches Weib zur Mitwisserin

unsers Geheimnisses wurde. Ich muß bekennen, daß ich sie hasse, wie mein Vaterland; ich werde Anstalten treffen, sie bald zu verlassen. Sie hat jetzt begriffen, daß sie sich selbst frevelhaft den Brautkranz zerrissen hat, und ist untröstlich. Ich kann ihr nicht helfen, und überlasse sie ihrem Schicksale. Durch Euern Jungen, der doch wohl bald zu Euch zurückkehren wird, sollt Ihr wieder von mir hören. Ich habe ihn nicht wieder gesehen; er spielt seine Rolle vortrefflich. Eilt von der seeländischen Küste so schnell Ihr könnt.

Euere F."

Der Kapitän stand einen Augenblick bewegungslos, aber in seinen Augen begann ein fürchterliches Feuer zu glühen. Endlich ballte er die Faust und zerdrückte den Brief darin, und über seine Lippen schwebte ein entsetzlicher Fluch. Dann stieg er auf das Schiff hinauf und gebot, die Anker zu lichten und die Riemenblätter zu ergreifen. Stumm stand er auf dem Verdeck und schaute nach Kopenhagen hin, als das Schiff seinen Flügelgang nach der schonischen Küste zu nahm. Ein leises Zittern lief durch seine Glieder, er mußte sich mehrmals an dem nächsten Maste anhalten. Endlich glättete er den Brief wieder, schlug ihn zusammen und steckte ihn ein. Aber kein einziges Wort weiter, als die zum Befehlen unumgänglich nöthig waren, kam über seine Lippen. Sobald die Fregatte im Hafen von Karlskrona eingelaufen war, wurde sie von einer Menge Neugieriger empfangen, die alle den Kronprinzen von Dänemark über den Steg dahertreten zu sehen erwarteten. Aber es erschien Niemand; die Nachricht, daß Kapitän Norcroß den Prinzen wieder nicht gefangen habe, verbreitete sich schnell

unter der Menge, die mit Hohngelächter auseinanderlief.

Bestürzt rannte Flaxmann, der sich an das Ufer gedrängt hatte, über den Steg in das Schiff und erschrak noch mehr über die bedenklichen Gesichter der Matrosen. Er fragte nach dem Kapitän und wurde in die Kajüte verwiesen. Dort fand er Norcroß bleich, den Kopf in die Hand gestützt, den wilden Blick auf eine Stelle gerichtet, und um ihn seine Offiziere, den Bootsmann, den Steuermann und den Schiffschirurgus. Alle waren beschäftigt, ihm zuzureden, daß er sich doch an's Land begeben möchte. Er verweigerte es und antwortete ihnen auf ihre Vorstellungen nichts. Jetzt wurde Platz gemacht, und Flaxmann trat an den Tisch.

„Hier kommt mein Mann!“ rief Norcroß, sprang auf, griff in die Brusttasche, zog den zerdrückten Brief heraus und rief, ihm das Papier überreichend: „Les't!“ Der Lieutenant durchflog mit wirren Augen die Zeilen, die Farbe seines Gesichts wechselte vom glühendsten Roth in's Todenblaß, er sank auf einen Stuhl. Das Blatt entfiel seiner Hand, sein erlöschendes Auge traf auf Norcroß' durchbohrenden Blick.

Meister Habermann war bei der Hand und fragte: „Mit Verlaub, gnädiger Herr Lieutenant, soll ich Euch etwa eine Ader öffnen, oder habt Ihr irgend ein sympathetisches Mittelchen bei der Hand, dessen Wirkung Euere werthe Gesundheit vor den übeln Folgen des Schreckens bewahrte?“

Flaxmann beachtete ihn nicht, sondern rief mit dem Ausdruck eines ungeheuern Schmerzes: „Alles verloren! Und durch sie verloren!“

„Laßt ihn nur gehen,“ flüsterte der Kapitänlieutenant Gad dem Chirurgus zu. „Der Teufel hilft sei-

nen Leuten. So lang' er das Teufelspact in dem blutrothen Büchlein auf der Herzgrube trägt, ficht ihn nichts an, und er bedarf menschlicher Hülfe nicht."

„Noch nicht Alles verloren!" sprach Norcroß mit fürchterlichem Ernst und schlug Flaxmann mit der flachen Hand auf die Schulter. „Noch nichts verloren!" rief er mit Donnerstimme und die Glut einer entsetzlichen Leidenschaft stieg in sein Gesicht. „Ich sehe, daß Ihr nicht zum Seemann geboren seid, wie ich. Im ärgsten Toben des Sturms bewährt sich der Schiffer. Nacht muß es um mich sein, der Orkan muß wüthen, Blitze müssen mich umrasen, das Meer seinen Rachen gähnend aufreißen, dann wird's mir erst recht wohl, dann erst zeig' ich, daß ich ein Seemann bin! Jetzt will ich Alles an Alles setzen. Auf schon befahrnen Straßen komm' ich nicht zum Ziele, wohlan, so will ich mir neue entdecken! Und ich will zu meinem Ziele, und ich will! Kennt Ihr die ungeheure Kraft dieses Wortes? Ha! Ihr kennt sie nicht. Mein Plan ist reif. Er überragt all' Euere winzigen Entwürfe als ein Riese. Wir werden von heute anfangen, an drei Brandern zu arbeiten. Koste es was es wolle, ich werde die Meere durchziehen, um mir die Kosten aufzutreiben. Sobald sie fertig sind, suchen wir die dänische Flotte unter Tordenschild auf; sie muß in einer Nacht in Feuer aufgehen. Während sie noch brennt eil' ich nach Kopenhagen, und in der Verwirrung, welche die Nachricht vom Brand der Flotte dort anstiftet, komm' ich an den König und den Kronprinzen. Und rett' ich mich auch nicht, so sterb' ich freudig, wenn ich nur mein Ziel erreicht habe. Schwört mir Alle, mir den Plan ausführen zu helfen, den ich Euch eben enthüllt. Schwört mir, wenn Ihr nicht Feiglinge seid!"

Die Offiziere, wüste Menschen, deren Freude Mord und Brand war, schwuren ihm Beistand, und es erhob sich ein Jubelgeschrei in der Kajüte; denn den Meisten war der Kapitän zeither noch viel zu ordentlich gewesen, jetzt, da er Mörder und Mordbrenner zu werden versprach, jetzt war er ihr Mann.

Nur ein paar Augen wandten sich mit Abscheu von dieser Greuelscene ab, die des achtzigjährigen Steuermanns Ebbe Reetz. Er faltete wehmüthig die Hände und lispelte vor sich hin: „Großer Gott, soll ich so kurz vor meinem Ende einer so abscheulichen Sünde theilhaftig werden? O Himmel, kann ich noch länger unter einem jungen Manne dienen, der ein Königsmörder werden will? Und noch dazu der Mörder meines Königs! Ach, ich fühle jetzt mehr als je, daß ich ein Däne bin! Nein, nein! das kann ich nicht ertragen.“

Der sonst so gesprächige Greis, der so gern aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen auskramte und inmitten des jungen Matrosenvolkes erzählend und belehrend saß, wie die alte Zeit selbst, war von diesem Tage an wie verstummt. Er ging selten aus dem Schiffe und brütete immer still vor sich hin. Die Matrosen sagten: „Es muß vor des alten Reetz Ende sein; er hat seine Natur geändert und ist stumm geworden wie ein Fisch.“ Aber eines Tages fragte Einer den Andern: „Wo mag der alte Reetz stecken?“ Keiner wußte es. Einige erinnerten sich, ihn schon Tags vorher vermißt zu haben. „Er wird doch nicht etwa gestorben sein?“ hieß es wieder; aber da der Kapitän mit der geheimen Anfertigung der Brander trieb, so hatte Keiner Zeit, sich besonders um den alten Mann zu bekümmern, und da er eben nicht gebraucht wurde, so vergaß man seiner. Von Tag zu Tag wur-

den jedoch die Nachfragen nach ihm stärker, sein Verschwinden mußte endlich dem Kapitän gemeldet werden. Dieser, mit Racheplänen beschäftigt, machte nichts daraus, und so sprachen nur die Matrosen mit Bedauern von ihm; denn sie hatten ihn Alle lieb gehabt, und weil sein Abhandenkommen Allen unerklärlich war, so behauptete Kapitänlieutenant Gad geradezu, der neugebackene Lieutenant Flaxmann werde wohl am besten wissen, wohin der alte Mann gerathen sei; denn es liege außer allem Zweifel, daß dieser ihn weggehext habe. Diesen Verdacht sprach er endlich sogar ungescheut beim Kapitän selbst aus, und überhäufte diesen mit Vorwürfen, daß er einen solchen, als Zauberer und Hexenmeister entlarvten Menschen immer noch um sich dulde.

„Ihr werdet es noch einsehen lernen, Kapitän," rief er mit gutmüthigem Eifer, „daß dieser Chaldäer an alle Euerm Unglück Schuld ist. All' Euere Unternehmungen laufen schief, sobald diese böse Sieben im Spiele. Ich dächte doch, Ihr hättet Euch zeither überzeugt. Aber Ihr seid mit sehenden Augen blind. Ich sag' Euch, Ihr werdet noch an meine guten Rathschläge denken, aber dann wird's zu spät sein. Auch Euer jetziges Unternehmen wird mißglücken; ich sag' es Euch erst, es wird nichts daraus, und bloß weil dieser Teufelskerl daran Theil nimmt."

„Seid Ihr fertig?" fragte Norcroß barsch.

„Ja, Kapitän!"

„Nun wohl, so geht Euere Wege und bekümmert Euch nicht um ungelegte Eier; ich will die meinigen gehen und es eben so machen."

Gad fluchte in den Bart und ging.

Die Brander waren fast vollendet und Norcroß arbeitete an einem geschickten Ueberfallsplan; da langte

eines Abends auf einem dänischen Boote der Franzose Courtin im Hafen an und überbrachte noch denselben Abend zwei Briefe, den einen vom Fräulein von Gabel an den Kapitän Norcroß, den andern von Fräulein von Ove an den Lieutenaut Flaxmann. Der erstere lautet also:

„Kapitän Norcroß!

Ein unseliges Mißgeschick schwebt über all' Euern Unternehmungen. Ihr werdet vergebens gegen ein Euch feindliches Schicksal kämpfen. Euer Plan, die dänische Flotte zu vernichten und Tordenschild zu demüthigen, ist wieder verrathen; ganz Kopenhagen spricht davon; man trifft in Eile alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln. Man setzt sogar überall hinzu, Ihr wolltet den König und den Kronprinzen von Dänemark ermorden. Doch ist das Letztere wohl nur erdacht, um Euch in ein recht grell-gehässiges Licht zu setzen; ich will und mag nicht glauben, daß Ihr Euch so weit verirren könntet. Einen Königsmord kann der Freisinnigste nicht gut heißen.

Euer Plan soll durch Euern eignen Steuermann, einen uralten Greis und gebornen Dänen, verrathen worden sein, der, wie man erzählt, vor einigen Tagen hier anlangte und von seinem Gewissen getrieben die Anzeige bei dem Admiralitätsgericht machte.

Euer Fluch trifft mit Recht meine alberne Base; sie leidet sehr; und um das Maß ihres, Eueres und meines Kummers voll zu machen, ist auch Juel entdeckt und in Gewahrsam gebracht worden. Seine Handschrift, die Christine dem Kammerjunker von Raben übergab, hat ihn verrathen. Man wird dem armen Jungen kurzen Prozeß machen, und er ist nicht zu erretten. O ich bin namenlos unglücklich! Doch mir zum Trost scheint es, daß der Sturm meines Le-

bens mich bald in die wildesten Gewässer hinausführen werde. Dann hoff' ich, soll mir wieder wohl werden; die Anstalten zur Abreise sind gemacht. Doch nie sollt Ihr erfahren, wohin ich gehe. Lebt wohl, Kapitän!

F. v. G."

Der Brief an Flaxmann war des Inhalts:

„Ich sterbe, mein Geliebter, ich bin schon todtkrank, und der Tod wird mir ein willkommener Retter, ein Engel der Tröstung sein. Ach, ich habe in den Tagen meiner Leiden die Ueberzeugung gewonnen, daß ich Dich doch niemals hätte besitzen können und dürfen; das Schicksal hat es auch nicht dulden wollen, drum hat es mich zur Verrätherin an Dir gestempelt. Ja, ich bekenne mich schuldig, und doch ist mein Herz der alten reinen Unschuld noch voll. Der Konflikt meines und Deines Geschicks hat mich mit mir selbst in Verwirrung gebracht. Meine Heiterieit ist dahin. Du würdest mich kaum mehr erkennen. O für welche Sünden bin ich so hart gestraft! Ich habe keine begangen. Ich fehlte aus Schwachheit; ich bin kein starkes Mädchen, wie Friederike. Darum, mein einzig Geliebter, vergieb mir! Eine Sterbende fleht Dich um Verzeihung an, willst Du sie zurückstoßen? Vergieb, vergieb, o vergieb! Könnt ich doch vor Dir niederknien, könnt' ich meine Hände ringend zu Dir erheben, könntest Du in mein bleiches abgehärmtes Gesicht sehen, Du würdest sagen: Dir soll vergeben sein! Ja, Du wirst es sagen, ich weiß es! Laß es mich wissen, ich flehe Dich! Leb' wohl für diese Welt. Leb' wohl und vergiß nicht ganz Deiner unglücklichen Braut

Ch. v. O."

„Nun ist Alles aus!" rasete Norcroß auf. „Ver-

flucht sei das Weib, das mir meine herrlichsten Pläne verdarb!"

„Nicht ihr fluchen!" sagte Flaxmann und weinte. „Unser Mitleid verdient sie, nicht unsere Flüche."

„Und Ihr weint, wie ein Kind, das sein Püppchen verloren hat," höhnte der Kapitän. „Ich, auch ich möchte weinen, aber Blut; denn Thränen hab' ich nicht, Blut weinen über meinen lieben Jungen, den sie mir an den Galgen hängen werden. O Du Liebling meines Herzens, mußtest Du durch den Verrath eines geschwätzigen Unterrockes umkommen!" Hier brach der so feste Mann in ein verzweiflungsvolles Geheul aus. Dann rief er wüthend über das Schiff: „Jungen, stellt Euere Arbeit ein; es ist Alles vergebens. Der alte Reetz hat uns verrathen. Geht nach Hause, es wird bald Winter."

„Hab' ich es Euch nicht gesagt, Kapitän," erinnerte Gad, der neben ihm stand, „daß aus Euerm Unternehmen wieder nichts werden würde? Und warum?" Er deutete mit seinen langen dürren Fingern auf Flaxmann, der den Kopf an einen Mast gelehnt hatte.

„Ja, in's Teufels Namen! Ihr habt mir's vorher gesagt!" donnerte Norcroß den erschrocken zurückweichenden Kapitänlieutenant an. Dann wandte er sich zu Flaxmann und sagte ernst und mit einer gewissen wehmüthigen Feierlichkeit:

„Lieutenant, unsere Wege können fernerhin nicht mehr zusammengehen. Es ist kein Segen dabei. Wir müssen uns trennen. Morgen reis' ich mit meiner Fregatte ab, Ihr mögt über Euch selbst bestimmen."

„Ich habe schon," versetzte Flaxmann, hob das Haupt mit den dunkeln Augen voll schwerer Thränen

gen Himmel, reichte Norcroß die Hand, seufzte tief auf, und ging.

Als er, zerrissen vom fürchterlichsten Schmerz an's Ufer trat, fühlte er sich von hinten bei der Hand gefaßt. Es war Courtin.

„A l'honneur de marin!" sagte er. „Ich folg' Euch, wohin Ihr geht, Monseigneur. Ich habe den Dänendienst quittirt, und möchte mich wieder an Euch attachiren, um der Welt doch einmal den Beweis zu liefern, woran sie immer nicht glauben will, daß ein Franzos und ein Engländer in friedlichster Eintracht und im freundschaftlichsten Einverständnisse mit einander leben können. Wollt Ihr mich haben, Herr?"

„Du sollst mein Bruder sein!" rief Flaxmann und umarmte ihn. „Eben glaubte ich mich von Allen verlassen, die Geliebte hat mich betrogen und verrathen; der Freund hat mich verstoßen. Da schickt der Himmel Dich mir; ich fühle, es giebt noch eine Seele, die mich liebt. Nein, ich bin nicht unglücklich. Ich bin ein reicher, glücklicher Mann, denn ich besitze eines Freundes treues, theilnehmendes Herz."

Ende des zweiten Theils.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.